

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*



## TRANSZENDENZ UND GEMEINSINN

THEMEN UND PERSPEKTIVEN DES  
DRESDNER SONDERFORSCHUNGSBEREICHES 804

Herausgegeben von Hans Vorländer

Hans Vorländer (Hg.):  
Transzendenz und Gemeinsinn  
Themen und Perspektiven des Dresdner Sonderforschungsbereichs 804  
Dresden 2011

ISBN 978-3-86780-235-2

## VORWORT

Ikonisch verdichtet sich auf dem Umschlag dieser Broschüre das Selbstbild Dresdens. Von der Brühlschen Terrasse, „Balkon Europas“ genannt, geht der Blick auf die Kunstakademie, mit der gläsernen Kuppel des Kunstvereins, die mit einer eigenartigen Figur an ihrer Spitze besetzt ist, die sich beim näheren Hinsehen als Chimäre aus Nike und Fama zu erkennen gibt. Auf dem Sockel in der Bildmitte steht Gottfried Semper, der jene Oper baute, die heute medial auch als „das schönste Brauhaus Deutschlands“ bekannt ist. Und am hinteren Bildrand werden das neu errichtete Coselpalais, benannt nach der berühmten Mätresse August des Starken, und die wiedererrichtete Frauenkirche sichtbar. Sie ist das Stein gewordene Symbol für die Rekonstruktion des „alten“ Dresden und zugleich Objekt eines neu-alten Bürgerstolzes.

Betrachtet man dieses Bild, mag es verständlich erscheinen, dass manche sagen, Dresden sei gar keine Stadt, sondern ein Mythos. Indes, so wäre zu entgegnen, macht der Mythos erst die Stadt. „Elbflorenz“ – das ist die Erzählung von barocker Schönheit, Liebe zur Kunst und Prunk der alten Residenz. Es ist ein Erinnerungsmythos, zugleich aber auch ein Mythos der Wiederbegründung. Zwischen beide schiebt sich der Mythos des Opfers: die Zerstörung Dresdens am 13. und 14. Februar 1945.

In den Konflikten um die Kirchen- und die Stadtrekonstruktion, um die Restituierung von räumlicher Mitte und urbaner Identität, hat sich eine die Bürgerschaft mobilisierende Energie zu erkennen gegeben. Sie hat es vermocht, dass mehr als drei Viertel der Kosten für den Wiederaufbau der Kirche von privaten Geldgebern gespendet wurde. Zugleich hat diese gemeinsinnige Kraft aber auch bei der Bebauung der die Frauenkirche umgebenden Brachen zu einer Emphase historistischer Rekonstruktionstreue auf dem Neumarkt geführt. In der Erzählung von Zerstörung und Wiederauferstehung verschränken sich mithin mythische Eigentranszendierung der Stadt und aktuelle Gemeinsinnsbehauptungen in einer höchst spannungsvollen Weise.

Dresden illustriert die Fragestellung des Sonderforschungsbereichs, der in dieser Stadt auch seinen Sitz hat. Der Sonderforschungsbereich 804 „Transzendenz und Gemeinsinn“ wurde im Mai 2009 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft bewilligt und besteht seit dem 1. Juli 2009 an der Technischen Universität Dresden. Er umfasst 20 Teilprojekte aus drei Fakultäten und neun Instituten der TU Dresden sowie von Partnern der italienischen Universitäten Turin und Matera und der Universität Zürich, Schweiz. Zudem besitzt der SFB 804 ein Integriertes Graduiertenkolleg zur Ausbildung von Doktoranden und internationalen Stipendiaten. Das Forschungsprogramm sieht vor, jenseits herkömmlicher Epocheneinteilungen Ordnungsformationen wie Stadt, Republik, Demokratie, Nation, bürgerliche Gesellschaft, Adel und Hof, religiöse und nicht-religiöse Gemeinschaften miteinander zu vergleichen. Stets geht es um die Analyse des spannungsvollen Zusammenspiels von Transzendenzformen und Gemeinsinnsvorstellungen bei Entstehung, Stabilisierung und Scheitern von vormodernen und modernen sozialen und politischen Ordnungen. Mit dieser interdisziplinär und international vernetzten Fragestellung setzt der SFB 804 die erfolgreiche Grundlagenforschung der Dresdner Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften fort, die in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre mit dem Sonderforschungsbereich 537 „Institutionalität und Geschichtlichkeit“ und einem Internationalen Graduiertenkolleg begonnen hat.

Die folgenden Seiten beabsichtigen, den gemeinsamen Forschungsansatz und die Ziele der einzelnen Projekte des SFB 804 der wissenschaftlichen und interessierten Öffentlichkeit vorzustellen. Sie möchten auch zu Anregung und Auseinandersetzung einladen.

*Prof. Dr. Hans Vorländer  
Sprecher des Sonderforschungsbereichs 804  
„Transzendenz und Gemeinsinn“*



## // INHALTSVERZEICHNIS

6	Hans Vorländer: <a href="#">Einleitung</a>
16	Maria Häusl: <a href="#">Trennung und Öffnung</a> . Alttestamentarische Diskurse um die Konstituierung des nachexilischen Israel
22	Matthias Klinghardt: <a href="#">Mahl und Kanon</a> . Gemeinschaftsbildung im frühen Christentum
28	Martin Jehne: <a href="#">Die Investition eigener Ressourcen in die Gemeinschaft von der mittleren Republik bis in die hohe Kaiserzeit</a>
34	Fritz-Heiner Mutschler: <a href="#">Tradition, Vernunft, Gott</a> . Zur wechselnden Fundierung gemeinsinnigen Handelns vom Ausgang der Republik bis in die Umbruchphase des 3. Jahrhunderts
40	Cristina Andenna/Gert Melville: <a href="#">Dynastie, Idoneität und Transzendenz</a> . Vergleichende Untersuchungen zum hohen und späten Mittelalter
46	Bruno Klein: <a href="#">Die Kirche als Baustelle</a> . Großstädtische Sakralbauten im Mittelalter
52	Jürgen Müller: <a href="#">Das subversive Bild</a> . Religiöse und profane Deutungsmuster in der Kunst der Frühen Neuzeit
58	Gerd Schwerhoff: <a href="#">Gottlosigkeit und Eigensinn</a> . Religiöse Devianz in der Frühen Neuzeit
64	Winfried Müller: <a href="#">Gemeinsinnsdiskurse und religiöse Prägung zwischen Spätaufklärung und Vormärz (ca. 1770 - ca. 1848)</a>
70	Hans Vorländer: <a href="#">Demokratische Ordnung zwischen Transzendenz und Gemeinsinn</a>
76	Werner J. Patzelt: <a href="#">Transzendenz und Gemeinsinn als Ressourcen politischer Ordnungskonstruktion</a>
82	Karl-Siegbert Rehberg: <a href="#">Kunstsakralisierung und Gemeinsinn</a>
88	Hans-Georg Lippert: <a href="#">Das Planbare und das Unverfügbare</a> . Modelle von Transzendenz und Gemeinsinn in Architektur und Städtebau im 20. Jahrhundert
94	Thomas Hänseroth: <a href="#">Das Fortschrittsversprechen von Technik und die Altruismusbehauptung der Ingenieure in der technokratischen Hochmoderne (ca. 1880 - 1970)</a>
100	Christian Schwarke: <a href="#">Konstruktionen von Transzendenz und Gemeinsinn in Technik und Theologie</a>
106	Karl Lenz: <a href="#">Transzendenz und Gemeinsinn in privaten Lebensformen</a>
112	Thomas Rentsch: <a href="#">Transzendenz und Gemeinsinn in Geschichte und Gegenwart der Philosophie</a>
118	Pier Paolo Portinaro: <a href="#">Die Sakralisierung der Kulturnation im italienischen Risorgimento</a>
124	Georg Kohler: <a href="#">Die Kontingenz des Unverfügbaren - Die „Willensnation Schweiz“</a>
130	Marina Münkler: <a href="#">Das Ethos der Freundschaft</a>
136	Gerd Schwerhoff: <a href="#">Integriertes Graduiertenkolleg</a>
138	<a href="#">Kontakt und Impressum</a>

## WIE SICH SOZIALE UND POLITISCHE ORDNUNGEN BEGRÜNDEN UND STABILISIEREN: DAS FORSCHUNGSPROGRAMM

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Statue von George Washington in der National Statuary Hall, Capitol,  
Washington D.C. Foto: [Architect of the Capitol](#)

Die Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften haben sich in den vergangenen Jahren vor dem Hintergrund aktueller innen- und außenpolitischer Debatten wieder verstärkt der Religionsthematik zugewandt und deren Rolle als gesellschaftliche Ordnungsmacht intensiv diskutiert. Zugleich hat eine Auseinandersetzung über die soziomoralischen Grundlagen moderner Gesellschaften stattgefunden. Der Sonderforschungsbereich 804 nimmt beide Diskussionsstränge auf, wendet sie aber in der konzeptuellen Verknüpfung von „Transzendenz“ und „Gemeinsinn“ als den diskursiven und praktischen Konstitutionsressourcen sozialer und politischer Ordnungen zu einer systematischen Fragestellung, die thematisch ein neues Forschungsprogramm generiert.

#### VERBORGENER SINN UND VERDECKTE ORIENTIERUNG: RELIGION UND SOZIOMORAL

In öffentlichem Diskurs und neuesten Zeitdeutungen werden Selbstgewissheiten der Moderne vielfältig infrage gestellt. Mit dem Ende der Bipolarität Europas, mit der Globalisierung und dem ökonomisch-politischen Aufstieg asiatischer und arabischer Länder wurden die traditionellen historischen Konstellationen des Okzidents und die sie begleitenden ‚großen Erzählungen‘ entwertet. So wird einerseits von einer Wiederkehr des Religiösen geredet, die mit inner- wie zwischengesellschaftlichen Tendenzen verknüpft sei. Der oft beschworene ‚clash of civilizations‘ wird teilweise – und sehr vereinfacht – als ein Antagonismus zwischen entzaubertem, aufgeklärtem ‚Okzident‘ und religiös dominiertem ‚Orient‘ bestimmt, der seine Periode der Aufklärung mit einer Trennung von Staat und Kirche noch vor sich habe. Zugleich wird aber auch die Selbstbeschreibung der christlichen Welt als einer ‚säkularisierten‘ verstärkt in Frage gestellt. Mit Blick auf den amerikanischen Kontinent wird die Säkularisierung zumindest als „europäischer Sonderweg“ (H. Lehmann) angesehen. Und selbst in Europa meint man eine Renaissance der Religion bzw. vor allem des Religiösen, eine „Wiederkehr der Götter“ (F. W. Graf) und eine Periode der „De-Säkularisierung“ (P. L. Berger) beobachten zu können. Mit solchen Gegenwartsdiagnosen verlieren zugleich historische Ablaufschemata, wonach auf das christliche Europa des Mittelalters und die konfessionelle Welt der frühen Neuzeit ein unumkehrbarer Säkularisierungsprozess gefolgt sei, ihre scheinbare

Selbstverständlichkeit. Auf der anderen Seite haben innergesellschaftliche Entwicklungen – Migration, demographische Entwicklung und Familienstruktur – Fragen nach dem sozialen Zusammenhalt aufgeworfen. Neueste bio-technologische Entwicklungen schließlich konfrontieren die westlichen Gesellschaften mit der Grundfrage nach der aus christlich-humanistischen Traditionen erwachsenen Vorstellung von der Unverfügbarkeit menschlichen Lebens und erzeugen neue Diskussionen über ethisch-moralische Grundlagen und politische Regulierungs- und rechtliche Normierungsnotwendigkeiten.

Auf die neuesten gesellschaftlichen Umbrüche und kulturellen Verunsicherungen reagierten politische und sozialtheoretische Diskurse, die von dem Bedürfnis der Mobilisierung von Sinn und Orientierung getragen sind und die sich auf Formen und Motive des Konzeptes der „Zivilgesellschaft“ beziehen. Zwar kommen in der Emphase bürgerschaftlichen Engagements auch Kompensationsstrategien für die Funktions- und Finanzdefizite staatlich organisierter Steuerungsleistungen zum Ausdruck; gleichwohl werden mit dem neu erstarkten Begriff von der „Bürgergesellschaft“ aber auch sehr viel umfassendere Traditionen, Konstellationen und Programmlagen wieder eingeholt, die auf die Autonomie, Handlungsfähigkeit und Selbstermächtigung einer aktiven Bürgergesellschaft reflektieren. Vielfach geht mit der diskursiven Renaissance der Zivilgesellschaft auch eine Kritik der sozio-moralischen Grundlagen moderner Gesellschaften, der Destruktivität eines atomistischen Individualismus und der alle Lebenswelten durchdringenden kapitalistischen Wirtschaftsweise einher. Mit der Mobilisierung der „Bürgergesellschaft“ wird deshalb die Hoffnung auf Generierung von Sinn und Ligaturen für Bürger und Gemeinschaft verbunden. Die Rolle des Religiösen in diesem Zusammenhang ist umstritten: Wo für die einen die Rückbesinnung auf religiöse Bestände und moralische Gemeinschaftsformen zu den elementaren Ausdrucksformen einer wiederbelebten Bürgergesellschaft gehört, wird für andere das Verhältnis zum Religiösen im Konzept der säkularen, modernen Zivilgesellschaft problematisch. Die Wiederkehr des Religiösen stellt dann vielmehr, so die Vermutung dieser Zeitdiagnostiker, für gegenwärtige Gesellschaften eine enorme Belastung dar: „Eine politische Kultur, die sich, sei es in Fragen der Forschung an menschlichen Embryonen, der Abtreibung oder der Behandlung von Komapatienten, entlang der Bruchlinie

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

säkular/religiöser Gegensätze unversöhnlich polarisiert, stellt selbst in der ältesten Demokratie den staatsbürgerlichen Commonsense auf die Probe“, fasste Jürgen Habermas mit Blick auf die USA zusammen.

### ZWISCHEN DEN WELTEN: BÜRGERSINN, TUGEND UND MENSCHENVERSTAND

In diesen Diskurslagen werden die Grundfragen sozialer und politischer Ordnungen, ihrer Begründung, ihrer Stabilität und ihrer Transformation verhandelt. Die mögliche Rolle der Potentiale „Transzendenz“ und „Gemeinsinn“ scheint auf den ersten Blick eindeutig zu sein. Mit den Umbrüchen in Geschichte, Kultur und Politik werden ebenso wie mit der konstatierten Rückkehr der Religiosität Einstellungen und Vorstellungen assoziiert, die quasi von außen auf die Gesellschaft einwirken und von ihr anscheinend nicht kontrolliert werden können. Sie sind nicht verfügbar, sie überschreiten die selbstgesetzte Ordnung von Gesellschaft und Politik. Hierzu zählen ohne Zweifel die Phänomene der Religiosität, die von den einen als Bedrohung, von den anderen als notwendige Ligatur wahrgenommen werden. Aber auch gesellschaftliche Selbstverständnisse und politische Selbstgewissheiten scheinen brüchig zu werden. Der Verlust des gesicherten ‚Außen‘ lässt hier die innere Verfassung der Gesellschaft problematisch werden. Wo diese Momente von sinnkonstitutiven Selbstwahrnehmungen und Eigendeutungen, die die Gesellschaft ‚transzendieren‘, verloren zu gehen scheinen, wird häufig – in quasi kompensatorischer Absicht – der „Gemeinsinn“ als eine Ressource ins Spiel gebracht, dem Sinn stiftende, Zugehörigkeit und Bindung erzeugende Kraft zugeschrieben wird. Im Unterschied zu den Formen religiöser oder narrativer Transzendenzen, die als außergesellschaftliche Phänomene erfahren werden, wird mit dem Appell an den „Gemeinsinn“ eine innergesellschaftliche Ressource bemüht, die immer wieder regeneriert werden kann und dann – in historisch und situativ-kontextuell unterschiedlichen Konstellationen – als „Bürgersinn“, „Tugend des Bürgers“, als „erweiterte Denkungsart“, als „gesunder Menschenverstand“, zuletzt als notwendiges „Sozialkapital“ zum Ausdruck gebracht wird. Beiden Ressourcen, der „Transzendenz“ und dem „Gemeinsinn“, wird jedoch eine konstitutive Bedeutung zugeschrieben, nämlich, einen normativen Sinn- und praktischen Verhaltenshorizont erzeugen zu können, der



sozialen und politischen Ordnungen Legitimität und Stabilität zu geben in der Lage ist.

Nun läuft eine solche Begriffsbildung Gefahr, eine geläufige Selbstbeschreibung moderner, säkularer Gesellschaften zu reproduzieren – nicht zuletzt deshalb, weil ihr eine historische Kontradiktorik von „transzendenten“ und „gemeinsinnigen“ Begründungsressourcen eingeschrieben zu sein scheint. Gerade die politisch-gesellschaftlichen Umbrüche und öffentlichen Diskussionen der letzten zwei Jahrzehnte haben aber dieses Selbstbild nachhaltig irritiert. Eine vornehmlich in der religiösen Tradition eingelagerte Vorstellung von „Transzendenz“ greift zu kurz, weil sie das Problem der Begründung von sozialen und politischen Ordnungen mittels Unverfügbarkeiten und Fremdreferenzen ausschließlich vormodernen Ordnungen zuweist, damit aber den Blick auf die Formen von – „säkularen Transendenzen“ verstellt, denen auch moderne Gesellschaften – vielfach unbemerkt – unterliegen. Schon die Rede von „politischen Religionen“, „Zivilreligionen“ oder von „Kunstreligion“ macht auf diese Phänomene aufmerksam. Aber auch gesellschaftlichen Selbstverständnissen und politischen Selbstgewissheiten haften, sind diese tradiert und unhinterfragt, Momente von Unverfügbarkeit und „Transzendenz“ an, weil sie den jeweiligen Aufmerksamkeitshorizonten der Akteure entrückt sind. Umgekehrt wäre es verkürzt, den Begriff des „Gemeinsinns“ allein für eine spezifische Form der Geltungsgenerierung von modernen, säkularen, politischen und sozialen Ordnungen einzuführen, um damit anzuzeigen, dass diese sich quasi aus sich selbst heraus, selbstreferentiell begründen könnten. Denn auch moderne Ordnungen verschaffen sich ihre Geltung über Herrschafts- und Machtzusammenhänge, nicht zuletzt mit Mitteln physischer Gewaltsamkeit, wobei auch der Rekurs auf Phänomene des Religiösen nicht ausgeschlossen ist. Entscheidender in dem hier entwickelten Kontext aber ist, dass auch in Prozessen der „Gemeinsinn“-Herstellung Motive, Topoi und Metaphern auftauchen, die in ihrem appellativ-normativen Charakter Formen der Überschreitung von Einzel- oder Gruppenperspektiven anzeigen. Gemeinsinnsorientierungen und Transzendierungsvarianten können in Prozessen der Begründung und Stabilisierung sozialer und politischer Ordnungen zusammenspielen, aber auch in Konflikt miteinander liegen.

## TRANSZENDENZ UND GEMEINSINN: ANALYTISCHE KATEGORIEN

Die Leitbegriffe des Sonderforschungsbereichs halten zwar den Kontext ihrer Entstehung und des damit verbundenen Bedeutungsfeldes im Bewusstsein, überschreiten ihn aber zugleich historisch-vergleichend. „Transzendenz“ mag ursprünglich wirkliche Außer- und Überweltlichkeit bezeichnen, insofern aufs Engste mit Kosmologien und religiösen Weltbildern verbunden sein. Dennoch lässt sich der Begriff in erhellender Weise auch auf andere Deutungszusammenhänge beziehen, etwa auf die Übersetzung jenseitiger in innerweltliche „Unverfügbarkeiten“. Das erlaubt es, das Wort in seiner Funktionsbedeutung zum Bezugs- und Vergleichsbegriff zu machen. Dasselbe gilt für „Gemeinsinn“: Begriffsgeschichtlich aus den liberal-bürgerlichen Emanzipationstheorien der freien Marktgesellschaft und des republikanischen Staates im 18. Jahrhundert entwickelt, lässt sich der darin zum Ausdruck kommende Bezug der Herstellung einer nicht selbstverständlichen Gemeinschaftlichkeit und gesellschaftlichen Kohäsion durch Überschreitung partikularer Interessen ebenfalls als Vergleichs- und Bezugsbegriff entwickeln, zumal die Konfliktlage, aus der der Begriff herauswächst, keine Erfindung der bürgerlichen Gesellschaft ist. „Gemeinsinn“ wird insofern zu einem analytischen Bezugsbegriff, der selbst gerade nicht zum subsumierenden, normativ besetzten Oberbegriff für alle über die eigenen Interessen hinausgehenden Orientierungen wird, vielmehr deren unterschiedliche historische und kulturelle Bedeutungen – also gerade die Differenz – herauszuarbeiten hilft.

Der SFB 804 führt „Transzendenz“ und „Gemeinsinn“ als analytische Kategorien ein, mit denen die Konstituierungsbedingungen und Stabilitätsvoraussetzungen sozialer und politischer Ordnungen empirisch aufgeschlossen und in Fallstudien der Einzelprojekte historisch-vergleichend untersucht werden. Unter „Transzendenz“ sollen dabei solche Diskurse und Praktiken gefasst werden, die soziale und politische Ordnungen im Rekurs auf die Konstruktion von Unverfügbarkeiten begründen. Als „Gemeinsinn“ nehmen wir den Prozess der Generierung und Behauptung von Sinn in den Blick, der in seiner doppelten Gerichtetheit – als individueller Sinn für das Gemeinsame und als gemeinsamer Sinn der Individuen – einen für soziale und politische Ordnungen gemeinsamen Horizont des Handelns und Verhaltens zum Ausdruck bringt.

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

1958 und 1959 erschien unter der Federführung von Hannes Hegen im Ost-Berliner MOSAIK die Weltraumserie der Digidags. Von einer extraterrestrischen Zivilisation ins Weltall entführt, geraten die irdischen Protagonisten in den Konflikt zwischen zwei Staaten eines Planeten, die den Gegensatz von Sozialismus und Kapitalismus versinnbildlichen. Neben den Herausforderungen des Kalten Krieges wird in den Geschichten ein Technikenthusiasmus deutlich, der dem technischen Fortschritt die Lösung sozialer und kultureller Probleme beimisst und so der Technik eine nahezu heilsgeschichtliche Bedeutung zuschreibt. [Bildnachweis: Tessloff Verlag Nürnberg, aus dem MOSAIK von Hannes Hegen](#)

#### KONSTRUIERTE HEILIGKEITEN: WIE UNVERFÜGBARES VERFÜGBAR UND VERFÜGBARES UNVERFÜGBAR WIRD

Es ist ein zentrales Ziel des SFB 804, einen Begriff des Transzendenten zu etablieren, der nicht auf die christliche Religion, den Monotheismus bzw. das Religiöse überhaupt zu verkürzen ist. Eine exklusive Ineinssetzung von Transzendenz und okzidentaler Religion wäre bereits deshalb unhistorisch, weil sie Prozesse der Transzendenzkonstruktion in antiken und polytheistischen Kulturen nicht erfassen könnte. Überdies nimmt der SFB 804 aber auch und gerade solche Formen der Transzendenz in den Blick, die nicht dem Feld des Religiösen zugeordnet werden: die ‚Heiligung‘ von sozialen und politischen Ordnungen („Zivilreligion“, „Politische Religion“), die

Rückbindung von politischen und sozialen Ordnungen an Ursprungs- und Herkunftslegenden (Gründungsmythen, Genealogien), die Fortschrittsannahme in Szientismus und Technik, die Überhöhung der Künste im Medium der Ästhetik („Kunstreligion“) usw.

Der SFB 804 unternimmt den heuristisch vielversprechenden Versuch der allgemeinen Bestimmung von „Transzendenz“ zum Zweck der vergleichenden Analyse, in dem Sinne, dass es sich hier um Produktion oder Bewältigung von ‚Unverfügbarkeiten‘ handelt. Als ‚unverfügbar‘ sollen solche Sachverhalte angesehen werden, die in der Perspektive von Akteuren der unmittelbaren, alltäglichen Lebenswelt entzogen, quasi entrückt erscheinen, die gleichwohl aber auf sie zurückwirken und ihr Sinn und Geltung verleihen: Partner finden und trennen

sich, über die Liebe können sie genauso wenig verfügen wie Duellanten über die Ehre, deren Verletzung sie Satisfaktion zu geben versuchen. Rechtsgelehrte unterscheiden zwischen Recht und Unrecht, indem sie auf das Argument Naturrecht verweisen, dabei aber nicht über die Natur verfügen können. Verfassungsordnungen stellen ihre Bürger unter den besonderen, unveräußerlichen Schutz der Menschenwürde und entziehen staatlichem Zuwiderhandeln Legitimation und Wirksamkeit. Politische Gesellschaften bemühen die Lektionen der Geschichte, um ihrem Handeln Grenzen aufzuerlegen. Solche ‚Unverfügbarkeiten‘, wie sie hier beispielhaft illustriert werden, sind keine überhistorischen oder metasozialen Phänomene. Sie werden, auch wenn sie hinter dem Rücken der Akteure wirken, konstruiert, sie beruhen auf Prozessen der Unverfügbarstellung, die historischer, diskursiver wie praktischer Veränderungen unterliegen. Wo die Ehre an gesellschaftlicher Bedeutung verliert, gibt es keine Duellanten mehr. Und wo die staatliche Gefahrenabwehr alle Mittel zu erfordern scheint, wird auch die Menschenwürde disponibel gemacht. Mithin entspricht der Unverfügbarmachung spiegelbildlich die Verfügbarmachung des vordem unverfügbar Gestellten. Dem SFB 804 geht es deshalb nicht allein um die Analyse der Felder des Unverfügbaren und der Grenzziehungen zwischen Verfügbarem und Unverfügbarem, sondern auch um die Untersuchung jener Prozesse und Strategien der ‚Immanentisierung‘, der Verfügbarmachung des Unverfügbaren, wie auch der ‚Transzendenz‘, der Unverfügbarstellung des Verfügbaren.

Wo generalisierte Sinnwelten durch Diskurse und Praktiken der Transzendenz erzeugt werden, also soziale und politische Prozesse und Strukturen auf Vorstellungen, Ereignisse, Figuren und kulturelle Muster bezogen werden, die über sie hinausgehen, ihnen aber Sinn und Geltung vermitteln, kann zugleich Gemeinsinn erzeugt werden, der den gemeinsamen Horizont des Handelns und Verhaltens zum Ausdruck bringt. Aber nicht jede Transzendenz schafft Gemeinsinn, nicht jede orientierende Verpflichtung auf ein Ganzes bezieht sich auf einen gemeinsamen Rahmen von Transendenzen. Beide Dimensionen sind an diskursiv und praktisch vermittelte Realisierungen im Wahrnehmen und Handeln gebunden und sedimentieren sich in objektivierten, institutionellen Zusammenhängen, aber beide Dimensionen ergeben sich auch nicht einfach auseinander, sondern stehen vielmehr in einem

Spannungsverhältnis zueinander. Die daraus entstehenden Wechselbezüge, Ambivalenzen und Konflikte sind Gegenstand der empirischen und systematischen Untersuchungen. In ihnen kann gezeigt werden, wie Transzendenzierungsformen mit gemeinsinnigen Bindungs- und Verantwortlichkeitsformen zusammenspielen.

#### IM SPIEGEL DER HISTORIE: TRANSCENDENZ UND GEMEINSINN IN WECHSELSEITIGER VERSCHRÄNKUNG

In allen Teilprojekten des SFB 804 soll der Beitrag von Transzendenz und Gemeinsinn für die Konstituierung und Stabilisierung von sozialen und politischen Ordnungen bestimmt werden. Dabei kann es um das Ordnungsdenken in einer bestimmten Zeit gehen, ebenso aber um zumindest partiell vorreflexive, symbolische und rituelle Praktiken, die diese Ordnungen konstituier(t)en. Jenseits dieser analytischen Trennung ist es ein besonderes Anliegen, das analytische Potential der beiden Leitbegriffe in ihrer Verschränkung, in ihrem Wechsel- und Spannungsverhältnis auszuloten. Das geschieht in systematisch angelegten, exemplarischen Forschungsprojekten, die den damit verbundenen Verwendungsweisen und Semantiken, den Diskursen und Praktiken nachspüren. Die empirischen Fallstudien haben sowohl zentrale Fragen der Gegenwart als auch historische Problemlagen von der Antike bis in die Neuzeit zum Gegenstand. Dabei besteht die Erwartung, dass sich historische und gegenwartsbezogene Forschungen gegenseitig ergänzen und anregen.

Konstitutiv für die Projektarbeit ist der Bezug auf konkrete soziale und politische Ordnungen. Dabei kommt der Stadt als einer komplexen, aber zugleich noch überschaubaren soziopolitischen Ordnungsformation eine prototypische Bedeutung zu. Seit der Antike war die Kommune eine herausgehobene Arena des Politischen, in der die implizite oder explizite Verhandlung über die Generierung der Handlungsressource Gemeinsinn stets neu auf der Tagesordnung stand. Noch moderne städtebauliche Entwürfe versuchen in der Schaffung neuer ‚civic center‘ am klassischen Entwurf der Polis anzuknüpfen. Überschaubarkeit wie Komplexität machen die Stadt zugleich zum Objekt transzendent fundierter Deutungsfiguren: Es waren die mythischen Städte Sodom und Gomorrha, die aufgrund ihres sündigen (d.i. typisch städtischen) Lebens der göttlichen Rache anheim fielen, und es waren die mittelalterli-

Heinz Schulz-Neudamm: Exportplakat zu „Metropolis“ (Ufa 1926), Farblithografie  
Paul Grasnik/Berlin [Bildnachweis: Österreichische Nationalbibliothek](#)

chen und frühneuzeitlichen Kommunen, die sich mit der drohenden Strafe aus dem Jenseits ständig auseinanderzusetzen hatten. Bestimmte Städte stellten auch und gerade dort – sakralisierte – gesellschaftliche Deutungs- und Projektionsflächen bereit, wo diese Städte in größeren nationalen Gemeinschaften und transnationalen Diskurszusammenhängen aufgehoben waren. Rom, vermeintlicher Hort antiken republikanischen Gemeinsinns, blieb noch in der formativen Phase moderner flächenstaatlicher Demokratien Bezugspunkt politischer Konstituierungsprozesse; Rom fungierte gleichermaßen als Projektionsfläche für die Autonomisierung der Künste wie ex negativo als Folie für einen Antiklassizismus in der Malerei. Und wie Jerusalem in der Alten Welt einen Fixpunkt von Identität und Gemeinsinn für die jüdische Diaspora darstellte, so wurden zentrale Bauprojekte in Hauptstädten wie Paris oder Berlin zu Brennpunkten der Mobilisierung nationalen Gemeinsinns oder gar bestimmte Metropolen wie New York zu zentralen – sehr ambivalenten – Bezugspunkten der Globalgesellschaft.

An die Seite von politisch-topographischen Ordnungsbezügen, die von der Polis bis zu den Transformationen großräumiger, moderner politischer Ordnungen reichen, treten bestimmte soziale Formationen, die auf ihre transzendenten Begründungen und ihre spezifischen Gemeinsinnsorientierungen hin zu befragen sind. Das waren in den antiken und alt-europäischen Epochen vornehmlich soziopolitische Eliten wie – klassisch – der Adel oder andere ständisch herausgehobene Gruppen. Der soziale Geltungsanspruch dieser Gruppen beruht sehr häufig auf – im Einzelnen sehr unterschiedlichen – Transzendenzpräntionen, indem etwa der Machtanspruch einer Dynastie aus den Qualitäten des ganzen Geschlechts abgeleitet wird. Ebenso und damit verschränkt können diese Ansprüche mit einer besonderen, oft habituell gewordenen Verpflichtung zum Gemeinsinn in Form von freizügigen Spenden oder Gaben an das Klientel verbunden sein. So hatte sich ein römischer Senator trotz steiler soziopolitischer Hierarchie stets als gemeinsinniger Akteur zu präsentieren und musste ständig persönliche Ressourcen in die Gemeinschaft investieren, wobei dieses Grundprinzip des antiken Stadtstaats, das ins Unverfügbare transzendiert war, auch dort noch wirkte, wo der so zu erreichende Statusgewinn in keinem günstigen Verhältnis zur Höhe des Einsatzes und des Risikos mehr stand. Während derartige ständische Geltungsansprüche im Kontext der bürgerlichen Gesellschaft oft prekär (aber trotzdem oft erfolgreich verteidigt!) werden, treten neue Gruppen auf, die ihre Ansprüche mit Transzendenzbehauptungen zu legitimieren und mit Gemeinsinnspräntionen zu unterstreichen versuchen. Das konnte auf subtile Weise geschehen

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Josep Renau: Der Mensch unter den Bedingungen der wissenschaftlich-technischen Revolution (1969); ursprünglich vorgesehen für den ‚Palast der Republik‘ in Berlin [Bildnachweis: Urania 30 \(1983\), Nr. 3](#)

wie bei den frühneuzeitlichen Genremalern, deren vorwiegend profane Sujets kundige Betrachter verlangten, um deren religiösen Bezüge zu entschlüsseln. Oder es konnte sehr spektakulär vonstatten gehen wie im Fall der Techniker und Ingenieure, die sich des technischen Fortschritts und der damit verbundenen Gemeinssinnssuppositionen als unerschöpflicher transzendenter Ressource bedienten, um ihren eigenen beruflichen Status zu sichern. Jenseits herkömmlicher Epocheneinteilungen lassen sich aus der Untersuchung der sozialen und politischen Ordnungsformationen (Republik, Demokratie, Stadt, bürgerliche Gesellschaft, Adel, Hof) mit dem analytischen Instrumentarium des SFB 804 so paradigmatische Verkörperungen gewinnen, wie sie sich etwa in jenen Figuren von Reformen, Aufklärer, Gesetzgeber, im ritterlichen Helden, im Gelehrten und Pfarrer, im Architekten und Ingenieur, im Stifter und Mäzen zeigen, in denen sich Transzendenzformen und Gemeinssinnsstipulationen (Gelehrsamkeit, Mildtätigkeit, Tapferkeit, Mut, Fürsorglichkeit, Ehre, Fortschritt etc.) in besonderer Weise verdichten.

Das Wechselspiel zwischen Transzendenz und Gemeinssinn in den Phänomenbeständen verspricht darüber hinaus vielfältige und differenzierte Befunde zu ergeben. So besaß z.B. eine sich neu konstituierende Gemeinschaft wie das nachexilische Israel einen erheblichen Bedarf an Ordnungsstabilisierung, der sich in Transzendenzprozessen wie der Fixierung der Tora und der Kanonisierung biblischer Schriften ebenso niederschlug wie im Wiederaufbau des Tempels in Jerusalem, dessen handfeste Gemeinschaftsleistungen überhaupt nur über gemeinsinnige Impulse abzurufen waren (die sich in der Erhebung Zions/Jerusalems zum Symbol des gesamten Judentums ihrerseits transzendierten). Umgekehrt wuchsen im 1. Jh. n. Chr. aus den antiken Mahlgemeinschaften die frühchristlichen Gemeinschaftsformen heraus, die als gemeinsinnige Praxis die christlichen Gemeinden hervorbrachten und über explizite Mahltheologien transzendiert wurden. Wir haben es hier also mit dem Aufgreifen einer traditionellen Vergemeinschaftungspraxis, ihrer gemeinsinnigen Umdeutung sowie transzendenten Aufwertung und Stabilisierung zu tun. Schließlich waren fast nirgendwo sonst große Bauaufgaben, die den Gemeinssinn geradezu zwingend

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Kunstreligion: Die Inschrift „Willkommen im Heiligthume der Kunst“ findet sich auf zwei Torportalen der Dresdner Gemäldegalerie Alte Meister. Foto: Nick Wagner

voraussetzen, und transzendente Deutungsressourcen so eng und vielfältig miteinander verbunden wie beim mittelalterlichen Kathedralbau.

So kann auch für moderne soziale und politische Ordnungen gezeigt werden, dass in Sakralisierungen des Sozialen, etwa im Vergleich der Gesellschaft mit dem „Heiligen“ in der ‚religion civile‘ von modernem Staat und bürgerlicher Gesellschaft oder in der Insistenz auf dem Vorrang des moralisch Guten gegenüber dem Recht als Medium interessengeleiteter Nutzenkalküle, Aufladungen einer um politische Integration und sozialen Zusammenhalt besorgten Weltdeutung zum Ausdruck kommen.

Dabei werden diese Formen von Transzendenzen hier auf innerweltliche Formen des menschlichen Lebens, etwa auf Überschreitungen des sozialen und politischen Alltags, bezogen. Es geht dann nicht mehr nur um die „großen“, metaphysischen Transzendenzen und um umfassende Weltbilder, vielmehr auch um deren Übersetzung in „kleine“ Transzendenzen, etwa in institutionellen Prozessen der Ordnungsstabilisierung. Vielfach werden diese Transzendenzleistungen als Gemeinssinn erfahren, auch als Verhaltens- und Orientierungserwartungen, als Pflichtenethos oder Bürgertugend präskribiert, sie setzen aber eben selbst schon eine Transzendenzbehauptung voraus und erzeugen damit genau jene Bindungen, Verpflichtungen und Kohäsionsannahmen, die für soziale und politische Ordnungen konstitutiv sind. Das wird beispielsweise auch im neuzeitlichen Diskurs über die Begründungs- und Rationalitätsannahmen moderner sozialer und politischer Ordnungen selbst dort deutlich, wo im Paradigma kontraktualistischer oder utilitaristischer Rationalitäten die „großen“ Transzendenzen verschwinden, aber durch Gemeinssinnsbehauptungen, den ‚sensus communis‘, den „Bürgersinn“ oder die „Bürgerreligion“, ersetzt werden. Der Vergleich unterschiedlicher Modi religiöser und nicht-religiöser Transzendenzen und ihrer Wirkmächtigkeiten vermag einen neuen Blick auf die verborgenen und verdeckten Transzendenzen moderner sozialer und politischer Ordnungen und ihrer konstitutiven und stabilisierenden – aber freilich auch destabilisierenden – Funktionen eröffnen. Zu denken sind hier beispielsweise an die – keineswegs spannungsfreie – Verbindung von bürgerlicher Welt und Nationalstaatsbildung, an die die demokratische Revolution transzendierende, erst bestärkende, dann gefährdende Tugendideologie Robespierres (eine Rousseausche Zivilreligion in praxi) mit der Feier des „Höchsten Wesens“, später die die Idee der République übersteigende Grande-Nation-Mythisierung, die amerikanischen Freiheits- und Glücksversprechen (Promised Land), an die bis in den Faschismus – Gentile – und die kommunistische Partei – Gramsci – wirkende Risorgimento-Ideologie Italiens, an die Reichsmythen und die Reichsgründungsphase in Deutschland usw. Wie schon im Fall der Religion lassen sich auch hier – ‚immanente‘ – Transzendenzannahmen identifizieren, die in ihrer gemeinsinnigen Wirkungsmächtigkeit ‚alte‘ Ordnungen sprengen bzw. ‚neue‘ Ordnungen etablieren sollen. In systematischer Hinsicht kann dann aber auch gezeigt werden, wie sich der wechselbezügliche Zusammenhang von Gemein-

sinnspraktiken und Transzendenzdiskursen konkret auf die Konstituierung und Stabilisierung von sozialen und politischen Ordnungen auswirkt. Basiert die ‚säkularisierte Moderne‘ auf der Invisibilisierung ihrer Transendenzen? Wie wirken Transendenzen (in den unterschiedlichen Modi von der ‚*invocatio dei*‘ in Präambeln von Verfassungen über den Rekurs auf Ursprungs- und Gründungsgeschichten bis zur unverfügbaren Würde des Menschen) in den Prozessen institutioneller Ordnungsstabilisierung und wie werden sie gemeinsinnig? Und, last but not least: Sind in der „politischen Gesellschaft“ der Moderne vielleicht auch die Unverfügbarkeiten kontingent?

Der analytische Doppelblick auf Transzendenz und Gemeinsinn als Konstitutionsressourcen sozialer und politischer Ordnungen verspricht systematische und zeitdiagnostische Ergebnisse ebenso wie historische Aufschlüsse. Beide Ebenen werden in der Arbeit des SFB 804 eng aufeinander bezogen. Dass die zeitdiagnostischen Analysen durch die historische Perspektivierung des Forschungsprogramms an Präzision gewinnen, liegt auf der Hand. Genese und historische Varianz von Transzendenz und Gemeinsinn geben den aktuellen Problemlagen eine notwendige geschichtliche Tiefendimension. Die Debatten über die komplexen Ordnungen der Gegenwart bieten den historisch orientierten Wissenschaften, die sich mit den vormodernen Epochen beschäftigen, wie auch den systematischen Sozialwissenschaften, die sich zumeist nur mit Phänomen der zeitgenössischen (Post-) Moderne befassen, die Chance zur Schärfung ihrer Begriffe und Konzepte. Für alle Beteiligten bietet der historische Ansatz die Möglichkeit, Hintergrundannahmen über historische Entwicklungen und Periodisierungen auf den Prüfstand zu stellen, die vielen Deutungen zugrunde liegen. Für die exemplarische Erforschung des komplexen Spannungsverhältnisses von Transzendenz und Gemeinsinn bietet die abendländische Geschichte von der Antike bis zur Neuzeit einen reichhaltigen Erfahrungsraum. Dieser Raum lässt sich nicht nur für Erkundungen diachroner Entwicklungen und Transformationsprozesse nutzen, sondern eignet sich auch für den – kontrastiven – Vergleich der Konstituierung sozialer und politischer Ordnungen in Hinblick auf die leitenden Begriffe.

*Hans Vorländer*

***Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.***

Politik vor sakralem Hintergrund: Bundeskanzlerin Angela Merkel bei einer Rede in der Dresdner Frauenkirche am 6. September 2007  
Foto: [picture-alliance/ ZB](#)



Der Projektbereich „Konstituierung religiöser Gemeinschaften in jüdisch-christlicher Tradition“ untersucht die Neukonstituierung des nachexilischen Israel in der Perserzeit sowie die Entstehung des Christentums in den ersten beiden Jahrhunderten. Dabei ist die Frage maßgeblich, welche Gemeinsinnsprofile in diesen Prozessen aktiviert und durch welche Transzendierungsleistungen sie begründet wurden.

## A1 - TRENNUNG UND ÖFFNUNG. ALTTESTAMENTARISCHE DISKURSE UM DIE KONSTITUIERUNG DES NACHEXILISCHEN ISRAEL

Anders als oftmals angenommen, bildet das Bekenntnis zu JHWH als höchster Transzendenz nur einen gemeinsamen Rahmen für die Gemeinschaft des nachexilischen Israel. Auch die Tora, ihre Schriftlichkeit, der Tempel und der Kult in ihm, die Stadt Jerusalem und das weisheitliche Denken werden ebenso in unterschiedlichen Entwürfen transzendiert und mit Gemeinsinnsbehauptungen verschränkt wie die Frage nach der Zugehörigkeit zu Israel. Diesen Zusammenhängen spürt das Teilprojekt nach. Es befasst sich mit den Diskursen, die innerhalb des nachexilischen Israel geführt werden und vergleicht, welche Ressourcen der Begründung und der Handlungsmotivation für die Neukonstituierung des Gemeinwesens herangezogen werden.

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Hartmann Schedel (1493): „Hierosolima“ Foto: [The National Library of Israel](#)

**/// ÜBER DIE FRAGE, WER ZUR GEMEINSCHAFT  
DES NACHEXILISCHEN ISRAEL GEHÖRT.  
WIE STIFTEN DIE TORA ODER DIE STADT  
JERUSALEM GEMEINSINN?**

Die Neukonstituierung des nachexilischen Israel lässt sich anhand der Transzendierungsleistungen und Handlungsressourcen des Gemeinsinns sowie deren Verschränkung beschreiben. Für das nachexilische Israel kann von einem umfassenden religiösen Deutungssystem ausgegangen werden, in dem die Gottheit als „höchste Transzendenz“ zentral ist. Dennoch werden dessen ordnungsstiftende Potentiale und Ressourcen erst dann sichtbar, wenn man die Gottesvorstellungen in ihren konkreten Ausformungen berücksichtigt. Zugleich müssen auch die weiteren Transzendierungsleistungen des religiösen Deutungssystems in den Blick genommen werden.



So erfährt die Gottesvorstellung Israels gerade in nachexilischer Zeit wesentliche Veränderungen, die mit den Begriffen Universalisierung, Schöpfungsmächtigkeit und Monotheismus zu beschreiben sind. Auf der anderen Seite basiert das religiöse Deutungssystem in der nachexilischen Zeit wesentlich auf der kanonisch werdenden Tora, auf dem wiedererrichteten Tempel mit seinem Kult, auf der Zentralität der Stadt Jerusalem und auf einem weisheitlichen Denken.

Mit ihrer Fokussierung einhergehend erfahren diese Elemente eine Transzendierung und werden dadurch unverfügbar. Die Form der Rückbindung an die Gottheit als höchste Transzendenz ist dabei unterschiedlich. Zugleich entfalten diese Elemente zentrale Gemeinnsinnsangebote, die als Bindekraft des Gemeinwesens fungieren, das gemeinsame Ethos umreißen oder auf den Gemeinschaftsnutzen hin orientieren.

So zeigt sich in den Kanonisierungsprozessen um die Tora (und um die prophetischen Schriften) die normativ werdende Schriftlichkeit der Tradition, die ihrerseits schon als identitäts- und gemeinschaftsstiftend anzusehen ist. Mit der Errichtung des Tempels und der Neuinstallation des Opferkultes wird ein gemeinschaftsverstärkendes Kontinuum zur vorexilischen Zeit geschaffen. Zugleich ist mit der Zentralität des Tempels auch die Zentralität der Stadt Jerusalem verknüpft. Obwohl (oder gerade weil) das Gemeinwesen nicht räumlich konstituiert ist – auch die Diaspora gehört dazu –, wird Zion/Jerusalem ein wesentliches Symbol des Gemeinwesens. Darüber hinaus ist das Handeln der Menschen weitgehend an einem weisheitlichen Denken ausgerichtet, das mit seinen ethischen Prinzipien eine gemeinsame Grundlage der sozialen Ordnung bildet und mit den Traditionen der Tora und den prophetischen Anliegen verwoben wird. Besonders umstritten ist dagegen die Klärung der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft. Sie wird ethnisch, kultisch, genealogisch oder universal bestimmt.

Die zeitlich einschlägigen alttestamentlichen Texte können als Diskurse gelesen werden, die für die Konstituierung des nachexilischen Israel divergierende theologische Entwürfe präsentieren. In der ersten Förderphase des SFB werden die Bücher Esra und Nehemia und die späten, zeitlich einschlägigen Texte des Jesajabuches (v.a. Jes 56–66) im Mittelpunkt stehen. Weitere Propheten wie Haggai, Sacharja und Maleachi, die Priesterschrift, die werdende Tora, sowie einschlägige Weisheitsschriften (z.B. Spr 1–9) sollen ergänzend herangezogen werden.

## FORSCHUNGSINTERESSE UND -GEGENSTAND

### DAS WERDEN DES NACHEXILISCHEN ISRAEL

Das nachexilische Israel steht in einer gravierenden Umbruchssituation. Zentrale Begründungselemente, die Israel vorexilisch als Volk und als politische Größe konstituiert haben, gibt es nicht mehr: das Königtum, die

PROF. DR.  
MARIA HÄUSL

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen  
des Urheberrechts entfernt.*

PROFESSUR FÜR BIBLISCHE  
THEOLOGIE (KATHOLISCH),  
TU DRESDEN

Nach ihrem Diplomstudium an der Katholischen Theologie in München promovierte Maria Häusl 1993 mit einer Arbeit zu den Texten 1 Kön 1.2. Als Wissenschaftliche Assistentin wechselte sie nach Würzburg und war dort bis September 2004 am Lehrstuhl für Altes Testament tätig. Während dieser Zeit (2002) wurde sie habilitiert mit der Schrift „Bilder der Not. Weiblichkeits- und Geschlechtermetaphorik im Buch Jeremia.“ Häusls Studien sind geprägt von der Anwendung neuerer literaturwissenschaftlicher Methoden, einer hebraistisch-sprachwissenschaftlichen Ausrichtung und der Auseinandersetzung mit der Gender-Kategorie. Im WS 2004/05 nahm Maria Häusl in Graz eine Gastprofessur für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung wahr. Seit 2005 ist sie Professorin für Biblische Theologie – Katholisch an der TU Dresden und beschäftigt sich mit der Thematik „Fremdheit und Identität im Alten Testament“ sowie mit dem Buch Esra/Nehemia. Zugleich verfolgt sie die Jerusalem- und Stadttheologie weiter.

territorial-staatliche Ordnung, den Tempel in Jerusalem mit seinem Kult. Unter den Bedingungen der persischen Macht und ihrer politischen Ordnung wird in der Provinz Jehud/in Jerusalem ein Gemeinwesen neu konstituiert. Das impliziert eine Klärung der Frage, wer zu Israel gehört. Die alttestamentlichen Texte lassen für die Neukonstituierung divergierende Entwürfe und auf die Fragen nach Ein- und Ausgrenzung unterschiedliche Antworten erkennen. Schon allein die Bezeichnung des neuen Gemeinwesens ist nicht eindeutig. Während Jehud, das nur außeralttestamentlich belegt ist, wohl die persische Provinz bezeichnet, ist für die davon abgeleitete Bezeichnung der Bevölkerung als *Jehudim* umstritten, ob es sich vorrangig um eine geographisch und/oder ethnische Größe „Judäer“ oder eine religiöse Größe „Juden“ handelt. Für den Begriff „Israel“ ist in Fortführung vorexilischer Traditionen der theologische Aspekt „Volk des Gottes JHWH“ zu bedenken. Ein Blick auf die fortbestehende Diaspora in Babylonien und Ägypten macht außerdem schnell klar, dass sich die Entwicklungen nicht nur in Jerusalem abspielen und keine primär geographisch umrissene soziale Größe oder Ordnung konstituiert wird.

Die in den alttestamentlichen Texten vorliegenden unterschiedlichen Entwürfe der Neukonstituierung des nachexilischen Israel verknüpfen und akzentuieren verschiedene Aspekte wie etwa die Schriftlichkeit von Traditionen, das kultische Prinzip der Heiligung, das räumliche Prinzip der Zentralität Jerusalems oder das genealogische Prinzip der Zugehörigkeit zu Israel. So wird bestimmten Traditionen in Form der schriftlichen Tora kanonische Geltung zugesprochen. Die Stadt Jerusalem besitzt als Symbolgestalt beinahe göttliche Qualität und verdankt sich zugleich den auf das Gemeinwesen gerichteten Anstrengungen, die in den Texten etwa als Eintreten für den Wiederaufbau der Stadt greifbar werden. In ganz ähnlicher Weise setzen auch der Wiederaufbau des Tempels und die Neuinstallation des Kultes ein ausgeprägtes Interesse am Gemeinwesen voraus, wenn man etwa an die großen finanziellen und baulichen Leistungen denkt. An diesen wenigen Beispielen wird bereits deutlich, dass Gemeinsinnsangebote auch für eine soziale Ordnung, die ein umfassendes religiöses Deutungssystem besitzt, nicht primär oder gar ausschließlich durch einen direkten Verweis auf die Gottheit begründet werden können. Für die Konstituierung des nachexilischen Gemeinwesens reicht es nicht aus, auf den JHWH-Glauben zu verweisen oder geltend zu

machen, dass JHWH als naher und zugewandter Schutz- und Bundesgott Israels zugleich universaler Gott, mächtig in Schöpfung und Geschichte, und einziger Gott ist. Die divergierenden nachexilischen Entwürfe zur Konstituierung Israels unterscheiden sich deshalb nicht in erster Linie in der Anerkennung JHWHs als höchster Transzendenz, sondern in der konkreten Ausformung von Leitkonzepten, in denen wesentlich auch die Gemeinsinnsangebote entworfen werden und in die die Gottheit als höchste Transzendenz auf je verschiedene Weise eingebunden ist.

Die verschiedenen alttestamentlichen Entwürfe zum nachexilischen Israel lassen zentrale und wiederkehrende Themenfelder erkennen, in denen Transzendierungen vorgenommen und Gemeinsinnsangebote formuliert werden.

## TORA UND SCHRIFTLICHKEIT

Häufig wird für die nachexilische Zeit die abschließende Formierung der Tora und die damit beginnende Kanonisierung biblischer Schriften hervorgehoben. Die Entstehung des Pentateuch als „Einigung“ auf die als zentral und ehrwürdig erachteten, wenn auch widersprüchlichen eigenen Traditionen und die beginnende Wertschätzung dieser Schriftensammlung als Tora/Buch des Mose sind dabei als zwei Aspekte zu unterscheiden. Durch die Anstrengungen der nachexilischen Gemeinde, aus den von vermutlich unterschiedlichen Gruppierungen genutzten und geschätzten Texten eine gemeinsame Textsammlung auszuwählen und in einem schriftlichen Dokument zu vereinen, wurde letztlich die Tora als gemeinschaftsstiftendes Element im System der gültigen Symbole geschaffen. Dabei scheint die heterogene und von Spannungen geprägte Textsammlung den Dialog „mit zu kanonisieren“. Denn wenn die Tora als Kompromissdokument verstanden wird, muss dem Aspekt des Ausgleichs und des Dialogs eine gemeinsinnige Bedeutung und eine sinnstiftende Funktion eingeräumt werden.

Zugleich ist die Tora auch Offenbarung Gottes und wird als Wort und Gebot des transzendenten Gottes selbst transzendiert. Kanonformeln (Dtn 4,2; Dtn 13,1) schützen den Wortlaut, der kanonische Text wird nicht mehr aktualisierend fortgeschrieben. Wenn man Kanonisierung als Bewahrung der Tradition durch autoritativ werdende Schriftlichkeit versteht, muss auch nach den Aspekten gefragt werden, die die Hochachtung der Schriftlichkeit

***Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.***

„Der Jerusalemer Tempel“: Fresko in der Synagoge von Dura Europos (3. Jh.). Foto: „Welt und Umwelt der Bibel“, 3 (1999), S.44

begünstigen. Zugleich beginnt eine Auslegungskultur, wie sie etwa in den Torainterpretationen und -rezeptionen der Bücher Nehemia, Rut oder Jesus Sirach belegt ist.

Doch darf bei den Themen der beginnenden autoritativen Schriftlichkeit und der Kanonisierungsprozesse der Blick nicht auf die Tora beschränkt bleiben, auch die prophetischen Schriften müssen einbezogen werden. Denn wenn auch im Pentateuch selbst dessen Schriftlichkeit deutlich hervortritt und diese etwa in den Büchern Esra und Nehemia bestätigt wird, so ist sie doch nicht darauf beschränkt. Es findet sich vielmehr auch im Bereich der Prophetie das Bemühen um eine legitimierende Schriftlichkeit. Aus ihrer Schriftlichkeit kann also nicht ein Vorrang der Tora hergeleitet werden, ebenso wenig aus ihrem transzendenten Anspruch, da auch die Prophetie als Offenbarung Gottes gilt.

## TEMPEL UND KULT

Der Tempel zeigt sinnfällig die Kontinuität mit dem vor-exilischen Israel und bleibt auch im nachexilischen Israel das wesentliche Zentrum. Das Gemeinwesen besitzt mit dem Tempel also immer noch vor allem eine rituelle und nicht primär eine textuelle Fundierung. Der Tempel bleibt

also der privilegierte Ort der Gottesbegegnung, obwohl die Gemeinden der Diaspora beweisen, dass die Bindung an die Gottheit JHWH nicht (mehr nur) an diesen Ort gebunden ist. Im gesamten alten Orient ging man davon aus, dass die Anwesenheit der Gottheit im Tempel eine soziale Ordnung stabilisiert und die Hinwendung zu einer Gottheit im Kult eine gemeinschaftsstiftende Funktion hat.

Allerdings wird zu prüfen sein, ob der Wiederaufbau des Tempels und die (Neu-)Stiftung des Kultes, die im Mittelpunkt einiger alttestamentlicher Entwürfe stehen, entsprechend dieser Überzeugung des alten Orients gegen weniger tempelorientierte Richtungen in der jüdischen Glaubensgemeinschaft durchgesetzt werden musste.

Blickt man auf die kultbezogenen Anweisungen in den nachexilischen Schriften, so scheinen zumindest die konkreten Vollzugsformen des Kultes, die Ausbildung eines rituellen Kalenders und die Gestaltung der Feste (z.B. Laubhüttenfest und Sabbat) in ihrer Bedeutung für das Gemeinwesen erst fundiert werden zu müssen.

Die Entscheidung darüber, ob der am zweiten Tempel stattfindende Kult das entscheidende Zentrum des nachexilischen Israel oder nur ein Element der Konstituierung dieses Gemeinwesens neben anderen ist, ist insbesondere ausschlaggebend dafür, ob man die in Jehud lebende Gemeinschaft vorrangig als Glaubensgemeinschaft ansieht oder nicht.

## STADT(FRAU) JERUSALEM

Mit dem Tempel eng verbunden und doch davon verschieden ist die herausgehobene Stellung der Stadt Jerusalem. Sie ist nicht nur der Ort des Tempels, sondern auch Symbolgestalt des Gemeinwesens. Zion/Jerusalem erscheint als Symbol, mit dem es gelingt, die Menschen auf die Belange des Gemeinwesens auszurichten. Dabei ist die Zentralität Jerusalems keineswegs selbstverständlich, wenn man bedenkt, dass JHWH-gläubige „Gemeinden“ auch in der Diaspora (weiter-)existieren. Doch möglicherweise erhält die Stadt Zion/Jerusalem ihre Funktion als Symbolgestalt des Gemeinwesens gerade wegen der räumlichen Verstreutheit Israels.

Die Bedeutung der Stadt Zion/Jerusalem wird durch Fortführung vorexilischer Traditionen gewonnen. Sowohl Zion

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Jerusalem als Nabel der Welt. Karte von H. Bünting, Nachdruck aus Magdeburg 1589. Foto: Diözesan- und Dombibliothek Köln

wie auch der Tempel stellen somit eine Kontinuität zur vorexilischen Zeit her. Zion/Jerusalem ist als Ort der Hoffnung auf umfassendes Heil, als Ort des Reichtums und des Friedens beschrieben und kleidet zugleich Heil, Reichtum und Frieden in ein urbanes Konzept.

Wer allerdings an diesem Wohlergehen, an diesem glücklichen Leben Anteil haben darf, wird von den verschiedenen alttestamentlichen Entwürfen unterschiedlich beantwortet. Anhand der Fragen „Wer darf in Zion wohnen?“ und „Wer ist in Zion geboren?“ geschieht entweder eine Öffnung hin zu den Völkern oder eine Abgrenzung von den „unreinen Völkern“.

Ergänzt wird das primär räumliche Symbol der Stadt durch weibliche Personifizierungen etwa als Mutter oder Königin, die emotionale und personale Aspekte eintragen. Zion/Jerusalem wird zur Identifikationsfigur, die auch genealogische oder herrscherliche Momente integrieren

kann. Gerade als personale Symbolgestalt erhält die Stadt eine transzendente Qualität sui generis, die nicht in einer unmittelbaren göttlichen Legitimierung wurzelt. In der Bindung der Menschen an Zion/Jerusalem ist der Blick nicht notwendigerweise auf JHWH gerichtet, wenngleich die Stadt auch Mittlerfunktionen gegenüber der Gottheit einnimmt oder einnehmen kann.

### WEISHEITLICHES DENKEN UND HANDELN

Auch in nachexilischer Zeit bleibt die Weisheit hoch angesehen und bildet das gemeinsame Ethos. An ihr richten sich das Handeln des Einzelnen und sein Einsatz für die Gemeinschaft aus. Die Hochschätzung der Weisheit findet Ausdruck in ihrer Personifizierung als Frauengestalt, die in Spr 1–9 als Lehrerin die Unwissenden zu sich einlädt, damit diese ihre Lehren annehmen und klug werden. Die Personifizierung von Weisheit und Stadt sind in gewisser Weise analog, da beide Gestalten – wenn auch in unterschiedlicher Hinsicht – die Gemeinschaft repräsentieren. Während die Stadtfrau der Hoffnung auf Heil und Wohlergehen einen Ort gibt und eine emotionale Bindung der Menschen ermöglicht, repräsentiert Frau Weisheit die von allen geteilte ethische Grundlage des Gemeinwesens.

Frau Weisheit kann ebenso wenig wie die Stadtfrau Zion als Göttin angesprochen werden, sie besitzt aber als anerkannte Lebenslehre transzendente Qualität. Doch stehen sich Weisheit und JHWH-Glaube nicht antagonistisch gegenüber. Vielmehr findet gerade in nachexilischer Zeit eine sukzessive, stärker werdende Verknüpfung der Weisheit mit dem JHWH-Glauben statt. So werden ethische Prinzipien in der Tora oder in der Prophetie als Wort und Gebot Gottes mit höchster Dignität ausgestattet. So schlägt etwa das zentrale Motiv der Gerechtigkeit eine Brücke zwischen dem weisheitlichen Denken und der Forderung von Recht und Gerechtigkeit in der Prophetie. Umgekehrt wird in weisheitlichen Texten der Aspekt der Gottesfurcht integriert und eine Zuordnung der Weisheit zu JHWH vorgenommen.

### ZUGEHÖRIGKEIT ZU ISRAEL

Die verschiedenen Entwürfe zur Konstituierung des nach-exilischen Gemeinwesens unterscheiden sich insbesondere in der Antwort auf die Frage, wer zu Israel

gehört. Man kann zwar den JHWH-Glauben als gemeinsames Element aller Richtungen und Gruppierungen ansehen. Es greift aber zu kurz, Israel oder gar die *Jehudim* mit der Gemeinschaft der JHWH-Gläubigen gleichzusetzen und die Gemeinschaft ausschließlich religiös zu bestimmen. Zusätzliche Eintrittsbedingungen und Ausschlusskriterien werden formuliert, wobei in diesem Prozess Tora, Tempel, Stadt und Weisheit in hohem Maß bedeutsam sind. In den nachexilischen Texten spiegelt sich dieses Ringen etwa darin, dass das „wahre Israel“ auf eine bestimmte Gruppe von JHWH-Gläubigen eingeschränkt wird, oder darin, wie das Verhältnis Israels zu den Völkern beschrieben wird.

Die Bestimmung der Grenzen Israels wird primär durch Elemente aus der eigenen Tradition vorgenommen, wobei vor allem der Bundesgedanke zentral ist. Israel ist das Volk, das sich durch den Bund mit JHWH auszeichnet, es ist von JHWH erwählt und zu seinem Volk gemacht. Insofern der Bund auf das Wirken Gottes zurückgeht, erhält er eine transzendente Qualität und Israel als Volk eine primär religiöse Fundierung. Zugleich stellt der Bundesgedanke auch ein Gemeinsinnsangebot dar, denn er motiviert zum Einhalten der Bundesverpflichtungen, repräsentiert durch die Tora, wie auch zur Verehrung JHWHs, repräsentiert durch den Kult am Jerusalemer Tempel.

Das Bundeskonzept allein scheint jedoch ebenfalls noch ungenügend, um die Zugehörigkeit zu Israel zu beschreiben. Denn einerseits kann der Bund genealogisch eingeschränkt, andererseits aber auch universal geweitet werden, so dass die Völker in den Bund hereingenommen sind. Im ersten Fall ist die Zugehörigkeit zu Israel durch Abstammung nachzuweisen und muss Heirat endogam erfolgen, wodurch ein genealogisches Prinzip als absolut angesehen wird. Ein solches Konzept macht – auch wenn es bewusst als exkludierende Grenze zu „anderen“ eingeführt wird – weitere Gemeinsinnsanstrengungen weitgehend überflüssig, da sich eine solche Gemeinschaft allein durch den Rekurs auf die gemeinsamen Ahnen konstituiert. Im zweiten Fall der universalen Öffnung des Bundes benötigt das entstehende Gemeinwesen dagegen gemeinsame Elemente, die als Gemeinsinnsangebote die Orientierung auf die Belange der Gemeinschaft steuern. Als solche Elemente könnten ein gemeinsames Ethos, repräsentiert durch Frau Weisheit, oder die Ausrichtung auf das gemeinsame Wohlergehen, repräsentiert durch die Stadtfrau Zion, benannt werden.

Die Thematik der Zugehörigkeit zu Israel tangiert in besonderem Maß die in der alttestamentlichen Forschung diskutierte Frage nach der Identität Israels. Setzt man bei der Verschränkung von Transzendenz und Gemein-sinn als Ressourcen der Konstituierung eines Gemeinwesens an, so steuert dies wichtige Impulse für die Frage nach der kollektiven Identität bei. Denn die Legitimierungs- und Transzendierungsanstrengungen sowie die gemeinschaftsbildenden Konsensanstrengungen und die handlungsmotivierenden Bindekräfte formen und gestalten letztlich die Identität.

***Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.***

Die ägyptische Göttin Ma'at. Relief aus dem Grab Sethos' I. (um 1300 v. Chr.)

Foto: Th. Staubli (Bibel und Orient)

## LITERATUR

HÄUSL, Maria: *Bilder der Not. Weiblichkeits- und Geschlechtermetaphorik im Buch Jeremia*, HBS 37, Freiburg 2003.

HÄUSL, Maria: *Zion/Jerusalem – eine diakonische Gestalt?*, in: V. HAUFF, Adelheid (Hg.): *Frauen gestalten Diakonie* (Band 1: *Von der biblischen Zeit bis zum Pietismus*), Stuttgart 2007, S. 43-53.

HÄUSL, Maria: „Mit wem wollt ihr mich vergleichen?“ *Gottesbilder und Geschlechterperspektive in Jes 40-55*, in: FRANZ, Thomas, SAUER, Hanjo. (Hg.): *Glaube in der Welt von heute. Theologie und Kirche nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil* (Festschrift für Elmar Klinger zum 65. Geburtstag, Band 2: *Diskursfelder*), Würzburg 2006, S. 127-138.

HÄUSL, Maria: *Gott als Vater und Mutter und die Sohnschaft des Volkes in der Prophetie: Rezeption mythischer Vorstellungen*, in: IRSIGLER, Hubert (Hg.): *Mythisches in biblischer Bildsprache. Gestalt und Verwandlung in Prophetie und Psalmen*, QD 209, Freiburg 2004, S. 258-289.

## MITARBEITERINNEN

Christine Hoffmann

Dipl.-Theol. Johanna Rautenberg

Dr. Irene Schulmeister

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Ravenna, S. Apollinare Nuovo (6. Jh.) Foto: Kunstpostkarte Edizione Fratelli Leonardi, Ravenna. Lichtbildrechte: TU Dresden, Kunstgeschichte, Diathek

**//** DAS GEMEINSCHAFTSMAHL UND DAS NEUTESTAMENT LEGTEN SCHON IM FRÜHEN CHRISTENTUM DIE BIS HEUTE MASSGEBLICHEN GRUNDLAGEN FÜR DEN ZUSAMMENHALT DER GEMEINDEN.

Das Teilprojekt untersucht die Entstehung des frühen Christentums in den ersten zwei Jahrhunderten unter folgender Fragestellung: Welche Potentiale an Gemeinsinn konnte dieser Prozess der sozialen und religiösen Identitätsbildung mobilisieren und durch welche Transzendierungen wurden sie begründet? Die Untersuchung wird sich sowohl auf das Ordnungsgefüge einzelner Gemeinden als auch auf den Anspruch einer überregionalen christlichen Einheit erstrecken. So kommen die gemeinsinnsstiftenden Institutionen von den frühesten Anfängen bis zur Entstehung der katholischen Kirche in den Blick: Das gemeinsame Mahl und der neutestamentliche Kanon.

Die Entstehung des frühen Christentums in den ersten beiden Jahrhunderten war ein hochkomplexer Vorgang, bei dem sich soziale Ordnungsgefüge bildeten und konsolidierten. In diesem Prozess entstand ein distinkter christlicher Gemeinsinn, der seinen sichtbaren Ausdruck darin fand, dass die Gemeinden gemeinsame Rituale entwickelten und einen gemeinsamen religiösen Überlieferungsbestand etablierten. So bildete sich eine so-



ziale und religiöse Gruppenidentität heraus, indem Einzelne einen Sinn für das Gemeinsame entwickelten, der stärker war als ihre eigensinnigen Prägnungen durch religiöse und soziale Herkunft. Das Teilprojekt untersucht die beiden entscheidenden Institutionen, die für die Abgrenzung und Binnendifferenzierung der Gemeinden bestimmend waren – und somit diesen einheitsstiftenden Gemeinsinn zum Ausdruck brachten. Dabei fragt das Projekt auch nach den wichtigsten Konzeptualisierungen der dabei wirksamen Transzendenzbezüge.

Zentral ist – zunächst mit Blick auf die konkrete Einzelgemeinde – das gemeinsame Mahl, das die soziale Definition der Gruppe und ihre gemeinsame religiöse Überzeugung in der liturgischen Ritualisierung zum Ausdruck bringt. Dabei untersucht das Teilprojekt die Verschränkungen von Gemeinsinns- und Transzendenzbehauptungen im Rahmen der frühchristlichen Mahltheologie. Diese kommen einerseits in der Vorstellung eines eschatologischen Mahls zum Ausdruck und werden andererseits in den zentralen neutestamentlichen Deutungen, vor allem in den sog. „Einsetzungsberichten“ zum letzten Mahl Jesu, veranschaulicht. Dabei ist die frühchristliche Eucharistie als Teil der hellenistisch-römischen Mahlkultur zu verstehen, in der das gemeinsame Gelage für alle Sekundärgruppen die einzige Möglichkeit bot, Gemeinschaft zu erfahren und die gemeinsame Gruppenidentität darzustellen. Diese sozialgeschichtliche Erkenntnis ist relativ neu. Es gilt, sie im Rahmen des SFB-Projekts mit Blick auf die christliche Mahlpraxis und -theologie weiter zu explizieren.

Mit Blick auf das weitere Ordnungsgefüge eines überregionalen gesamtchristlichen Gemeinsinns ist primär der Kanon des Neuen Testaments aufschlussreich. In besonderer Weise repräsentiert er die Einheit und Gemeinsamkeit der christlichen Überlieferung. Das kanonische Grundproblem der Verhältnisbestimmung von „Einheit und Vielfalt“ markiert dabei einerseits die Abgrenzung von „devianten“, also nicht durch das Neue Testament repräsentierten, Christentümern, andererseits aber die vereinheitlichende Binnendifferenzierung, die sich aus der Integration verschiedener Traditionslinien ergibt. Dabei dient als heuristische Grundannahme die von David Trobisch aufgestellte These der Endredaktion des Neuen Testaments: Die Zusammenstellung der 27 neutestamentlichen Schriften ist demnach nicht das Ergebnis eines anonymen Sammlungs- und Ausscheidungsprozesses, der sich bis ins 4. Jh. erstreckte. Vielmehr geht sie auf die Veröffentlichung durch einen Herausgeberkreis in der Mitte des 2. Jh. zurück. Untersucht werden die Identitätsstrategien dieser Ausgabe, durch die ein transzendenter Gemeinsinn konstituiert wird. Diese Strategien ergeben sich einerseits aus dem Gegenüber der Kanonischen zur marcionitischen Bibelausgabe, andererseits aus der kanonischen Konzeptualisierung von „Apostolizität“ als Ausgleich (regional) unterschiedlicher Geltungsansprüche.

In diesen beiden – auf vielfältige Weise miteinander verbundenen – Untersuchungsfeldern des Gemeinschaftsmahls und des neutestamentlichen

PROF. DR.  
MATTHIAS KLINGHARDT

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen  
des Urheberrechts entfernt.*

PROFESSUR FÜR BIBLISCHE  
THEOLOGIE (EVANGELISCH),  
TU DRESDEN

Nach dem Studium der Evangelischen Theologie in Wuppertal, Tübingen und Heidelberg, das 1982 mit der Ersten Kirchlichen Dienstprüfung (Evangelische Landeskirche in Baden) abgeschlossen wurde, arbeitete Matthias Klinghardt an seiner Dissertation über das lukanische Verständnis des Gesetzes (Gesetz und Volk Gottes). Nach der Promotion (Heidelberg) folgte 1988/89 eine zweisemestrige Lehrstuhlvertretung an der Rice University, Houston/USA. Während der folgenden Assistenzzeit an der Philosophischen Fakultät der Universität Augsburg entstand die Habilitationsschrift zur Sozial- und Liturgiegeschichte der frühesten christlichen Mähler (Gemeinschaftsmahl und Mahlgemeinschaft), die 1994 von der Theologischen Fakultät der Universität Heidelberg angenommen wurde. Die Ergebnisse dieser Untersuchung bilden seit 2002 die methodische Grundlage für die Arbeit eines Seminars der Society of Biblical Literature über „Meals in the Greco-Roman World“.

Kanons soll jeweils die Verschränkung des behaupteten Gemeinsinns und der sie begründenden Transzendierungen analysiert und beschrieben werden.

## FORSCHUNGSINTERESSE UND -GEGENSTAND

Das Teilprojekt untersucht die wesentlichen Praktiken und Diskurse, die zur Etablierung und Konsolidierung des Christentums in vorkonstantinischer Zeit als einer eigenständigen sozialen Ordnung mit einer eigenen, von innen und außen wahrnehmbaren Identität beigetragen haben. Dabei bilden die Anfänge bis ins 2. Jh. den Schwerpunkt der Analyse. Er liegt angesichts des Materials und der Problemstellung nahe, da sich in diesem Zeitraum die Identitätsbildung des Christentums mit den allmählich entstehenden Konturen der katholischen Kirche vollzog. Die Etablierung christlicher Gemeinden als eigenständige soziale Ordnungen war durch komplexe soziale Abgrenzungen und Differenzierungen gekennzeichnet. Dabei ragt die Abspaltung von den jüdischen Muttergemeinden und die Ausgrenzung anderer christlicher, als „häretisch“ gekennzeichneten, Gruppen heraus. Hinzu kam das dynamische Wachstum der Gemeinden in Folge von Mission und Konversion. Dieser Prozess erforderte die Integration von Menschen mit sehr unterschiedlichem sozialem Status und unterschiedlichen kulturellen und religiösen Prägungen. Die damit verbundene Problematik zeigte sich besonders deutlich in den Gegensätzen zwischen Juden und Heiden. Hand in Hand mit der sozialen Abgrenzung nach außen gingen von Anfang an Binnendifferenzierungen der Gemeinden, die in vielen Fällen auch heute noch sehr konkret greifbar sind. Sie lassen sich an der Entstehung von Ämtern und Funktionen ebenso ablesen wie an der Mahnung, sich gemeinsamen Zielen oder Autoritäten unterzuordnen.

Nun steht außer Frage, dass die ekklesiologischen Diskurse des frühen Christentums in hohem Maße durch Rekurs auf „Gott“ oder auf „Christus“ theologisch bestimmt sind. Solche Letztbegründungen der sozialen Identität christlicher Gemeinden sind jedoch nur bedingt aussagekräftig für die Frage, wie im Prozess der Konstitution und Konsolidierung dieser Gemeinden gemeinsame Bindekräfte konkret mobilisiert und wirksam werden konnten. Es sind, bei näherem Zusehen, andere Transzendierungen, die in den Diskursen und Praktiken des frühen Christentums für die Begründung des Gemeinsinns eine

Rolle spielen und dann ihrerseits in der Regel weiter auf Gott bzw. Christus zurückgeführt werden. So stellt bspw. das paulinische Syntagma „Leib Christi“ eine denkbar knappe Form der Verschränkung von Gemeinsinnsbehauptung und Transzendierung dar. Die korporativen Aspekte des Leibbegriffs (organische Einheit des Leibes; Verbindung der Glieder untereinander; Aufeinanderangewiesensein der Glieder; Haupt-Glieder-Relation usw.) werden durch eine religiöse Letztbegründung transzendiert: Durch die Einzeichnung in ein Begründungs- bzw. Eigentumsverhältnis („Leib Christi“) werden die genannten Behauptungen von Gemeinsinn unverfügbar gestellt. Zugleich ist deutlich, dass der Leib-Begriff mit seinen korporativen Gemeinsinnsimplikationen eine Transzendierung von eigener Körpererfahrung darstellt, die traditionell ihren Platz in antiken Gemeinsinnsdiskursen besitzt: Ein „sozialer Körper“ ist ein „lebendiger Organismus“ mit einem gemeinsinnigen „Corpsgeist“ usw.

Die konzeptuellen Verschränkungen von Gemeinsinn und Transzendenz auf einer „mittleren Ebene“ unterhalb der religiösen Letztbegründungen lassen sich für den Prozess der Identitätsbildung des frühen Christentums in vielfältiger Weise sinnvoll untersuchen. Als Gegenstand der Analyse kommt etwa das gemeinsame religiöse Zeichensystem in Frage, welches sich durch die Etablierung einer gemeinsamen „Gründungserzählung“ entwickelt hatte (so vor allem in den Evangelien und in der Apostelgeschichte) oder in einer gemeinsamen rituellen Praxis und der Verständigung auf einen gemeinsamen liturgischen „Kalender“ Ausdruck fand. Zudem ist interessant, wie sich das gemeinsame Ethos, z.B. die Vorstellungen von Nächstenliebe, Feindesliebe, Askese usw., herausgebildet hat. Bezeichnend ist auch die Entstehung von Ämtern als Ausdruck einer gemeinsamen, allseits akzeptierten Identität.

Die Verschränkung von Gemeinsinn und Transzendenz verdichtet sich jedoch in besonderer Weise in den beiden Phänomenen, die in den folgenden Beschreibungen der Untersuchungsfelder genauer entfaltet werden: Dem frühchristlichen *Gemeinschaftsmahl* als dem entscheidenden Integrationsritual der lokalen Gemeinden und dem neutestamentlichen *Kanon* als dem Versuch einer Normierung des gemeinsamen, grundlegenden Überlieferungsbestandes aller christlichen Glaubensgemeinschaften.



## DAS MAHL DER GEMEINDE UND DAS NEUE TESTAMENT DER CHRISTENHEIT

Beide Themen ragen wegen ihrer christentumsbegründenden Bedeutung weit über andere Phänomene, die sich für eine Untersuchung ebenfalls anbieten würden, hinaus: Bis heute stellt das Abendmahl das rituelle, liturgisch durchgeformte Zentrum für alle großen Kirchen dar. An keiner anderen Stelle des kirchlichen Lebens bringen die Gemeinden ihre wesentlichen Gemeinsinnsaspekte so deutlich zum Ausdruck wie beim gemeinsamen Mahl. Auf der anderen Seite definiert der Kanon des Neuen Testaments Mitte und Grenze christlicher Identität. Der gemeinsame Kanon ist die normierende Grundlage aller theologischen Diskurse und stellt somit bis heute das entscheidende Kriterium für die „Christlichkeit“ einer Kirche dar.

In historischer Hinsicht stand eine gemeinschaftliche Mahlpraxis ganz am Beginn der allerfrühesten christlichen Gruppen. Sie war die grundlegende Konstituierungsform bereits für die vorösterliche Jüngergruppe und blieb die entscheidende Stabilisierungsvoraussetzung christlicher Gemeinden in der apostolischen und nachapostolischen Zeit. Die Entstehung der Kanonischen Ausgabe des Neuen Testaments in der Mitte des 2. Jh. stellte demgegenüber den entscheidenden Wendepunkt in dem Prozess einer überregionalen christlichen Identitätsbildung dar. Sie beendete einen rund 100 Jahre andauernden Prozess der Diversifizierung verschiedener Christentümer, die nun durch die gemeinsame Schriftgrundlage mit einer einheitlichen Gründungserzählung integriert wurden. Auf diese Weise eröffnete das Neue Testament ein grundlegend neues Modell für die Bestimmung eines universalen, christlichen Gemeinsinns.

Auch mit Blick auf die soziale Reichweite der neu entstandenen Ordnungen sind Gemeinschaftsmahl und Kanon komplementäre Größen. Das Mahl repräsentierte die soziale und religiöse Identität nur der jeweils zu diesem konkreten Anlass versammelten Gruppe und brachte ihren Gemeinsinn zum Ausdruck. Doch ein Bewusstsein für eine „übergemeindliche“ Einheit war weder im Vollzug dieses Mahls erfahrbar noch theologisch durch dieses darstellbar. Im Unterschied dazu erhebt der Kanon den Anspruch, das allen Christen Gemeinsame zu formulieren.

## VOM GEMEINSAMEN MAHL ZUR FORMULIERUNG EINER ÜBERREGIONALEN IDENTITÄT

Das gemeinsame Mahl war der Kulminationspunkt gemeinsamer christlicher Praktiken schlechthin. Solange es die Fiktion einer Personengesamtheit noch nicht gab, war die faktische Existenz der Gemeinschaft abhängig von der konkreten Versammlung ihrer Mitglieder zum gemeinsamen Mahl. Erst die ritualisierte Praxis des Mahls etablierte folglich eine soziale Ordnung, die von außen als solche wahrgenommen werden und die sich aufgrund der Differenzierung von Binnenstrukturen selbst als Gruppe verstehen konnte. Die Etablierung der Kanonischen Ausgabe ist dagegen in erster Linie ein gewichtiger und in hohem Maße reflektierter Beitrag zu dem Diskurs über die Grundlagen der gemeinchristlichen Identität; die Rezeptionsgeschichte dieser Kanonischen Ausgabe seit Irenäus von Lyon in der zweiten Hälfte des 2. Jh. unterstreicht diesen Aspekt nachhaltig. Die Ausgrenzung von Häretikern und die Kritik an devianten Praktiken wurden seit dieser Zeit mit Hilfe des Kanons begründet.

Gemeinschaftsmahl und Kanon sind auch darin komplementär, dass das gemeinsame Mahl in der hellenistisch-römischen Antike generell eine gemeinsinnsstiftende Funktion innehatte. Als Form einer gemeinschaftlichen Praxis war das Mahl alternativlos und wurde daher zwangsläufig zu einem Kristallisationspunkt frühchristlichen Gemeinsinns. Die Kanonische Ausgabe des Neuen Testaments war dagegen das Ergebnis eines deliberativen, reflektierten Aktes: Sie wurde mit dem Bewusstsein ihrer Funktion für die Definition der christlichen Identität als der allen gemeinsame Horizont für Selbstverständnis und Verhalten geschaffen. Der Kanon stellt daher eine Gemeinsinnsbehauptung mit unüberbietbarem Integrationswert dar.

Vor allem mit Blick auf die unterschiedlichen sozialen Ordnungen, für die das Mahl und der Kanon als Gemeinsinnsressourcen fungieren, sind beide auch sachlich und genealogisch miteinander verbunden. Im Zentrum des sog. „antiochenischen Zwischenfalls“ (Gal 2,11-21) steht die Aufkündigung der Mahlgemeinschaft zwischen den beiden Aposteln Paulus und Petrus: Beide warfen sich gegenseitig das „eigensinnige“ Verlassen des grundlegenden Gemeinsinns vor – die Mahlgemeinschaft, die diesen Konsens verbürgt und dargestellt hatte, war unwiderruflich zerstört.

***Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.***

Hosios Loukas (11. Jh.): Apostel Petrus und Paulus Foto: privat

Die Trennung der Apostel bedeutete die Etablierung konkurrierender Mahlgemeinschaften und führte in der Folge zur Entstehung von konkurrierenden sozialen Ordnungen am Ende des 1. und Anfang des 2. Jh. Die Lösung dieses Grundkonflikts war eines der Hauptanliegen der Kanonischen Ausgabe: Sie formuliert eine Gründungsgeschichte des Christentums, die diesen Konflikt zwar nicht verschweigt, aber doch deutlich erkennbar eingrenzt und die verschiedenen Interessen und Traditionen integriert.

#### ARBEITSBEREICH „TRANSZENDENZ UND GEMEINSINN IN DER FRÜHCHRISTLICHEN MAHLTHEOLOGIE“

Hier soll die gemeinsinnsstiftende Funktion der frühchristlichen Gemeinschaftsmähler näher untersucht werden. Das frühe Christentum teilte mit seiner hellenistisch-römischen Umwelt ganz selbstverständlich die Praxis gemeinschaftlicher Mähler. Das Gemeinschaftsmahl war die eine, zentrale soziale Institution, in der während der gesamten Antike Sekundärgruppen Ge-

meinschaft konkret erfahren und ihre soziale und ideelle Gruppenidentität darstellen konnten. Der hohe institutionelle Charakter des Mahls erweist sich in der stabilen, ritualisierten Handlungsfolge von gemeinsamem Essen, sakralem Handlungsvollzug und anschließendem Trinkgelage, welche auch die christlichen Gemeinden mit ihrer antiken Umwelt teilten. Diese grundlegende Funktion des Mahls erklärt, inwiefern die wesentlichen Aspekte gemeinsinnigen Verhaltens einer Gruppe aufs engste mit dem Mahl verbunden sind: Die Abgrenzung der Gruppe nach außen und die Differenzierung ihrer Binnenstruktur waren an das Mahl gebunden, wurden in seinem Kontext verhandelt und für alle sichtbar dargestellt. Der Gemeinsinn einer solchen Mahlgemeinschaft war dabei nicht selbstverständlich, sondern musste gegenüber den eigensinnigen Interessen der Einzelnen behauptet werden. Die Diskurse zur Lösung dieser Probleme sind an einer Reihe von Wertvorstellungen orientiert, die als Transzendierungen der Gemeinsinnsbehauptung zu verstehen sind. So lässt sich eine gemeinantike „Mahlideologie“ abstrahieren, die auf Wertvorstellungen wie Gemeinschaft (*koinōnia*), Eintracht (*homonoia*), Frieden (*eirēnē*), Ruhe (*heřychia*), Freundschaft (*philia*), Gleichheit (*isotes*), Festfreude (*thalia*) und ehrfurchtgebietender Anmut (*charis*) beruht.

Vor diesem Hintergrund gewinnt die Frage Profil, wie sich in der frühchristlichen Mahltheologie Gemeinsinnsbehauptung und Transzendierungsleistungen ineinander verschränken. Denn es ist von vornherein zu erwarten, dass die christlichen Mähler im Horizont der gemeinantiken Mahlkultur nicht nur entsprechende Gemeinsinnspotentiale behaupteten, sondern mit ihren paganen Analogien auch die wesentlichen Transzendierungskonzepte gemein hatten. Es empfiehlt sich daher, die Verschränkung von Transzendenz und Gemeinsinn in der frühchristlichen Mahltheologie von zwei Seiten her anzugehen: Auf der einen Seite ist, in Verfolgung dieses sozialgeschichtlichen Ansatzes, (1) die implizite Mahltheologie zu erheben, die ihren Ausdruck in der generellen Übereinstimmung von paganen und christlichen Mählern gefunden hat. Daneben ist (2) die explizite Mahltheologie im frühen Christentum zu untersuchen. Diese Differenzierung der Zugänge verspricht, die *spezifische differentia* der frühchristlichen Mahltheologie auf der Basis allgemein geltender Vorstellungen genauer erfassen zu können, als das bisher weitgehend geschieht.

## ARBEITSBEREICH „KANON UND IDENTITÄT“

Hier soll die Etablierung einer gemeinchristlichen Identität durch die Entstehung des neutestamentlichen und gesamtbiblischen Kanons untersucht werden. Die grundlegende Hypothese ist hierbei, dass das Neue Testament in seiner kanonischen Form gezielt zu eben diesem Zweck der überregionalen Gemeinsinnsstiftung zusammengestellt und publiziert wurde. Bis heute liefert der Kanon, bei allen Differenzen in Theologie und Praxis, die eine gemeinsame Grundlage für die Verständigung zwischen den einzelnen Konfessionen. Ernst Käsemanns prononcierte These, dass der Kanon nicht die Einheit, sondern die Vielfalt der Kirchen begründe, setzt dabei voraus, dass die Verschiedenheit der im Kanon enthaltenen Schriften die Verschiedenheit der sich auf sie berufenden Gruppen repräsentiert. Das Grundproblem des Kanons – das Verhältnis von „Einheit und Verschiedenheit“ – besitzt daher eine literarische und eine soziale Dimension.

Sofern man davon ausgeht, dass die Entstehung der kanonischen Sammlung der 27 Einzelschriften zum „Neuen Testament“ ein kontingenter und ungesteuerter Prozess war, lässt sich die identitätsstiftende Funktion des Kanons nur als „Wunder“ erfassen.

Dies stellt sich jedoch ganz anders dar, wenn das Neue Testament nicht das Resultat eines anonymen Sammlungs- und Ausscheidungsprozesses ist, sondern das einer regulären Publikation. Denn in diesem Fall sind die einheitsstiftenden Elemente dieser Ausgabe mit ihren zahlreichen Kohärenzsignalen und Querverweisen, die den Gemeinsinn der durch die gesammelten Schriften repräsentierten „Christentümer“ begründen, nicht als kreative Interpretationen der Rezeptionsgeschichte zu verstehen, sondern als eine intendierte, umfassende Transzendierungsleistung des Herausgebers. Er hätte durch die Kohärenzsignale seiner Ausgabe den Lesern eine Fülle sublimen Leseanweisungen für das Verständnis an die Hand gegeben, die sie in die Lage versetzen, hinter den Einzeltexten eine gemeinsame, einheitsstiftende Gründungserzählung für dieses „katholische“ Christentum wahrzunehmen, in die hinein dann auch der antiochenische „Mahlkonflikt“ zwischen Petrus und Paulus aufgehoben ist.

Die heuristische Annahme einer absichtsvollen Endredaktion der Kanonischen Ausgabe erlaubt die Vermutung, dass wesentliche Gemeinsinnsbehauptungen dieser Ausgabe konkrete Lösungsangebote für Konflikte in der Mitte des 2. Jh. darstellen. Die These setzt dabei voraus, dass die implizierten Identitätsstrategien auf zwei verschiedenen Ebenen zum Ausdruck kommen, die in diesem Arbeitsfeld unterschieden werden. Denn das redaktionelle Konzept der Kanonischen Ausgabe lässt sich (1) an den redaktionellen Veränderungen ablesen, die die Endredaktion an den vorausliegenden, älteren Texten vorgenommen hat. Hier steht zur Debatte, wie sich die marcionitische und die Kanonische Ausgabe zueinander verhalten. Daneben zeigt sich das redaktionelle Konzept (2) an den Identitätsstrategien der kompletten Kanonischen Ausgabe, die im Rahmen einer rezeptionsästhetischen Analyse zu erheben und zu beschreiben sind.

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Papyrus 46, f. 52v: 1 Kor 11,18-25

Bildnachweis: Fr. G. Kenyon, *The Chester Beatty Biblical Papyri 3: Pauline Epistles: Plates*, London 1937.

## LITERATUR

KLINGHARDT, Matthias: *Gemeinschaftsmahl und Mahlgemeinschaft. Soziologie und Liturgie frühchristlicher Mahlfeiern*, Tübingen 1996.

## MITARBEITER

Oliver John

Johannes Nathanael Lücke

Adriana Zimmermann

Das Verbundprojekt untersucht die Grundlagen und die sich wandelnden Formen der Orientierung auf das Gemeinwesen bei den Römern. Der darin fassbare Gemeinsinn – verstanden als ein Ensemble von Haltungen und Handlungsformen, die auf Gemeinwohl ausgerichtet sind und die in Transzendierungsprozessen verstetigt und eingeschränkt werden – wird in seinen diskursiven und praktischen Dimensionen analysiert.

## B1 - DIE INVESTITION EIGENER RESSOURCEN IN DIE GEMEINSCHAFT VON DER MITTLEREN REPUBLIK BIS IN DIE HOHE KAISERZEIT

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Aus privaten Mitteln errichtete öffentliche Bibliothek in Ephesos Foto: F. Ninow/Churchphoto

**WIESO  
INVESTIERTEN DIE  
RÖMER SO VIEL  
ZEIT, ARBEITSKRAFT  
UND GELD IN DIE  
BELANGE DER  
GEMEINSCHAFT?**

Im römischen Reich waren die Bewohner in einem auffälligen Maße bereit, eigene Ressourcen in Form von Zeit, Arbeitskraft und materiellen Mitteln in die Belange des Gemeinwesens zu investieren. Diese Haltung fasst das Teilprojekt als Gemeinsinn auf, der ständig praktisch ausgeübt, diskursiv (re)produziert und in verschiedenen Formen der Transzendierung der alltäglichen Verfügbarkeit entzogen wurde. Wie jedoch kam es zum Auf- und Abstieg solcher Transendenzen, wann und warum waren sie leidlich stabil? Welche Konflikte taten sich um das gemeinsinnige Verhalten auf? Welche Gruppen und Individuen profilierten sich als Sachwalter des Gemeinsinns?

Die starke Orientierung der Römer auf ihre Gemeinschaft ist antiken wie modernen Beobachtern als besonderes Charakteristikum dieser Gesellschaft aufgefallen. Der Grund für die Bereitschaft, Geld, Zeit und Arbeitskraft in gemeinsame Belange zu investieren, wird allgemein gern in der Entlohnung durch Ansehen und Ehre gesehen, und dies ist sicherlich nicht falsch. Doch spricht der große Aufwand, der gerade in Rom getrieben wurde, gegen ein simples do-ut-des-Geschäft, in dem materielles in symbolisches Kapital umgewandelt wurde. Dann nämlich hätte eine Überprüfung des Wechselkurses des Öfteren ergeben müssen, dass sich die Transaktion nicht lohnte. Statt dessen vermuten wir, dass Gemeinsinnigkeit – nichts anderes nämlich ist die Orientierung auf das Ganze – der permanenten Überprüfung ihrer Zweckmäßigkeit für den einzelnen entrückt war und die gesellschaftliche Ordnung des römischen Reiches dadurch in besonderer Weise gefestigt wurde. Gemeinsinn wurde zu einem selbstverständlichen Habitus, was sich als Transzendierung ins Unverfügbare beschreiben lässt. Dabei ist zu unterscheiden zwischen einem Entrückungsvorgang, der zu einer nicht (mehr?) reflexiven, also impliziten Transzendenz führte („what goes without saying“), und expliziten, also in öffentlichen Diskursen diskutierten Transendenzen. Beides wollen wir analysieren, letzteres in enger Zusammenarbeit mit unserem Schwesterprojekt B2. Gerade um den Wandel des Beständigen und damit auch der Gemeinsinnsvorstellungen und Transzendierungsformen in den Blick zu bekommen, ist der zeitliche Rahmen recht weit gespannt: von der mittleren Republik bis in die hohe Kaiserzeit (ca. 250 v.Chr. – 150 n.Chr.).

Gemeinsinnigkeit lässt sich in der Zeit des römischen Reiches auf mehreren Ebenen und in mehreren Formen greifen. Zu unterscheiden ist zwischen Rom selbst, den römischen Städten, den anderen Städten, die keine römischen Bürgergemeinden waren, überhaupt zwischen der lokalen und der Reichsebene. Ebenfalls zu differenzieren ist innerhalb der hierarchisierten Gesellschaft zunächst einmal grob nach Unter- und Oberschichten. Für die einfachere Bevölkerung, alle Mal für die weiter von Rom entfernt lebenden Landbewohner, die an den gemeinschaftsstiftenden Ritualen der Stadt nicht teilnehmen konnten, gilt zweifellos, dass sie sich in erster Linie in Form des Militärdienstes gemeinsinnig betätigte. Die Soldaten nahmen für das Wohl der Gemeinschaft erhebliche Lasten und Risiken auf sich, was nicht allein durch die Gewinnaussichten in Form von Beute, Sold und Prämien erklärt werden kann. Für Angehörige der Oberschichten galt darüber hinaus, dass sie die Funktionen und Positionen des Gemeinwesens einnahmen, für die sie lange Zeit nicht einmal eine Aufwandsentschädigung erhielten. Im Gegenteil, oft investierten sie aus ihrem Privatvermögen in die Gemeinschaft, indem sie öffentliche Belange wie Spiele und Bauten finanzierten. Aus den Oberschichten herauszuheben ist deren Spitzengruppe, die Senatoren, die für die Politik und das Gemeinwesen lebten. Gerade der Senat gerierte sich gern als Hüter des Gemeinsinns, in der späten Republik verlor dieser Anspruch aber an Überzeugungskraft. Probleme warf auch auf, dass sich später mit dem Kaiser eine Instanz etablierte, deren Rechtfertigung vor allem an-

PROF. DR.  
MARTIN JEHNE

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen  
des Urheberrechts entfernt.*

LEHRSTUHL FÜR ALTE GESCHICHTE,  
TU DRESDEN

Martin Jehne studierte Geschichte und Germanistik an der Universität Köln und war anschließend Assistent und Oberassistent an der Universität Passau, wo er 1984 mit einer Arbeit über den Staat des Dictators Caesar promovierte und sich 1990 mit einer Untersuchung über zwischenstaatliche Beziehungen in der griechischen Poliswelt habilitierte. Nach der Vertretung einer Professur in Münster wurde er 1992/3 an die Technische Universität Dresden berufen. Ein Schwerpunkt seiner Forschung liegt auf der Geschichte der römischen Republik; hierzu hat er neben seiner Dissertation zahlreiche weitere Arbeiten vorgelegt, nicht zuletzt inspiriert durch den Theorierahmen und den fruchtbaren Austausch im Dresdner SFB 537 „Institutionalität und Geschichtlichkeit“. Ein besonderes Anliegen ist ihm die Aufbereitung von Fachinhalten auch für ein breiteres Publikum, zu sehen in seinen Bänden über Caesar und über die römische Republik in der Beck Wissen-Reihe.

deren in ihrer Gemeinsinnigkeit lag. Eine entscheidende Rolle für die Gemeinschaftsorientierung spielte die Religion, sowohl in den Partizipationsformen und -intensitäten bei den staatlichen Kulthandlungen (für alle Bürger) wie in der diskursiven Begründung der Notwendigkeit dieser Kulthandlungen (für die Oberschichten). Damit rückt auch in den Blick, wie denn die *res publica* selber transzendiert wurde, in Form der Dea Roma und der Romidee, die schon in der Republik und dann vor allem in der Kaiserzeit große Bedeutung gewannen.

Bei all den verschiedenen Formen von Gemeinsinnigkeit ist freilich nicht zu vergessen, dass es auch in der römischen Gesellschaft gegenläufige Trends gab, die das Individuum oder kleinere Gruppen betonten. Hier ist vor allem an die strukturelle Abneigung gegen Steuern zu denken, an die massive, ganz eigensinnig angelegte Konkurrenz innerhalb der soziopolitischen Eliten und an die Omnipräsenz des Patronagesystems, das der partikularen Bindung den Vorzug vor der Gemeinschaft gab. Erst in der Analyse der Verschränkungen und Konflikte derartiger Praktiken mit den gemeinsinnigen Haltungen und gemeinschaftsbezogenen Handlungen lässt sich das Spezifische der römischen Verhältnisse klarer bestimmen.

## FORSCHUNGSINTERESSE UND -GEGENSTAND

Die zentralen Problemstellungen des Teilprojekts lauten: Wie wurden gemeinsinnige Vorstellungen und Haltungen der Römer erzeugt und durch Transzendierung dem Zugriff entrückt? Welche Reibungen ergaben sich zwischen den anspruchsvollen, als alternativlos hingestellten Normierungen und den Anforderungen der sich ändernden Verhältnisse sowie der partikularen Interessen? Durch die Bearbeitung dieser Fragen will das Teilprojekt die Kenntnis wie das Verständnis von Ausmaß, Motivation, Formen und Begründungen der Orientierung auf das Gemeinwesen in der Zeit von der mittleren Republik bis in die hohe Kaiserzeit erheblich vertiefen.

Eine solch umfassende Thematik kann jedoch auch in einem längerfristig angelegten Projekt nicht vollständig aufgearbeitet werden. So werden nur die Gemeinschaftsorientierungen auf der Ebene der Bürgergemeinden behandelt. Alle kleineren sozialen und rechtlichen Gruppen und Organisationen, insbesondere die Familie, bleiben ausgeschlossen. Auch wird es auf der Ebene der Lokal-

staaten des römischen Reiches keine umfassendere Untersuchung der dortigen gemeinsinnigen Handlungsweisen geben, schon weil dies angesichts der Menge und Vielfalt solcher Lokalstaaten gar nicht zu leisten wäre. Hier ist ohne einen exemplarischen Zugriff nichts auszurichten.

## WARUM SPENDETEN DIE ELITEN SO VIEL GELD FÜR DIE GEMEINSCHAFT?

In Rom haben wir es, auch im Vergleich mit anderen antiken Gesellschaften, mit einer besonders steilen sozialen Hierarchie, speziell mit einer deutlicheren Heraushebung der Führungsschicht gegenüber der breiten Bürgerschaft, zu tun. Das wirkte sich auf die gemeinsinnigen Praktiken und Diskurse aus. Der Euergetismus, die hohe Spendenbereitschaft der Oberschichten für allgemeine Belange, soll analysiert werden hinsichtlich der Motivation des Wohltäters (altgriechisch: *euergetes*). Oft investierten die Eliten aus ihrem Privatvermögen in die Gemeinschaft, indem sie Bauwerke errichteten, Spiele gaben, darüber hinaus Volksspeisungen veranstalteten, Versorgungspässe auf eigene Kosten entschärften u.v.m. Dabei liegen die analytischen Schwerpunkte des Teilprojekts zunächst auf den symbolischen Formen des Spendens, der Ausrichtung auf bestimmte Objekte (wie vor allem Bauten), den Präferenzen für bestimmte Orte (wie z.B. Heimatstädte) und der Verschränkung mit Leistungen aus öffentlichen Mitteln.

## WORAUS SPEISTE SICH DER ARBEITSEIFER DER SENATOREN?

Was die Senatoren betrifft, entsprach es jedenfalls in der mittleren und späten Republik dem Standard, sich der *res publica*, der öffentlichen Sache, mit voller Kraft zu widmen. Die Verpflichtung zum Engagement galt offenbar lebenslänglich, und selbst in den letzten Jahren der Republik, als der Rückzug auch erfolgreicher Politiker ins Privatleben eine Option wurde, drohte diesen ‚Aussteigern‘ weiterhin die Geringschätzung ihrer Standesgenossen. Erst in der Kaiserzeit, als sich die Handlungsspielräume von Senatoren erheblich reduzierten, waren Rückzugsszenarien verbreiteter.

Gleichzeitig herrschte unter den Senatoren aber ein stark ausgeprägter Wettbewerbsgeist, in dem egozentrische Elemente dominierten. Dass die Angehörigen gerade einer



*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Denar (140-144 n.Chr.) mit dem Kopf des Kaisers Antoninus Pius, die Rückseite zeigt den Genius Senatus

Foto: Münzkabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden

Führungsschicht miteinander um Ämter und Einfluss konkurrieren, ist eine verbreitete Erscheinung. In Rom hatte dies zur Folge, dass man auch in für die Gemeinschaft so wichtigen Funktionen wie dem Kommando über die Armee in erster Linie an den persönlichen Erfolg dachte, ohne sich um das große Ganze sonderlich zu kümmern. Es ist zu fragen, wie der auf die eigene Ansehenssteigerung bedachte Einzelne in Kollektiven wie dem Senat auf das Gemeinwohl ausgerichtet werden konnte. Ferner ist zu untersuchen, inwieweit sich hier ein Widerspruch zur Gemeinsinnigkeit auch auf der diskursiven Ebene auftut oder ob solches Handeln als gemeinschaftsorientiert präsentiert werden musste.

Gemeinsinn besitzt nämlich eine Eigenheit, die dem Partikularismus auf der Ebene der Diskurse entgegensteht: Die Ausrichtung auf die Belange der Gemeinschaft wird begleitet von der Betonung eigener Uneigennützigkeit. Selbstverständlich ist damit nicht ausgeschlossen, dass gemeinsinniges Handeln auch den Akteuren von Nutzen ist, ja auf die Dauer kann sich wohl kein gemeinsinniger Handlungszusammenhang behaupten, in dem die Eigeninteressen potentiell mächtiger Individuen und Gruppen regelmäßig untergehen. Wohlgemerkt: Der Gemeinsinnsdiskurs wird durch die öffentliche Argumentationsweise definiert. Eine Einschätzung über mögliche verborgene Absichten und Ziele der in den Diskurs eingebundenen Individuen ist damit noch nicht verbunden. Das markt-

ökonomische Muster dreht jedenfalls den Gemeinsinnsdiskurs um: Während im wirtschaftsliberalen Theorem der Egoismus des Individuums das Intentionale ist und damit die Hauptwirkungen erzeugt, so dass die behaupteten positiven Effekte für die Gemeinschaft nur als Nebenwirkungen klassifiziert werden können, verlangt der gemeinsinnige Diskurs die primäre Orientierung auf den Gemeinschaftsnutzen, der damit die Hauptwirkung bildet, und lässt den eigenen Nutzen als Nebenwirkung zu. Da Haupt- und Nebenwirkungen nur nach der Absicht, nicht aber nach der Stärke unterschieden werden, liegt auf der Hand, dass mit dieser Differenzierung keine Aussage über die Intensität der Effekte verbunden ist. In jedem Fall bleibt das öffentlich Sagbare nicht ohne Rückwirkung auf Denken und Handeln.

Es ist aber nicht anzunehmen, dass derartige Spannungsverhältnisse immer in geglückten Transzendierungsprozessen aufgehoben bzw. verdeckt wurden. Neben den hohen, gemeinsinnig motivierten oder wenigstens entsprechend propagierten Investitionen der Römer standen natürlich andere, partiell gegenläufige Praktiken, welche die Ausrichtung auf kleinere Gruppen nahelegten oder zu einem selbstbezogenen Individualismus anregten. Neben der Elitenkonkurrenz ist hier die Einstellung zu Steuern zu nennen. In der Antike befand sich die große Bereitschaft vieler reicher und vornehmer Männer, aus ihrem Vermögen zum Nutzen der Gemeinschaft Bauten, Spiele, Ver-

sorgungsleistungen zu finanzieren, in einem gewissen Gegensatz zu ihrer Unwilligkeit, Steuern zu zahlen. Das lag wohl entscheidend daran, dass Spenden Ehre brachten, die entpersonalisierte Steuerzahlung dagegen eine Pflicht war, deren Erfüllung nicht individuell belohnt und deren Nichterfüllung bestraft wurde. Die Einsatzbereitschaft für das Gemeinwesen hatte offenbar bei den Oberschichten wesentlich mit der Öffentlichkeit und persönlichen Zuordnung der eigenen Leistung zu tun, war also im Kern Teil der Selbstdarstellung und des Wettbewerbs der Aristokraten.

### DIE PARTIKULARISTISCHE PATRONAGE UND DIE FÜRSORGEPLICHT DES HERRSCHERS

Ebenfalls in den Bereich der mit der Gemeinsinnigkeit konkurrierenden Orientierungen gehören die Patronagebeziehungen, also Beziehungen zwischen Ungleichen mit gegenseitigen Leistungserwartungen. Diese durchzogen die römische Gesellschaft. Da es das Wesen von Patronage ist, dass dadurch die Interessen von Patronen und Klienten gefördert werden sollen, ist sie in Bezug auf die Gesamtgesellschaft prononciert partikularistisch und nicht gemeinsinnig. Gemeinwohl kann somit nur über die Nebenwirkungen von patronalem Handeln profitieren. In Rom war das Handeln in den Normen der Patronage grundsätzlich positiv besetzt und daher völlig zulässig, ja sogar vom Wertekodex gefordert, weshalb man nicht nur von – in differenzierten Gesellschaften wohl universellen – Patronagebeziehungen, sondern von einem Patronagesystem sprechen kann. Wo blieb aber die Gemeinsinnigkeit, wenn Massen von Römern in Patronagebeziehungen eingebunden waren, deren Primärorientierung partikularistisch war?

Eine besondere Schwierigkeit für die Gemeinsinnigkeit stellte die Überlegenheit des Alleinherrschers dar. Nach dem Untergang der Republik wurde die Figur des Patrons mit seiner Fürsorgepflicht für die Klienten sehr schnell in einer viel größeren Dimension auf Augustus übertragen und dies, gemessen an der Zahl der Anhänger, um so dramatischer, je mehr er selbst für deren Bedürfnisbefriedigung sorgte. Nicht alle Wünsche aber konnten erfüllt werden. Es entstand ein Spannungsfeld von Allmachtszuschreibung einerseits und der Begrenztheit der Ressourcen andererseits. Inwieweit konnte fürsorgliches Handeln des Kaisers unter diesen Umständen gemeinsinnig

ausgerichtet sein? Galt seine Zuwendung ostentativ unumschränkt allen Gruppen der Gesellschaft, oder gab es bewusst betonte und damit bei den relevanten Gruppen offenbar akzeptierte Einschränkungen?

### DER MILITÄRDIENTST ALS INTEGRATION DER UNTERSCHICHT

Das Funktionieren einer Gemeinschaft erfordert stets, dass sich nicht nur diejenigen Gruppen und Schichten bis zu einem gewissen Grade auf diese Gemeinschaft orientieren, die zu den Privilegierten gehören und von daher ein Grundinteresse am Fortbestand der Strukturen haben – sondern auch große Teile der Unterschichten, die nicht in vergleichbarer Weise zu den Profiteuren des status quo gehören. Zu fragen ist daher auch für die Unterschichten nach dem gemeinsinnigen Handeln und den darin greifbaren Sinnvorstellungen. Als gemeinsinnige Standardleistung des kleinen Mannes soll der Militärdienst behandelt werden. Das schon in der Republik, stärker aber noch seit der frühen Kaiserzeit, erkennbare Abnehmen der Partizipationsquote konnte für die gemeinsinnige Haltung des Normalbürgers nicht folgenlos bleiben. Wie stand die *plebs urbana* zur *res publica*, wenn Stadtbürger kaum noch in der Armee dienten? Hatten die Parteisoldaten der Bürgerkriegszeiten noch Teil an gemeinsinnigen Vorstellungen? Bedeutete das stehende Heer des Augustus und der folgenden Kaiser dann tatsächlich die Reintegration des Gewaltpotentials in die Gemeinschaft oder doch eher die Verstetigung einer eigenen Gemeinschaft unter der Führung des Kaisers? Im Prinzipat wurde dieses stehende Heer jedenfalls der wichtigste und einzig berechenbare Mechanismus zum sozialen Aufstieg für kleine Leute. Es wird zu fragen sein, ob der Militärdienst hier nur als Vehikel zum gesellschaftlichen Avancement diente oder ob er auch generationsübergreifend die gemeinsinnigen Vorstellungen so prägte, dass eine ins Unverfügbare transzendierte Verpflichtung entstand.

### DIE TRANSZENDENTEN DIMENSIONEN DER RÖMISCHEN RELIGION

Die Geltungsressourcen Gemeinsinn und Transzendenz treten generell in Mischungsformen auf, da sich Gemeinsinnigkeit nicht ohne Transzendenz fundieren lässt und Transzendenz nicht ohne Gemeinsinnigkeit ihren Ordnungsbezug gewinnt. Doch bliebe der Transzendenzbezug



blässlich, wenn er sich in dem Vorgang der Transzendierung von gesellschaftlichen Grundauffassungen ins Unverfügbare erschöpfte – also die Transzendenz der römischen Ordnung im Wesentlichen aus dem in einer bestimmten Phase Selbstverständlichen, nicht mehr Hinterfragten und unreflektiert Vorausgesetzten bestünde, das dann irgendwann aufgebrochen und in angepasster Form retranszendiert würde. In der expliziten Variante als diskursiv propagierte und reflektierte Grundkonstante entfaltet das Transzendente seine Wirkung auf eine Ordnung in anderer Intensität. Es ist kaum zu erwarten, dass ausgerechnet das römische Reich, das erfolgreichste Reich der europäischen, wenn nicht der Weltgeschichte – wenn man denn Erfolg eines Reiches an Dauer und Ausdehnung messen mag – über Jahrhunderte keine expliziten Transendenzen produzierte.

Es liegt nahe, sich hier der Religion zuzuwenden. Bekanntlich kannte der römische Polytheismus keinen ordnungsstiftenden und Moralität einschränkenden Schöpfergott. Das aber tat der Durchdringung aller Lebensbereiche durch unzählige Kulte und Kulthandlungen keinen Abbruch. Während die Vorstellungen, welche die Menschen mit der Welt der Götter und ihren Wirkungsweisen verbanden, sehr unterschiedlich waren, galt der korrekte Vollzug der Kulte und Rituale als Voraussetzung für die Prosperität des Gemeinwesens. Konsequenterweise war diese *religio civilis*, die der römische Gelehrte Varro zwar als dubios, aber als für die *res publica* unverzichtbar betrachtete, ein fester und schwer veränderbarer Bestandteil der Gemeinschaftsorientierung, so dass hier Transzendenz produziert wurde durch öffentliches Handeln und nicht durch Glauben.

## DIE ROMIDEE ALS TRANSZENDIERUNGSLEISTUNG

Als Rahmensetzung und Orientierungsgröße wurde, mit zunehmendem Erfolg, die Romidee bedeutsam, die sich als ein Element der Transzendenz so fest in die Denkhorizonte der Reichsbewohner einlagerte, dass sogar christliche Autoren die Ewigkeit Roms in dieser Welt als Grundaxiom akzeptierten. Hier scheint sich eine Transzendenz entwickelt zu haben, die in ihrer Unverrückbarkeit und Überhöhung wie auch in der symbolisch-emphatischen Evokationssprache religiöse Züge annahm. Das vielgestaltige Reich wurde unter dem Aspekt der Zugehörigkeit und der Teilhabe an den Segnungen der römischen Herrschaft (die den Römern von den Göttern zugewiesen worden war und die daher von einigen Unzufriedenen auch nicht beendet werden durfte) homogenisiert und mit einer Basisorientierung versehen, die dem Dasein Sinn verlieh. Man konnte Missstände im Reich kritisieren, man konnte den Kaiser, der ja mit Rom eng verschmolzen wurde, als Person für unfähig erklären und absetzen wollen, man konnte auch die *pax Romana* als wohlklingenden Namen für römische Herrschaft dekuivrieren. Aber man zweifelte nicht daran, dass das römische Reich eine unvermeidbare Tatsache und das Ergebnis einer Bestimmung war. Es wird zu fragen sein, wie sich diese Romidee entwickelte und durchsetzte, die derart unverfügbar wurde, dass ihr selbst germanische Herrscher Tribut zollen mussten.

## ARBEITSFELDER

In der ersten Projektphase bis 2013 ist die Bearbeitung folgender Bereiche geplant:

- Der römische Senat und der Wettbewerb der Oberschichten
- Der Euergetismus in den Oberschichten – der Gemeinsinn der Privatleute
- Der Militärdienst – die gemeinsinnige Tätigkeit des kleinen Mannes
- Die Bedeutung der religiösen Handlungen für die Gemeinschaftsorientierung

In späteren Projektphasen sollen in den Mittelpunkt rücken:

- Die Bedeutung von Steuern und Abgaben bei der Hinwendung zur und Abwendung von der Gemeinschaft
- Transzendenzkonzepte: *res publica* und Romidee
- Das Patronagesystem und der Gemeinsinn – ein Widerspruch?
- Die Fürsorgepflicht des Kaisers und die Begrenztheit der Ressourcen

## LITERATUR

JEHNE, Martin: Augustus in der Sänfte. Über die Invisibilisierung des Kaisers, seiner Macht und seiner Ohnmacht, in: Das Sichtbare und das Unsichtbare der Macht. Institutionelle Prozesse in Antike, Mittelalter und Neuzeit, hg. v. MELVILLE, G. Köln u. a. 2005, S. 283-307.

PFEILSCHIFTER, Rene: The Allies in the Republican Army and the Romanization of Italy, in: Roman by Integration: Dimensions of Group Identity in Material Culture and Text, hg. v. ROTH, R./KELLER, J. Portsmouth, R. I., 2007, 27-42.

## MITARBEITER/-INNEN

Stephan Fraß, M.A.  
Fabian Knopf M.A.  
Dr. Christoph Lundgreen  
Daniel Pauling, M.A.  
Konrad Petzold M.A.  
Dr. Rene Pfeilschifter

## TRADITION, VERNUNFT, GOTT.

### ZUR WECHSELNDEN FUNDIERUNG GEMEINSINNIGEN HANDELNS VOM AUSGANG DER REPUBLIK BIS IN DIE UMBRUCHPHASE DES 3. JAHRHUNDERTS

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Joseph Marie Vien: Marc Aurèle fait distribuer au peuple des aliments et des médicaments dans un temps de peste et famine à Rome (1765)

Bildnachweis: Collection du Musée de Picardie, Amiens (cliché Marc Jeanneteau)

**/// ZWEI DINGE GAB  
GOTT DEN MENSCHEN:  
DIE VERNUNFT UND  
DIE GEMEINSCHAFT.“**

(SENECA)

**WIE WIRD GEMEIN-  
SINNIGES HANDELN  
IN DER RÖMISCHEN  
KAISERZEIT FUNDIERT?**

Gemeinsinn ist stets prekär und muss immer wieder unter neuen Bedingungen begründet und gesichert werden. Als praktische Orientierung und Stabilitätsressource der sozialen und politischen Ordnung wird er im literarischen Diskurs der Römer insbesondere durch den Bezug auf die Tradition, auf die menschliche Vernunftnatur und auf göttliche Transzendenz fundiert. Anhand von Texten aus der Zeit vom Ende der Republik bis in das dritte nachchristliche Jahrhundert will das Projekt diese Begründungsweisen in ihrer wechselseitigen Verschränkung und ihrem historischen Wandel analysieren, um so zu einem genaueren Bild römischer Gemeinsinnigkeit beizutragen.

In der Zeit der ausgehenden Republik entstand bei vielen römischen Konservativen das Gefühl, dass das Engagement der Bürger für die *res publica*, der Gemeinsinn, der als eine entscheidende Voraussetzung für den Erfolg des römischen Staates angesehen wurde, nicht mehr gegeben, ja dass „die gemeinsame Sache verlorengegangen“ sei (Cicero). Allerdings ging die *res publica Romana* nicht unter; vielmehr kam es in den letzten Jahrzehnten v.Chr.

– wenn auch unter gleichzeitiger Umgestaltung der politischen Strukturen – zu einer dauerhaften Restabilisierung des Staatswesens, das schließlich trotz weiterer Krisen und Veränderungen noch mehrere Jahrhunderte Bestand hatte. Diese Restabilisierung war nicht nur der Wiedergewinnung des Gemeinsinns zuzuschreiben. Doch war jedenfalls in den ersten zwei Jahrhunderten der Kaiserzeit in den Oberschichten hinreichend bürgerliches Engagement vorhanden, um das Funktionieren des neu strukturierten Staatswesens zu gewährleisten. Unklar ist jedoch, auf welcher Grundlage sich das entsprechende Verhalten realisierte. Bei der Arbeit des Teilprojekts soll es darum gehen, vor dem skizzierten Hintergrund Texte aus der Zeit von der ausgehenden Republik bis in die politische, gesellschaftliche und kulturelle Umbruchszeit des 3. Jahrhunderts in Hinblick auf ihren Beitrag zur Fundierung gemeinsinnigen Handelns vergleichend zu analysieren.

Schon ein erster Blick auf die Texte lässt erkennen, dass Gemeinsinn in ihnen nicht nur – ja nicht einmal hauptsächlich – zweckrational vom gemeinsamen Nutzen her begründet wird. Vielmehr stehen daneben andere Modi der Begründung, welche die Prinzipien des Handelns auf Transzendenz beziehen, d.h. auf Unverfügbarkeiten, die den alltäglichen gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen entzogen sind. Insbesondere drei derartige Begründungsmodi sind hier zu nennen: die ursprünglich römische Begründung aus der Tradition des *mos maiorum*, also der Bezug auf die Sitte der Vorfahren, die von der griechischen Philosophie inspirierte Begründung aus der menschlichen Vernunftnatur und die vor allem christliche Begründung aus einer göttlichen Transzendenz.

Wenn diese Reihenfolge auch einen historischen Verlauf abzubilden scheint, so wäre doch ein solches Modell zu einfach. Das Teilprojekt arbeitet vielmehr mit der Hypothese, dass – auch wenn die Abfolge der drei Begründungen eine generelle Tendenz möglicherweise zutreffend erfasst – die Modi der transzendenten Fundierung gemeinsinnigen Handelns fast immer miteinander verschränkt auftreten. Schon seit der mittleren Republik werden leitende Konzepte der kollektiven Moral nicht nur als konstitutive Komponenten der Tradition festgeschrieben, sondern in Form besonderer Kulte religiös überhöht. In den Dialogen eines Cicero und eines Seneca ist philosophisches Denken durchgehend mit dem römischen *mos maiorum*-, *virtus*- und *exempla*-Diskurs verwoben. Das entscheidende Argument wird häufig genug aus diesem gewonnen. Schließlich ist in den christlichen Texten das Verhältnis von Vernunft und Gott ebenso Gegenstand der Diskussion, wie das Verhältnis von christlichem Glauben und römischer Tradition immer wieder aufs Neue bestimmt wird.

Freilich unterlagen nicht nur die Modi der Fundierung von Gemeinsinn, sondern auch dessen Bezugsgröße der Variation und dem Wandel. Mit der Entwicklung Roms vom Stadtstaat zum Weltreich wurde die *res publica*, auf die der Gemeinsinn und damit auch dessen in den Texten fassbare Begründungen anfänglich bezogen waren, immer abstrakter. Für die Menschen gewannen daneben kleinere politische, soziale und religiöse Gemeinschaften vermehrt

PROF. DR.  
FRITZ-HEINER MUTSCHLER

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen  
des Urheberrechts entfernt.*

PROFESSUR FÜR KLASSISCHE  
PHILOLOGIE UND LATEIN,  
TU DRESDEN

Nach seiner Promotion über Caesars Kommentarien war Fritz-Heiner Mutschler ab 1973 als Assistent, Dozent und Professor auf Zeit am Seminar für Klassische Philologie der Universität Heidelberg tätig. 1982 habilitierte er sich dort mit einer Arbeit über den römischen Elegiker Tibull. Von 1988 bis Anfang 1993 folgte ein Aufenthalt in der Volksrepublik China, wo er am Aufbau des 1985 gegründeten Institute for the History of Ancient Civilizations in Changchun mitwirkte. 1993 Professor für Klassische Philologie (Latein) an der TU Dresden. Neben der augusteischen Dichtung gelten seine Forschungsinteressen vor allem den vielfältigen Bezügen zwischen Literatur, Ideologie und Gesellschaft im alten Rom. In diesem Zusammenhang stand auch seine Mitarbeit im SFB „Institutionalität und Geschichtlichkeit“, aus der vier Sammelbände zum Thema „Römische Werte und römische Literatur“ hervorgingen. Angeregt durch seine Tätigkeit in China befasst er sich auch mit komparatistischen Themen. So erschien kürzlich ein von ihm mitherausgegebener Sammelband „Conceiving the Empire: China and Rome Compared“ (Oxford 2008).

an Bedeutung, in denen sich Gemeinsinn in einem überschaubaren Rahmen entfalten konnte. Gemeinsinn, der sich auf diese kleineren Gemeinschaften bezog, konnte mit oder ohne Rückbezug auf die *salus rei publicae* oder sogar in betontem Gegensatz zu dieser verwirklicht werden. Es versteht sich von selbst, dass die Analyse solcher Konkurrenzkonstellationen Bestandteil der geplanten Forschungsarbeit sein wird.

## FORSCHUNGSINTERESSE UND -GEGENSTAND

Gegenstand des Teilprojekts sind vorwiegend lateinische Texte, die von der ausgehenden Republik bis in die Umbruchszeit des 3. Jahrhunderts n.Chr. datieren. In einer vergleichenden Analyse soll erhellert werden, welchen Beitrag diese Texte zur Fundierung gemeinsinnigen Verhaltens leisten und in welcher Weise sie dabei auf Transendenzen unterschiedlicher Art Bezug nehmen. Zwei Schwerpunkte sind vorgesehen: Zum einen soll es um die Untersuchung von Konzeptionen gemeinsinnigen Verhaltens an sich gehen, zum anderen um die Analyse signifikanter Mittel der persuasiven Präsentation solcher Konzeptionen. Daraus ergibt sich eine Aufteilung in zwei Arbeitsbereiche:

### ARBEITSBEREICH 1

#### KONZEPTIONEN GEMEINSINNIGEN VERHALTENS

Im Fokus dieses Arbeitsbereiches stehen Texte, die Konzeptionen gemeinsinnigen Verhaltens entwickeln. Sie sind daraufhin zu analysieren, wie sie diese Konzeptionen begründen. Dabei wird es sich zunächst um solche Texte handeln, die gemeinsinniges Verhalten in prinzipieller Weise thematisieren. Des Weiteren sind in konkretisierender Ergänzung Texte zu untersuchen, die sich mit Werten, Normen und Verhaltensmustern in Hinblick auf bestimmte „Gemeinsinnsträger“ befassen. Da sich das Teilprojekt vorrangig der frühen und hohen Kaiserzeit widmet, ist es sinnvoll, die beiden in den literarischen Quellen am besten fassbaren „Gemeinsinnsträger“ dieser Periode, den Kaiser und die potentiell an der Staatsverwaltung beteiligte Oberschicht, in den Blick zu nehmen.

#### THEMENFELD „GRUNDSÄTZLICHE ERÖRTERUNGEN GEMEINSINNIGEN VERHALTENS“

Als ein Text, der in umfassendem Zugriff Normen sozialen Handelns zum Thema macht, ist aus den letzten Jahr-

zehnten der Republik Ciceros *De officiis* heranzuziehen. Eine Schrift von vergleichbarem Anspruch und Zuschnitt stellt in der Literatur der frühen Kaiserzeit Senecas *De beneficiis* dar, in dem eine Theorie und Phänomenologie der Wohltaten entwickelt wird. Das Werk kann daher gewinnbringend mit Ciceros *De officiis* verglichen werden. Auch die frühen christlichen Autoren behandeln ethische Fragen: So bieten etwa Tertullians apologetische Schriften für das Verhältnis der Christen zum römischen Staat und seine praktisch-ethischen Schriften für die interne Durchsetzung bestimmter Moral- und Wertvorstellungen die Möglichkeit, zahlreiche und ganz unterschiedliche Bezüge zu Cicero und Seneca herzustellen. Ähnliches gilt für Cyprian und Laktanz. Hier kann eine vergleichende Untersuchung ansetzen, die sich auf die Analyse der Modi der jeweiligen Normenbegründungen konzentrieren und das Mischungsverhältnis des „philosophischen“ Begründungsmodus mit dem „traditionalen“ und dem „theologischen“ bestimmen soll.

#### THEMENFELD „HERRSCHERAUFFASSUNGEN“

An Texten, die Eigenschaften und Verhaltensweisen des guten (oder auch des schlechten) Prinzeips/Kaisers thematisieren, besteht kein Mangel. Der Schwerpunkt soll auf solchen Texten liegen, die eine umfassende positive Würdigung eines Kaisers bieten und insofern sinnvoll zueinander in Beziehung gesetzt werden können. Dies sind insbesondere die Selbstdarstellung des Augustus in den *Res Gestae*, der *Panegyricus* des Jüngeren Plinius auf Trajan sowie das *Lob Constantins* des Eusebius von Caesarea. Letzteres liegt außerhalb des eigentlichen Untersuchungszeitraums und ist auf griechisch verfasst, doch empfiehlt sich sein Miteinbezug, da es die erste zusammenfassende Würdigung eines christlichen Herrschers darstellt. In Ergänzung sollen in jedem der drei Fälle auch anderssprachige Texte Berücksichtigung finden: die Augustusvita des Nikolaos von Damaskus, die an Trajan gerichteten Reden des Dion von Prusa und die Preisreden der Panegyrici Latini auf Constantin. Auf diese Weise wird der Tatsache Rechnung getragen, dass eine der wesentlichen Entwicklungen der Kaiserzeit die Herausbildung einer integrierten zweisprachigen literarischen Kultur ist. Außerdem kann so der Frage nachgegangen werden, ob sich in den lateinischen (westlichen) und den griechischen (östlichen) Texten unterschiedliche Akzentuierungen beobachten lassen. Zu untersuchen ist in allen Fällen, wel-

**Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.**

Der Clipeus virtutis des Augustus Foto: Musée départemental Arles antique. Cl. M. Lacanaud

che Leistungen für das Wohl des Gemeinwesens dem Kaiser zugeschrieben werden und worin die Anerkennung dieser Leistungen ihren letzten Geltungsgrund hat.

#### THEMENFELD „ROLLENMUSTER DER FÜHRUNGSSCHICHT“

Von besonderem Interesse sind die Veränderungen, die sich für die Rollenmuster der römischen Oberschicht aus deren politischem Funktionsverlust unter dem Prinzipat ergaben. Diese Veränderungen als eine Verschiebung ins Unpolitische, vom Öffentlichen ins Private, zu beschreiben, greift zu kurz. Vielmehr eröffnet sich der Elite ein differenzierter Wirkungsraum gemeinsinniger Praxis. Die Briefe Ciceros, Senecas, des Jüngeren Plinius und Cyprians liefern der Untersuchung eine breite Grundlage und erlauben Vergleiche zwischen Republik, Prinzipat und frühem Christentum. Zugleich sind sie markante Beispiele für unterschiedliche Formen des Literarischen innerhalb der Gattung. Cicero schreibt seine Briefe nicht nur als Beobachter, sondern auch als aktiver Teilnehmer des politischen Geschehens. Häufig genug kommuniziert er mit anderen solchen Teilnehmern. Die Texte sind situationsgebunden. Bezugsgröße des Gemeinsinns ist überwiegend

die *res publica* als politische Ordnung, sein Bezugsrahmen das tradierte Wertgefüge, allerdings reflektiert im Horizont von Ciceros Staatsphilosophie. Die Luciliusbriege Senecas hingegen sind an einen Vertreter des praktischen Lebens gerichtet, doch soll zugleich der Mensch als solcher angesprochen werden. Damit kommt die Beziehung zur menschlichen Gemeinschaft auch jenseits der geschichtlichen Kontingenz des konkreten gesellschaftlichen Umfeldes in den Blick, und als Begründungsmodus eines auf jene gerichteten Gemeinsinns figuriert die philosophische Einsicht in die menschliche Natur. Im Unterschied zu Cicero schafft der literarische Charakter der Pliniusbriefe eine gewisse Distanz zu Situation und Adressat. Der Autor inszeniert sich als Teil eines Kommunikationsnetzes zwischen Gleichgesinnten. Bezugsgrößen des Gemeinsinns sind zumeist Teilbereiche des öffentlichen Lebens, sein Bezugsrahmen wird von einer Tradition bestimmt, die sich nicht nur im Handeln konkretisiert, sondern auch ein Stück „Erinnerungskultur“ darstellt. Als Repräsentant der christlichen Briefliteratur ist schließlich Cyprian zu untersuchen, der die Normen des Handelns nunmehr auf eine andere Gemeinschaft, eben die christliche, bezieht und ihre Begründung in bewusstem Gegensatz zur Tradition (*consuetudo*) an neue Instanzen bindet: an die göttlich geoffenbarte Wahrheit (*veritas*) – aber auch an den Nutzen. Ein Vergleich mit den Schriften Tertullians, der ähnlich argumentiert, vermag das Profil einer solchen Begründungsweise zusätzlich zu schärfen.

#### ARBEITSBEREICH 2 MITTEL PERSUASIVER PRÄSENTATION

Neben die Untersuchung der Konzeptionen gemeinsinnigen Verhaltens und ihrer unterschiedlichen Fundierungen soll die Untersuchung zweier zentraler Mittel der persuasiven Präsentation solchen Verhaltens treten: der Exempla bzw. Identifikationsfiguren und der *loci communes* im Sinne von Feststellungen, die dem Rezipienten ohne weiteres plausibel sind.

#### THEMENFELD „EXEMPLA UND IDENTIFIKATIONSFIGUREN“

In traditionellen Gesellschaften spielen Exempla als Identifikationsfiguren eine besondere Rolle. Nicht bloße Beispiele, sondern verpflichtende Vorbilder hauptsächlich eines auf die *res publica* orientierten Verhaltens waren in

Rom die Vorfahren (*maiores*): zunächst innerhalb der einzelnen Familien (*gentes*), dann für die gesamte Senatsaristokratie. Auf Leistungen der Vorfahren wird immer wieder (auch mit pädagogisch-protreptischer Intention) hingewiesen. Bis zum Ende der Republik entsteht auf diese Weise ein fester Kanon von *exempla virtutis*, der in der Kaiserzeit kaum noch erweitert wird. Die Autorität und Beharrungskraft dieser Exempla zeigt sich besonders eindrücklich darin, dass noch Augustinus sich mit ihnen kritisch auseinandersetzt.

Indem das Exemplum die Vergangenheit argumentativ verfügbar macht, fundiert es ein beispielhaftes Verhalten zunächst und vor allem in der Tradition. Doch kann es sich auch auf die Vernunft oder auf Gott beziehen, wie die philosophische und später christliche Umdeutung traditioneller Exempla zeigt. Für die Projektarbeit bietet sich hier ein vielversprechendes Untersuchungsfeld an, dessen sinnvolle Begrenzung allerdings unerlässlich ist. So soll sich die Betrachtung einerseits auf solche Exempla richten, die sich entweder als Vorbilder für ein gemeinschaftsbezogenes Handeln verstehen oder aber Alternativen zu einem solchen Handeln anbieten. Zum anderen soll das Interesse sich auf Texte konzentrieren, in denen signifikante Umakzentuierungen zu beobachten sind: Im Untersuchungszeitraum sind dies insbesondere die unter den Flaviern entstehende Dichtung, die Literatur der zweiten Sophistik und die frühchristliche Apologetik des 2. und 3. Jahrhunderts n.Chr.

Die flavische Epik reflektiert die Umbrüche, die sich aus dem politischen Machtverlust nach der Etablierung der Monarchie und der damit verbundenen Suche nach neuen Betätigungsfeldern ergaben. Hauptsächlich geschieht das auf indirekte Weise. So konzipiert Silius Italicus in den *Punica* den republikanischen Helden Scipio als ein Modell für den Kaiser Domitian. Unmittelbarer kommen die gesellschaftlichen Veränderungen in den kleineren Formen der Dichtung zur Darstellung. In den *Silvae* behandelt Statius das Leben herausragender Einzelpersonen und illustriert ihr gemeinsinniges Handeln mit Hilfe historischer Exempla.

Für die Fragestellung des Teilprojekts relevante Texte finden sich auch bei den Vertretern der Zweiten Sophistik: So entwirft etwa Philostrat am Modell des Apollonios von Tyana ein philosophisches Lebenskonzept, das

**Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.**

Die Märtyrerin Perpetua († 203 in Karthago), Mosaik in der Euphrasius-Basilika, Porč (Kroatien) [Foto: Privat](#)

sowohl ein auf die Gemeinschaft bezogenes Handeln als auch die Verwirklichung der eigenen Persönlichkeit durch maßvolle Askese ermöglicht. Zu beachten ist dazu die Art und Weise, wie Philostrat Apollonios selbst Exempla verwenden lässt: Durch seine Reise nach Indien tritt er in direkte Konkurrenz zu Alexander. Der Eroberungszug Alexanders wird umgestaltet zur Bildungsreise, zur Initiation in die indische Weisheit. Die Inder erscheinen gewissermaßen als *maiores* der Griechen.

Im 2. und 3. Jahrhundert n.Chr. entsteht mit den christlichen Apologien sowie den Märtyrerakten und -passionen eine Literatur, in der es immer auch darum geht, das Verhältnis zwischen christlichem Individuum und christlicher Gemeinde auf der einen Seite und der umgebenden heidnischen Gesellschaft (repräsentiert durch den



römischen Staat) auf der anderen Seite zu bestimmen. In der Märtyrerliteratur wird der Konflikt zwischen Staat und Christentum sozusagen stellvertretend auf der Ebene von Statthalter und Märtyrer ausgetragen: Als *imitator Christi* wird dieser zu einer Identifikationsfigur und zum Grundstein eines christlichen *mos maiorum*: Der Märtyrer verstärkt durch sein Zeugnis die innerkirchliche *concordia* und sorgt für die Festigung der christlichen *civitas* nach innen und ihre Abgrenzung nach außen. Bezogen auf die Fragestellung des Teilprojekts soll untersucht werden, wie die Märtyrer selbst ihr Verhalten begründen und wie es durch die Apologeten, besonders durch Tertullian, gerechtfertigt wird.

## THEMENFELD „LOCI COMMUNES“

Wer überzeugend für die Geltung von Normen argumentieren will, muss sich auf jene Geltungsgründe stützen, die bei der intendierten Leserschaft ohne weitere Begründung auf Zustimmung rechnen können. Diese gesellschaftliche Verstehens- und Akzeptanzbasis umfasst neben den anerkannten Handlungsmodellen, die sich in den *exempla* manifestieren, auch allgemeine Überzeugungen, Grundeinstellungen und -haltungen, Werte oder Wünsche der Leserschaft. In der Rhetorik als *loci (communes)* bezeichnet, bilden sie gewissermaßen das Reservoir denkbarer Geltungsgründe innerhalb eines Verstehens- und Akzeptanzhorizonts.

Im Rahmen des Teilprojekts ist es insbesondere von Interesse, repräsentative Texte daraufhin zu analysieren, wie sich die jeweils in die Argumentation einbezogenen *loci communes* zu den Begründungsinstanzen „Tradition“, „Vernunft“ und „Gott“ verhalten: ob, in welcher Weise und in welcher Frequenz sie diese betreffen bzw. sich diesen zuordnen lassen.

Um der Untersuchung einen überschaubaren Rahmen zu geben, soll sie ihren Ausgang vom *Octavius* des Minucius Felix nehmen, der sich als Kristallisationspunkt von Begründungsmodi unterschiedlicher Traditionszusammenhänge erweist. Die Schrift greift vor allem auf die Ciceronischen Dialoge zurück, stützt sich aber auch zu einem guten Teil auf Schriften Senecas. Hier soll eine vergleichende Untersuchung ansetzen und auf deren Grundlage die im *Octavius* erfolgende Transformation der Begründungsmodi deutlich gemacht werden. Zum anderen sollen dem Dialog Schriften Tertullians vergleichend gegenübergestellt werden, in denen die Abgrenzung zur heidnischen Religion schroffer zum Ausdruck kommt und dabei gegenüber den Begründungsinstanzen „Tradition“ und „Vernunft“ die Begründungsinstanz „Gott“ in den Vordergrund tritt. Als Vergleichstext bietet sich zunächst das *Apologeticum* an, und zwar als Beispiel eines – zumindest der Form nach – an heidnische Adressaten, nämlich die Statthalter der römischen Provinzen, gerichteten Textes, sodann die Abhandlung *De spectaculis* als Beispiel einer formal an Christen adressierten Schrift. Die diachron orientierte vergleichende Betrachtung der Begründungsmodi bei Cicero, Seneca und Minucius Felix erhält durch die Berücksichtigung Tertullians eine synchron orientierte Erweiterung.

## LITERATUR

MUTSCHLER, Fritz-Heiner: Individualismus und Gemeinsinn bei Lucilius und Horaz, in: *Antike und Abendland* 31 (1985), S. 46-65.

MUTSCHLER, Fritz-Heiner: *virtus* 2002. Zur Rolle der „römischen Werte“ in der Altertumswissenschaft, *Gymnasium* 110 (2003), S. 363-385.

MUTSCHLER, Fritz-Heiner: Caesars Kommentarien im Spannungsfeld von sozialer Norm und individuellem Geltungsanspruch, in: HALTENHOFF, Andreas, HEIL, Andreas, MUTSCHLER, Fritz-Heiner (Hg.), *O tempora, o mores. Römische Werte und römische Literatur in den letzten Jahrzehnten der Republik*, München, Leipzig 2003 (Beiträge zur Altertumskunde 171), S. 93-117.

MUTSCHLER, Fritz-Heiner: Einleitung, in: HALTENHOFF, Andreas, HEIL, Andreas, MUTSCHLER, Fritz-Heiner (Hg.), *Römische Werte als Gegenstand der Altertumswissenschaft*, München, Leipzig 2005 (Beiträge zur Altertumskunde 227), S. VI-XIII.

MUTSCHLER, Fritz-Heiner: Die *res publica restituta* des Augustus im Spiegel augusteischer Dichtung, in: HALTENHOFF, Andreas, HEIL, Andreas, MUTSCHLER, Fritz-Heiner (Hg.), *Römische Literatur und römische Werte im frühen Prinzipat*, Berlin, New York 2010 (Beiträge zur Altertumskunde 275), S.19-49.

## MITARBEITER/-INNEN

Dr. Andreas Heil  
Antje Junghanß  
Matthias Rabe  
Mario Waida

## DYNASTIE, IDONEITÄT UND TRANSZENDENZ.

### VERGLEICHENDE UNTERSUCHUNGEN ZUM HOHEN UND SPÄTEN MITTELALTER

Das Teilprojekt untersucht in vergleichender Perspektive Konzepte, die die Idoneität einer Dynastie und ihres jeweils zeitgenössischen Vertreters zur Ausübung von Herrschaft durch Transzendierungen auf geschichtlich gewachsene Werte, auf religiös-sakrale Bezugsrahmen oder auf modelhafte Leitfiguren erweisen und gemeinsinnig machen sollten. Die Untersuchungsbereiche erstrecken sich vom 12. bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts und vergleichen Italien, Deutschland und Burgund/Bra-bant mit ihren Dynastien der Staufer, der Aragonesen, der Wettiner sowie der burgundischen Valois und ihrer Habsburger Erben.

Im Zentrum des Teilprojekts stehen vergleichende Untersuchungen zu dynastischen Plausibilisierungsstrategien von Herrscheridoneität im hohen und späten Mittelalter. Der ab dem 12. Jahrhundert flächendeckend in dynastischen Strukturen organisierte Adel verstand sich als konstitutives Element eines göttlichen Systems, in welchem ihm die Rolle des wehrhaften Schutzes sowie der züchtigenden Gewalt zukam und das ihn von daher zur Übernahme von Herrschaft befugte. Als unbezweifelbarer Bestandteil des kulturellen Systems hatte demnach gegolten, dass die Herrschaftsansprüche des dynastischen Adels insofern legitimiert waren, als sie prinzipiell auf die Unverfügbarkeit einer von Gott geschaffenen Sozial- und Weltordnung rekurrierten.

Neben die Legitimation durch religiöse Transzendenz tritt die Legitimierung durch Formen dynastischer Transzendenz, und zwar in der Fokussierung auf die Herrschaftsansprüche des jeweiligen konkreten Vertreters einer Dynastie. Persönliche Idoneität zur Herrschaft

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Petrus von Eboli, Liber ad honorem Augusti sive de rebus Siculis

Foto: Burgerbibliothek Bern, Cod. 120.II, f. 146r

**// GEMÄSS GEMEINSINNIGER  
ÜBERZEUGUNG DES MITTELALTERS  
LÄSST SICH DIE IDONEITÄT EINES  
HERRSCHERS AUCH DADURCH  
BELEGEN, DASS MAN SEINE  
PERSON AUF ÜBERZEITLICHE  
SINNMUSTER TRANSZENDIERT.**



ließ sich vor allem dann mit Anspruch auf gemeinsinnige Geltung durchsetzen, wenn gezeigt werden konnte, dass die jeweilige Person durch Eigen-transzendierung auf die numinose Geschichtsmächtigkeit der dynastischen Vorgänger die eigene Leistungserwartung überstieg. Voraussetzung war die Annahme, dass Dynastien geschichtlich gewachsene Werte ebenso des Religiös-Sakralen wie des Profan-Politischen in jeweiliger Kristallisation von modellhaften Leitfiguren ansammelten und damit jeden ihrer nachfolgenden Vertreter gleichsam geblütsrechtlich ‚kontaminierten‘.

In beiden Fällen war die Notwendigkeit der Transzendierung lebensweltlicher Befindlichkeiten auf gleichsam metaphysische Gesetzmäßigkeiten unbestritten. Probleme zeigten sich erst, wenn es – wie im Fall der dynastischen Transzendenz – um den Nachweis gehen musste, dass zum einen die Transzendierungsbehauptungen der jeweiligen Person tatsächlich gerechtfertigt waren und dass zum anderen die Ordnung, auf die transzendiert wurde, auch jene behauptete Geschichtsmächtigkeit besaß. Im Ergebnis zählte, wie plausibel die konkreten Transzendierungsakte jeweils waren. Gelang es, auch die Idoneität eines einzelnen Vertreters des dynastischen Adels durch plausible Transzendierungsakte akzeptabel und damit zur gemeinsamen Geltungsgrundlage zu machen, dann dürfte der konkrete Anspruch auf Herrschaft die bestmögliche Sicherung erreicht haben.

Die textliche und oftmals auch graphische Ausgestaltung entsprechender Transzendierungsstrategien geschah in Form genealogischer Konstruktionen. Sie stellen das Untersuchungsmaterial des Teilprojekts dar. Hierbei sollen zwei verschiedene Konzepte des genealogischen Denkens im Vordergrund der Betrachtung stehen, die allerdings nur idealtypisch als voneinander getrennt beschrieben werden können, da es bei beiden um den Nachweis symbolischer Verkörperungen ging. Es handelt sich um Entwürfe von dynastischen Konstruktionen, die den gegenwärtigen dynastischen Vertreter zum einen auf die genealogische Gesamtheit der Vorfahren und zum anderen auf bestimmte modellhafte (oftmals euhemeristisch gedeutete) Gestalten beziehen sollten, welche in der Regel der eigenen Vorfahrenschaft entstammten oder als solche behauptet wurden, welche aber auch nur virtuell „angesippt“ werden konnten.

Da es konkret um die Analyse von historisch bedingten und damit kontingenten Plausibilisierungstechniken gehen wird, stellt ein möglichst breites Untersuchungsfeld die entscheidende Voraussetzung für überzeugende Projekt-Ergebnisse dar. Das Teilprojekt greift deshalb genealogische Konstrukte vom 12. bis zum 16. Jahrhundert auf und wendet sich dabei unterschiedlichen Regionen und Dynastien von besonderer Signifikanz zu – dem Reich und Süditalien der Staufer sowie in deren sizilianischer Nachfolge der Aragonesen, dem Kurfürstentum Sachsen der Wettiner und dem burgundisch-brabantischen Herrschaftsraum der Valois sowie in deren Nachfolge der Habsburger. Zudem sollen Untersuchungen zu heils- und profangeschichtlichen Transzendierungen und Semantiken des Gemeinns in der Florentiner

**DR. CRISTINA ANDENNA**  
(PROF. AGGR.)

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen  
des Urheberrechts entfernt.*

DIPARTIMENTO DI SCIENZE  
STORICHE, LINGUISTICHE E ANTRO-  
POLOGICHE, UNIVERSITÀ DEGLI  
STUDI DELLA BASILICATA, MATERA  
(ITALIEN)

Cristina Andenna promovierte an der Universität Cattolica del Sacro Cuore di Milano über den Verband der Regularkanoniker von Mortara in Oberitalien und profilierte sich weiterhin wissenschaftlich durch zahlreiche Veröffentlichungen zur Vergleichenden Ordensgeschichte des Mittelalters, wofür sie unter anderem 2002/03 erfolgreich ein Humboldt-Stipendium einwarb. 2004 unbefristet als Ricercatore und Professore aggregato an der Università degli studi della Basilicata. In den Jahren 2008/09 vertrat sie den Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte an der TU Dresden. Seit geraumer Zeit befasst sie sich intensiv mit der Herrschaftslegitimation der Staufer in Süditalien.

Enzyklopädik des 14. und 15. Jahrhunderts die wissenschaftlichen Rahmungen genealogischer Behauptungen exemplarisch aufzeigen.

## FORSCHUNGSINTERESSE UND -GEGENSTAND

### EINE GEMEINSINNIGE BEGRÜNDUNG VON IDONEITÄT

Die Legitimation des monarchischen Prinzips und damit auch des Adels war im Mittelalter transzendent begründet. Die Machtausübung der Könige und Fürsten wurde als Teil der unverfügbaren göttlichen Weltordnung verstanden – etwa als züchtigende Gewalt zur Kompensation der Sündhaftigkeit der Menschen oder als Element einer funktional dreiteiligen Gesellschaft von Betern (Klerus), Arbeitenden (Bauern, Handwerker) und Kämpfern (Adel). In diesem Sinne waren auch alle Herrschaftsämter (Fürstentum, Königtum etc.) als solche legitimiert – unabhängig davon, ob sie ererbbar oder durch Wahl bzw. durch Vergabe (Lehen) erwerbbar waren. Eine solcherart zur Legitimation notwendige metaphysische Transzendierung musste nicht immer wieder aufs Neue vollzogen werden – sie war längst gemeinsinnig geworden und fand nur in äußerst seltenen Fällen Widerspruch.

Gemeinsinnig waren auch die Kriterien, gemäß denen eine Idoneität zur Einnahme von Herrschaftsämtern gerechtfertigt war. Verankert in einem die einzelne Person transzendierenden, sowohl religiös fundierten wie auch ab dem Hochmittelalter laikal-adeligen Wertesystem, hatte sich ein Set an generellen Erwartungen an den Herrscher herausgebildet, das in anwachsendem Maße ebenso durch Herrschaftslehren eine gelehrte Reflexivität erfahren wie durch fiktionale Texte insbesondere der volkssprachigen Literatur modellhafte Exemplifizierungen erhalten hatte: Gerechtigkeitssinn, Klugheit, Tugendhaftigkeit, Tapferkeit, Gelehrtheit (*rex illiteratus quasi asinus coronatus*) usw.

Die Zuordnung solcher Werte zu einer Einzelperson geschah indes nicht ohne weiteres direkt anhand von jeweils persönlichen Qualitäten. Dies hätte zwangsläufig der Fall sein müssen, wenn der übliche Herrschaftsantritt durch reine Wahl des grundsätzlich Besten und nicht aufgrund von Erbschaftsansprüchen der Nachfahren eines Herrschers geschehen wäre. Es lag hingegen im Wesen des mittelalterlichen Adels, dass er den Status seiner ein-

zelnen Vertreter in hohem Maße aus der dynastischen Herausgehobenheit seiner Familie, seiner Herkunft, bezog und von daher Idoneität zum Herrschen postulierte. Im Frühmittelalter vornehmlich nach kognatischem Prinzip, ab dem hohen Mittelalter nach agnatischem Prinzip strukturiert, ging insbesondere der Hochadel von einem sakral verankerten Geblütsrecht („Geblütsheiligkeit“) schlechthin aus, dessen Legitimation sich ebenfalls auf einer metaphysischen Transzendenz begründete. Auch die Legitimation dieses abstrakten geblütsrechtlichen Prinzips musste, da sie im Laufe der Jahrhunderte gemeinsinnig geworden war, generell nicht immer wieder aufs Neue erwiesen werden und fand nur selten nachhaltigen Widerspruch (meist dann, wenn es gegen eine erbrechtliche Struktur zugunsten einer Amtseinsetzung oder Wahl ging).

Allerdings musste eine Legitimation anhand geblütsrechtlicher Ansprüche jeweils im konkreten Einzelfall plausibel erscheinen – d.h., eine einzelne Dynastie konnte etwa bei Erbstreitigkeiten, bei dynastischen Brüchen oder bei Anwartschaften auf eine neue Herrschaft durchaus in den Zwang geraten, zu belegen, dass gerade sie die Kriterien für eine bestimmte Herrschaftsausübung erfüllte, dass ihre Herkunft, ihre Blutlinie besonders geeignet war zur Herrschaft über ein bestimmtes Gebiet und Volk. Auf dem Prüfstein stand dann die jeweilige zeitgenössische Person, die Herrschaft ausüben wollte.

Diese Person hatte den geblütsrechtlichen Gedanken dergestalt zu nutzen, dass sie eben nicht als Individuum auftrat, sondern als derzeit letztes Glied (und Erbe) einer möglichst langen Vorfahrenreihe (*prosapia*), welche sich nun als eine geschichtliche Gemeinschaft und somit als Manifestation von geblütsrechtlichen Ansprüchen präsentieren ließ.

Die Qualität der Person zeigte sich also durch Transzendenz auf ihre Vorfahren, von deren Gesamtheit sich eine bereits erwiesene Idoneität für eine bestimmte Herrschaftsausübung behaupten und sich dann auch auf den aktuellen Nachfahren übertragen ließ.

## DIE TRANSZENDENZ DER HERRSCHERPERSON

Die Kriterien für eine solche Idoneität waren unterschiedlich gewichtet: Vormalig durch die Vorfahren erworbene

Rechtsansprüche waren zwar ‚einklagbar‘, hatten aber zumeist keine besonders hohe Überzeugungskraft. Wirkungsvoller, weil mit höherer Symbolizität ausgestattet, waren hinwiederum „metaphysische“ Transendenzen. Solche „metaphysischen“ Transendenzen waren – und hierbei zeigten sie sich als besonders aussagekräftig – weit gefasst. Es handelte sich zum einen um die Präsentation tatsächlich heiliger Vorfahren oder zumindest von Ahnen, die geistliche Würdenträger waren. Hierdurch konnte der Segen Gottes, der auf der Dynastie ruhte und himmlische Akzeptanz affirmierte, behauptet werden. Zum anderen wurde auch auf ein allgemein Numinoses, das entweder euhemeristisch oder historisch erhöhend sich in einem gleichsam als ‚sakral‘ verstandenen Heroentum äußerte, verwiesen, so dass man z.B. auch Gestalten wie Jupiter, Saturn, Trebeta oder Priamus, Äneas, Cäsar oder Widukind in die Genealogie einordnete.

## ZWEI KONSTRUKTE: DIE ENTZEITLICHENDE GENEALOGIE UND DAS ZEITLOSE MODELL

Eine solche Ahnenkette, die gewöhnlich von einem herausragenden „Spitzenahn“ ausging, bedurfte des nachgewiesenen Kontinuums der Qualitätsweitergabe von Kettenglied zu Kettenglied bis zum gegenwärtigen Vertreter. Die Zeitspanne zwischen Beginn und Gegenwart musste vorgeführt werden als eine ungebrochene Abfolge konkreter Einlösungs- und im besten Falle auch Steigerungsakte primordialer Qualitäten, so dass sich die Blutslinie der Vorfahrenschaft nach und nach anreicherte, um dann das gesamte Ergebnis dieses Verlaufs von Kettenglied zu Kettenglied in den gegenwärtigen Vertreter einfließen zu lassen. Die poetische Ausgestaltung dieser Struktur war die Genealogie, die sich in Verbindung ihrer textlich-narrativen Figurationen oftmals auch bildlich-graphischer Elemente bediente, um jenen Kontinuitätsgedanken zu veranschaulichen.

Es sollte nämlich nicht übersehen werden, dass die tatsächliche Vergangenheit einer Dynastie oftmals der Behauptung einer geschlossenen Vorfahrenkette äußerst widerständig gewesen war – etwa indem sie Brüche und Lücken im dynastischen Besitz einer Herrschaft aufwies. Genealogische Gestaltungen von Kontinuität waren also zumeist nur deshalb möglich, weil die Überlieferung der Vergangenheit im Grunde kaum kontrolliert hergestellt werden konnte. Behauptete Authentizität war auf die Überzeugungskraft des Plausiblen angewiesen und hatte sich gegen die Geltungsbehauptung konkurrierender Kontinuitätskonstruktionen durchzusetzen.

Ungeachtet dieses generativen Aufbaus lieferten die Genealogien zudem eine Vergleichzeitung des Ungleichzeitigen dergestalt, dass von der Fiktion ausgegangen wurde, die Qualität jedes einzelnen Kettenglieds wirke sich auch unmittelbar auf den gegenwärtigen Vertreter aus – so dass umgekehrt die Idoneität des gegenwärtigen Vertreters nicht nur durch Transzendenz auf die Gesamtheit der Ahnenschaft zutraf, sondern auch direkt von jedem einzelnen Vorfahren ererbt wurde.

PROF. DR.  
GERT MELVILLE

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen  
des Urheberrechts entfernt.*

## LEHRSTUHL FÜR MITTELALTERLICHE GESCHICHTE, TU DRESDEN

Gert Melville habilitierte sich 1983 an der Universität München, nahm nach Lehrtätigkeiten unter anderem an der Pariser Université I (Sorbonne), an der Ecole pratique des Hautes Etudes und an der Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales von 1991 bis 1994 eine Professur für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Münster wahr. 1994 Lehrstuhlinhaber für Mittelalterliche Geschichte an der TU Dresden. 2010 Seniorprofessor an der TU Dresden. 1997 gründete er dort den SFB 537 „Institutionalität und Geschichtlichkeit“, dessen Sprecher er über die gesamte Laufzeit bis 2008 war; 2000 gründete er das Internationale Graduiertenkolleg 625 „Institutionelle Ordnungen, Schrift und Symbole“. Seine wissenschaftlichen Schwerpunkte sind die mittelalterliche Historiographie, die vergleichende Ordensgeschichte und die höfisch-dynastische Kultur des Spätmittelalters.

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Bernadus Guidonis, Arbor genealogiae regum Francorum

Foto: [Bibliothèque nationale de France](#)

In Analogie zu einer solcherart entzeitlichten Übertragung gab es noch eine zweite Form der Transzendierung auf Vergangenheit, um herrscherliche Idoneität nachzuweisen. Sie geschah ohne den Zugriff auf behauptete Kontinuitäten, die gleichsam als verbindender ‚Übertragungskanal‘ auch bei unmittelbaren Bezügen auf einzelne Verfahren in genealogischen Systemen nichtsdestoweniger notwendig waren.

Diese Form der idoneitätsstiftenden Transzendenz wurde allegorisch gleichsam durch den Zeitsprung des direkten

Bezugs erreicht, der zu einer virtuellen Ansippung an modellhafte Gestalten der Vergangenheit führte. Bei solchen Figurationen wurde versucht, mittels Traktaten, Dichtung, Urkundenarengen, Inschriften, bildlichen Darstellungen etc. überzeugend darzulegen, dass der individuelle Prätendent einer Herrschaft eine Art Reinkarnation bzw. zumindest eine symbolische Verkörperung eines einstigen vorbildhaften Herrschers darstellte – also ein zweiter David bzw. ein zweiter Salomon sei, wenn es wiederum um gottgewollte, heilsgeschichtliche Bezüge gehen sollte, oder er ein zweiter Alexander, ein zweiter Augustus sei, wenn es ‚nur‘ auf die Vergegenwärtigung von irdischen, gleichwohl herausragenden Werten ankommen sollte – wobei virtuelle Ansippungen und genealogische Kontinuitätsnachweise im Übrigen für ein und dieselbe Person oftmals zusammengefügt werden.

Derartig konstruierte Transendenzen waren allerdings nur deshalb möglich, weil – wie schon hervorgehoben – die Überlieferung der Vergangenheit im Grunde kaum kontrollierbar und behauptete Authentizität nur durch Glaubwürdigkeit herzustellen war. Gerade weil die dynastische Legitimation durch Transzendierung der konkreten Befindlichkeit des einzelnen Individuums auf gemeinsinnig anerkannte, generelle Werte der Herrschaftserwartung und -ausübung erfolgte, mussten Argumentationsstrategien und Inhalte der genealogischen Schriften wie auch die virtuellen Ansippungen für die jeweiligen Adressaten verständlich und akzeptabel gemacht werden. Dafür aber gab es keine übergeordneten Regeln – es kam allein auf Plausibilisierungsstrategien an, deren Erfolg am Grad zu messen war, wie sehr die verwendeten Transzendierungen im entsprechenden politisch-kulturellen Rahmen gemeinsinnig geworden sind.

## DER ANALYTISCHE ZUGRIFF

Das Teilprojekt wird sich während der ersten Bewilligungsphase unter engster Vernetzung seiner Projektbereiche mit den entsprechenden Techniken und Praktiken beschäftigen. Da diese prinzipiell von einer kontingenten Pragmatik bestimmt waren, wird sowohl raum- als auch epochenübergreifend vorzugehen sein, um auf ein breites Vergleichsraster, das Typologisierung ermöglicht, zurückgreifen zu können. Gerade in einer solchen Breite besteht der innovative Anspruch des Projektdesigns. So wird räumlich ein Vergleichsbogen zwischen Süd- und

Mittelitalien, Deutschland und Burgund/Brabant gespannt, der die jeweils dort herrschenden Dynastien der Staufer bzw. der Aragonesen, der Wettiner und der burgundischen Valois aufgreift und sich somit zeitlich von der Mitte des 12. bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts erstreckt.

Im Zentrum der Untersuchungen stehen genealogische bzw. historiographische und euhemeristische Konstruktionen. Einen wichtigen Teil der Projektarbeit wird die Erforschung des Umgangs mit Beständen biographischen und historiographischen Wissens ausmachen. Des Weiteren soll es allerdings auch um die Frage nach verschiedenen Formen der narrativen Gestaltung von historischen, biblischen und mythologischen Figuren gehen, wobei auf enzyklopädische Literatur aus jener Zeit subsidiär zurückgegriffen wird.

Das Teilprojekt setzt sich aus vier Projektbereichen zusammen. Der erste befasst sich mit der Historiographie der Stauferzeit und wendet sich zum einen den genealogischen Diskursen in dynastiegeschichtlich signifikanten Werken des 12. Jahrhunderts – vorrangig dem Oeuvre des Kaplans und Notars Kaiser Heinrichs VI., Gottfried von Viterbo, sowie der Chronik des lombardischen Bischofs Sicard von Cremona –, zum anderen Geschichtswerken und Herrschaftstraktaten aus dem süditalienischen Raum der Staufer, Anjou und Aragonesen zu. Der zweite Projektbereich widmet sich dem burgundisch-habsburgischen Herrschaftsbereich in den Niederlanden des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts, und stellt dabei in den Mittelpunkt zum einen das noch unedierte Werk „Genealogia principum Tungro-Brabantinorum“, das von Adam bis Philipp, dem Sohn Maximilians I., reicht, zum anderen panegyrische, an Philipp den Guten gerichtete Werke, die die Persönlichkeit dieses Herzogs an große Heroen der Weltgeschichte anzubinden suchen, wie z.B. die Dichtung „Trosne d’Honneur“. Der dritte Bereich untersucht die wettinische Geschichtsschreibung des frühen 16. Jahrhunderts beispielhaft an dem Monumentalwerk Georg Spalatins, der „Chronik der Sachsen und Thüringer“. Der vierte Bereich analysiert die Transzendierungen und Semantiken des Gemeinsinns in der italienischen Enzyklopädik und Biographik des Frühhumanismus und widmet sich dabei vor allem dem „Fons memorabilium universi“ des Domenico Bandini, der in einem umfangreichen Teil Kurzbiographien berühmter Männer der Geschichte enthält, so dass damit gleichsam eine Folie der Bezugnahmen in genealogischen Werken aufscheint.

Eine große Zahl der bei diesen Studien heranzuziehenden Texte ist noch unediert. Diese müssen folglich zunächst einmal erschlossen und dann auch in ihren für die Legitimationsstrategien besonders aussagekräftigen Teilen ediert werden. Damit kann das Teilprojekt ganz wesentlich zur Erweiterung der Quellenlage beitragen. Bei Abschluss soll neben mehreren monographischen Darlegungen ein Sammelband der Projektbeteiligten stehen, der die transzendierenden Praktiken der Idoneitätsplausibilisierungen typologisiert vorlegt.

## LITERATUR

MELVILLE, Gert: Vorfahren und Vorgänger. Die Genealogie als Legitimation dynastischer Herrschaft im Spätmittelalter, in: SCHULER, Peter-Johannes (Hg.): Die Familie als sozialer und historischer Verband, Sigmaringen 1987, S. 203-309.

MELVILLE, Gert: Geschichte in graphischer Gestalt. Beobachtungen zu einer spätmittelalterlichen Darstellungsweise, in: PATZE, Hans (Hg.): Geschichtsschreibung und Geschichtsbewusstsein im späten Mittelalter, Sigmaringen 1987, S. 57-154.

MELVILLE, Gert: Kompilation, Fiktion, Diskurs. Aspekte zur heuristischen Methode der mittelalterlichen Geschichtsschreiber, in MEIER, Christian/RÜSEN, Jörn (Hg.): Historische Methode, München 1988, S. 133-153.

ANDENNA, Cristina: Gli ordini „nuovi“ come „instrumenta regni“. Linee di continuità e cambiamenti di una politica monastica?, in: Un Regno nell'impero. I caratteri originari del regno normanno nell'età sveva: persistenze e differenze (1194-1250), Atti delle XVIII Giornate normanno-sveve (Bari-Barletta-Dubrovnik, 14.-17. ottobre 2008), hg. von P. Cordasco e F. Violante, Bari 2010 (Centro di studi normanno-svevi, Atti 18), S. 195-268.

## MITARBEITER

Dr. Reinhard Butz

Kai Hering, M.A.

Tobias Tanneberger, M.A.

## DIE KIRCHE ALS BAUSTELLE.

### GROSSSTÄDTISCHE SAKRALBAUTEN IM MITTELALTER

Die Planungs- und Bauprozesse mittelalterlicher Sakralbauten spielten eine große Rolle bei der Dynamisierung und Stabilisierung kommunaler Ordnung. Denn die Beteiligung am Bau der Gotteshäuser ermöglichte es Einzelpersonen oder auch Gruppen, Gemeinsinn zu zeigen und dabei von Kirchen als Transzendenzressourcen zu profitieren. Deshalb waren die Möglichkeiten zur Beteiligung stets umstritten. Im Zentrum des Projekts steht die Analyse der Bedeutung der Bauprozesse, der Formen, Strategien und der ästhetischen Auswirkungen der Partizipation – ebenso wie der Folgen ihrer nicht seltenen Verweigerung.

Im Projekt „Kirche als Baustelle. Großstädtische Sakralbauten im Mittelalter“ wird erkennbar gemacht, dass Planungs- und Bauprozesse mittelalterlicher Kirchen weitreichende Bedeutung als Katalysatoren bei der Dynamisierung und Stabilisierung kommunaler Ordnung besaßen.

Die Städte bilden den Ort für diese Untersuchung, weil in ihnen besonders viele Personen, Gruppen und Institutionen präsent waren, welche Interesse am Bau der jeweiligen Kathedrale oder Stadtpfarrkirche hatten. Zugleich waren die Initiatoren und Hauptakteure zu meist nicht in der Lage, einen solchen Bau vom Anfang bis zum Ende vollständig aus eigener Kraft zu errichten. Daher erforderte der Aufwand zum Bau jener großen Kirchen die Beteiligung vieler, welche sich besonders durch den Verweis auf die sakrale Bedeutung des Gebäudes mobilisieren ließen. Solange diese Sakralität nicht in Frage stand – also bis zur Zeit der Reformation – regten sich stets mannigfaltige Ansprüche und Bedürfnisse, an der Transzendenz teil-

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Die Erbauung des Tempels von Jerusalem, aus: Flavius Josephus: Antiquitates Judaicae, illustriert von Jean Fouquet (ca. 1470) Foto: [Bibliothèque nationale de France](#)

**/// WARUM DAUERTE DER BAU MITTELALTERLICHER KIRCHEN OFT JAHRHUNDERTE, WO IHN DOCH SO VIELE PERSONEN MIT GELD UND ARBEIT UNTERSTÜTZTEN?**



zuhaben, die Kirchengebäuden innewohnt. Diese Immanenz machte Kirchen bis ins 15. Jahrhundert zu „Transzendenzressourcen“. Gleichzeitig bot das Engagement für den Kirchenbau Gelegenheit, den Gemeinsinn von Personen, Gruppen oder Institutionen zu demonstrieren.

Der Bauprozess war die entscheidende Phase, in der sich beim Einbringen gemeinsinnigen Engagements die jeweiligen gesellschaftlichen Arrangements institutionell wie visuell aushandeln ließen. Daraus resultierte sicher die generelle Bereitschaft, Kapital, Zeit, körperliche und geistige Arbeitskraft in den Bau einer Kirche zu investieren. Zudem wurde das Bauwerk über die Grenzen einer Stadt hinaus – wie auch in ihrem Inneren – als Resultat permanenter gemeinsinniger Aktion erkennbar, das die erfolgreiche Stabilisierung einer gesellschaftlichen Ordnung visualisierte. Bau und Bauprozess konnten für einzelne Gruppen ein identitätsgenerierender Faktor sein und damit wiederum zu deren Eigentranszendierung beitragen: Je mehr beispielsweise eine einzelne Zunft den Bau der Stadtkirche unterstützte, desto größer war ihre Geltungsbehauptung und desto weniger war sie angreifbar.

Die Teilhabe am Kirchenbau als Transzendenzressource ließ sich aber nicht nur ausdehnen, sondern auch einschränken. Gerade weil die Partizipation vielfältige Chancen des Aufstiegs bot und damit zur Dekomposition des bestehenden sozialen Gefüges beizutragen vermochte, gab es stets Versuche, dies zu verhindern, indem die genannten Einwirkungsmöglichkeiten beschränkt, völlig unterbunden oder wenigstens in ihren Folgen für den Bau unsichtbar gemacht werden sollten.

Im Forschungsprojekt werden deshalb sowohl Verflüssigungen wie Verfestigungen, Öffnungen wie Begrenzungen untersucht, die sich aus den Möglichkeiten des sozial diffusen Engagements während des Bauprozesses mittelalterlicher Kirchen ergaben. Entsprechend besser als bisher kenntlich gemacht werden die Motive für die symbolische Bedeutung von Planungs- und Bauprozessen, der Inszenierung von Geschichtlichkeit mittels entsprechend heterogener Gestaltungsweise, aber auch von deren Verweigerung durch stilistische Homogenisierung des Baukörpers trotz uneinheitlichen Bauverlaufs.

## FORSCHUNGSINTERESSE UND -GEGENSTAND

### KIRCHENBAU ALS INSZENIERTES EREIGNIS

Im Zuge von Kirchenbauprojekten ließen sich auf verschiedene Weise Gemeinsinnsbehauptungen visualisieren. Wichtige Strategien waren a) die unmittelbare Einflussnahme auf die Formenfindung während des Bauprozesses sowie b) die auf Dauer gestellte Inszenierung des Bauprozesses. Für a) gilt, dass bestimmte Formen durch den Willen eines Stifters beeinflusst werden konnten, solange diese das Gesamtkonzept nicht wesentlich beeinträchtigten. Auch gab es einen Zusammenhang zwischen der Größe einer Stiftung und der Qualität der Einflussnahme auf das Baugeschehen

PROF. DR.  
BRUNO KLEIN

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen  
des Urheberrechts entfernt.*

LEHRSTUHL FÜR CHRISTLICHE  
KUNST DER SPÄTANTIKE UND  
DES MITTELALTERS, TU DRESDEN

Nach dem Studium der Kunstgeschichte in Berlin, Paris, Köln und Bonn wurde Bruno Klein 1983 an der FU Berlin mit der Dissertation „St-Yved in Braine und die Anfänge der hochgotischen Architektur in Frankreich“ promoviert. Als Stipendiat war er am Deutschen Kunsthistorischen Institut in Florenz und als Assistent in Göttingen tätig, wo 1991 die Habilitation auf Basis der Arbeit „Die Kathedrale von Piacenza – Architektur und Skulptur der Romanik“ erfolgte. Im Anschluss arbeitete Bruno Klein als Hochschuldozent in Bochum sowie als Gastdozent in Bonn, Fribourg, São Paulo und Paris. Seit 2000 hat er die ehemalige Stiftungsprofessur für „Christliche Kunst der Spätantike und des Mittelalters“ an der TU Dresden inne. Seine besonderen Interessen gelten der Architektur von der Antike bis zur Gegenwart sowie der mittelalterlichen Kunst insgesamt. Dabei richtet sich der Fokus seiner Forschungen auf die kommunikativen Prozesse, welche sowohl während der Entstehung von Kunstwerken als auch bei deren medialer Verbreitung eine Rolle spielen.



und den Bauplan. So sprechen beispielsweise zahlreiche Indizien dafür, dass die romanische Kathedrale von Piacenza statt der sonst in Oberitalien üblichen Gliederpfeiler nur deshalb mächtige Rundpfeiler besitzt, weil diese sich besser als identifizierbare Stiftungsobjekte eigneten. In der Tat tragen zahlreiche Pfeiler Stifterinschriften und -bilder der damals führenden Zünfte sowie von Einzelpersonen. Der Stiftungswunsch hatte in diesem Fall die Form bestimmt, während umgekehrt eine Form sich auch den passenden Stifter suchen konnte: Typisch hierfür sind die komplizierten spätgotischen Gewölbe, die sich hervorragend als Stiftungsobjekte eigneten.

Die Ansprüche der Stifter auf Visualisierung ihrer guten Werke waren beispielsweise dadurch zu organisieren, dass bestimmte „stiftungsgerechte“ Gebäudepartien in der Bauabfolge vorgezogen oder aber so gestaltet wurden, dass sie zu entscheidenden Elementen der gesamten Bauaufgabe gemacht wurden. Dies war vor allem bei wandhohen Einsatzkapellen der Fall, bei denen ein Teil der Außenumhüllung einer Kirche vom Fundament bis zum Dach ganz mittels einer Stiftung finanziert wurde.

b) Die große Bedeutung von Bauprozessen lässt sich schließlich auch daran erkennen, dass diese an den Kirchen selbst ablesbar gemacht werden konnten. Kirchen wie St-Remi in Reims, St. Gereon in Köln oder das Straßburger Münster geben durch mehrfachen Stil- und Typuswandel deutlich zu erkennen, dass sie die Resultate langwieriger Bauprozesse sind. Bisher wurde dieses Phänomen nur als Indiz für den Stilwandel interpretiert, der während einer lang andauernden Bauzeit quasi naturgesetzlich auftrat. Dies ist als alleiniger Grund jedoch schon deshalb unwahrscheinlich, weil gelegentlich großer Aufwand betrieben wurde, um einen Bauprozess sichtbar werden zu lassen, z.B. im romanischen Langhaus der Kathedrale von Le Mans, wo Baumassen zweier zeitlich dicht aufeinander folgender Bauphasen optisch deutlich voneinander getrennt wurden. Aber auch die Verweigerung dieser Inszenierung war eine mögliche Option.

Anzunehmen ist, dass die Ablesbarkeit der Bauprozesse mit der Inszenierung von Geschichtlichkeit zusammenhing. Denn formale wie strukturelle Veränderungen am Bau, die in der Vergangenheit stattgefunden hatten, ließen sich später in der Gegenwart als symbolische Formen der historischen Solidargemeinschaft lesen. Sie

konnten deshalb entsprechend für nachfolgende Generationen inszeniert werden.

## BAUPROZESSE ZWISCHEN FORM UND FUNKTION

Aus dem Spannungsverhältnis zwischen der Aufgabe eines Baus, die Vergangenheit zu symbolisieren und dabei gleichzeitig für die Zeitgenossen eine Integrationsleistung zu erbringen, haben sich vielfältige Inszenierungen ergeben. Neben dem obligatorischen Reliquientransfer ist hierfür die Übernahme der liturgischen Topographie des Vorgängerbaus charakteristisch. Weiterhin konnten auch ausgewählte Ausstattungstücke transferiert werden, wie etwa die Serie der romanischen Kaiserfenster im gotischen Straßburger Münster. Selbst die Übernahme, ja teilweise sogar der Abbau und detailgetreue Wiederaufbau ganzer Gebäudeteile in neuen Bauten war möglich, wie beispielsweise die mehrfach verwendeten Spolien-säulen im Magdeburger Dom oder die „Porte Romane“ an der Kathedrale von Reims zeigen.

An diese Beobachtungen schließen sich aus der Perspektive der zentralen Fragestellung nach dem Verhältnis zwischen Transzendenz und Gemeinssinn zahlreiche Forschungsfelder an, die im Teilprojekt untersucht werden: Konnte die Inszenierung der Geschichtlichkeit des Bauens als Ausdruck der kontinuierlichen gemeinnützigen Aktivität zugunsten eines „transzendenten“ Projekts propagiert werden? War, auch wenn ein Bauprozess endlich blieb, seine dauerhafte Inszenierung nicht doch eventuell wichtiger als sein Abschluss? Half die Visualisierung von langfristigen Baugeschehen und Bauentwicklung dabei, dem Bauprojekt – und ggf. dem Bauträger – aus einer Transzendierung erwachsende Energie zukommen zu lassen?

Diese Fragen beziehen sich hauptsächlich auf den Sakralbau des 12. bis 14. Jahrhunderts. Im ausgehenden Mittelalter, d.h. vor allem im 15. Jahrhundert, scheint es hingegen zu einer neuartigen Ästhetisierung von Architektur gekommen zu sein, die bisher nur unzureichend durch einen quasi naturgesetzlichen Wandel ästhetischer Vorstellungen erklärt wurde. Auffällig und erklärungsbedürftig sind in diesem Zusammenhang die in ganz unterschiedlichen Regionen wie der Île-de-France, der Toskana oder auch Sachsen innovativen Organisationsformen des Bauwesens. Die für die vorausgegangene Zeit typische Aushandlung der Inszenierung des transzendenten Charak-

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Basel, Dominikanerkirche Foto: Stefan Bürger

ters der öffentlichen Bauaufgabe und die zu deren Realisierung notwendigen gemeinsinnigen Aktivitäten wurden dabei aufgehoben in einer einerseits institutionell funktionalisierten und andererseits ästhetischen Stringenz: Das ästhetische Postulat lautete nun, dass die Bauten einheitlich sein sollten; das funktionale Prinzip zielte darauf ab, das Bauwesen insgesamt zu rationalisieren. Dies bedeutete, dass auf der einen Seite die Bauorganisation rational-gemeinsinnig gestaltet (und inszeniert), während auf der anderen Seite der künstlerisch-ästhetische Aspekt der Bauten unverfügbar gemacht wurde.

#### VARIATION, EINHEITLICHKEIT UND BRÜCHE: HOCH- UND SPÄTMITTELALTERLICHER KATHEDRALBAU IN STRASSBURG, KÖLN UND PRAG

Hinsichtlich der Ablesbarkeit ihrer jeweiligen Bauprozesse stellen die gotischen Neubauten der Kathedralen von Straßburg, Köln und Prag drei unterschiedliche Extremfälle dar: In Straßburg, wo die romanische Rekonstruktion des ottonischen Münsters bereits im 12. Jahrhundert begann, lässt sich eine kontinuierliche Modernisierung und Monumentalisierung der Formen von den ältesten Partien im Osten hin zu den jüngsten im Westen beobachten. In Köln hingegen bleibt der Bau einheitlich, so dass abgesehen von ganz minimalen Modifikationen kein Stil- oder Typuswandel über die gesamte von 1248 bis 1880

reichende Bauzeit zu bemerken ist. In Prag schließlich wird ein Stilbruch geradezu inszeniert, der in der Kunstgeschichte traditionell mit dem Übergang des Baumeisteramtes von Matthias von Arras auf Peter Parler um die Mitte des 14. Jahrhunderts begründet wird. Alle drei Bauten, die von ihrem Rang wie wegen der jeweils beteiligten Künstler eng zusammenhängen – da an ihnen phasenweise Mitglieder der Parlerfamilie beschäftigt waren – stehen somit in Hinblick auf die Inszenierung von Kontinuität und Veränderung für unterschiedliche Optionen.

Die übergeordnete Fragestellung nach der Bedeutung von Transzendenz und Gemeinsinn wirft auf die beschriebenen stilistischen und architekturtypologischen Phänomene ein neues Licht: Im Fall von Straßburg, wo es mitten im Bauprozess zu einer Übernahme der Bauhütte durch die Kommune kam, gibt es zahlreiche Indizien dafür, dass der Formenwandel bewusst inszeniert wurde, um die politischen Veränderungen innerhalb der Stadt zu manifestieren, aber auch, um die gemeinsinnige Kompetenz der neuen Kräfte in Hinblick auf die Realisierbarkeit des alten Dombauprojekts unter Beweis zu stellen. In Köln scheint genau Gegenteiliges geschehen zu sein: Obwohl es bereits in der Anfangsphase des 1248 begonnenen Dombaues, wie fast gleichzeitig auch in Straßburg, zu einem mit militärischen Mitteln ausgetragenen Konflikt um die Stadtherrschaft zwischen Erzbischof und Kommune kam – letztere siegte in beiden Fällen – lässt sich dieser Wandel am Dom nicht ablesen. Der Kommune wurde die optische Teilhabe am Kathedralbau als Transzendenzressource anscheinend erfolgreich verweigert. Ein wichtiges Indiz hierfür dürfte der Fassadenplan (Riss F) sein, der exakt zu dem Zeitpunkt entstanden sein dürfte, als der Konflikt zwischen Kommune und Erzbischof seinem Höhepunkt entgegenging (Schlacht von Worringen 1288): Der Bauplan zeigt eine Fassade von solch monumentaler Dimension, dass deren Veränderung dem Eingeständnis einer Minderung des Anspruchsniveaus gleichgekommen wäre. Im Fall des Prager Doms sind die Dinge offenbar erheblich komplizierter und noch weniger durchschaubar. Denkbar ist jedenfalls, dass die Inszenierung von Baugeschichte und Typuswandlungen in einem Spannungsverhältnis zwischen einer Künstlerpersönlichkeit, die individuellen Anteil an der beschriebenen Transzendierung des Baugeschehens verlangte, und dem kaiserlichen Auftraggeber entstand, der seinerseits die Hoheit über das Planungs- und Baugeschehen beanspruchen musste, um

seine Kompetenz bezüglich des transzendenten Gehalts des Bauwerks demonstrativ zu bewahren. Auffällig ist zudem, dass sich entscheidende Veränderungen des Prager Bauprojekts auf den Bereich der Kapellen beziehen: Denn der erste Prager Bauplan sah noch den damals modernen Bautypus der uniform zwischen Strebeböfeln integrierten Kapellen vor. Dieser war in Südfrankreich (Toulouse) entwickelt worden, wo die Kathedralen in besonders starker Konkurrenz zu den modernen Bettelordenskirchen standen, welche Platz für private Kapellenstiftungen boten und damit der Bischofskirche mehr als nur Finanzmittel entzogen. Der neue Kathedralbautyp mit einheitlichen, zur Nutzung als Privatkapellen vorgesehenen Anräumen war die passende Antwort auf die Architektur dieser Bettelordenskirchen gewesen. Der uniforme Prager Bauplan wurde dann jedoch in der zweiten Bauphase aufgegeben, um stattdessen in Form und Größe ganz unterschiedliche Kapellen zu errichten, welche hauptsächlich mit der Inszenierung des Kaiserkults und der Sakralität des Königreichs Böhmen in Zusammenhang standen. War der erste Bauplan also im Habitus einfach nur modern, wobei er es dem Kaiser bloß ermöglichte, einige der ihm vorweg zugewiesenen, stets gleichartigen Plätze zu besetzen, so brachte der spätere, uneinheitliche Bauplan deutlich zum Ausdruck, dass der Kaiser sich während des Bauvorgangs permanent und konkret für die Kathedrale engagiert hatte.

Bei allen drei Bauten gibt es bisher kaum Forschungsansätze, die zwischen historischen Ereignissen, Bauprozessen und künstlerischen Phänomenen Verbindungslinien ziehen. Perspektivisch deutet sich jedoch an, dass unter dem Aspekt von Transzendenz und Gemeinsinn – wobei im Einzelfall auch die Verweigerung von Teilhabe an Transzendenz und autoritative, alleinige Inanspruchnahme von Gemeinsinn gemeint sein kann – ein vertieftes Verständnis grundlegender Vorgänge der mittelalterlichen Kunstgeschichte möglich wäre.

#### DIE ORGANISATION DES SPÄTGOTISCHEN KIRCHENBAUS AM BEISPIEL SACHSENS

Während bis ins Hochmittelalter eine objektbezogene Bauorganisation (fabrica) üblich war, gab es im Spätmittelalter immer häufiger objektunabhängige Organisationsformen: familiär organisierte Bauunternehmer, kommunale Hüttenverbände oder landesherrliche Bauverwaltungen.

Diese offensichtliche Aneignung der Bauprozesse durch exklusive Personenkreise lässt sich zwar als Konsequenz einer allgemeinen Rationalisierung und Professionalisierung im Bauwesen beschreiben, kann aber auch aus dem Streben erklärt werden, die Kirche als Bauwerk, sowie das Kirchenvermögen, die Bauhütte etc., einem allzu weitläufigen Zugriff zu entziehen.

Unabhängig von der gesellschaftlichen Position wurde die Distanz zwischen privaten Stiftern und Stiftungsobjekt immer größer. Zudem konnten weltliche und geistliche Landesherren beanspruchen, alleine über die Bauwerke als Ressource von Transendenzen zu verfügen. Zwar bedeutete die Professionalisierung der Bauprozesse nicht zwangsläufig eine Einschränkung an der Partizipation am Sakralen, doch minderte sich die ursprüngliche Unmittelbarkeit und die mögliche Teilhabe breiterer Bevölkerungsgruppen am Handwerklichen, so dass verstärkt andere Zugriffsmöglichkeiten organisiert werden mussten.

Solche Prozesse sind unter verschiedenen Vorzeichen während des 15. und 16. Jahrhunderts in ganz Europa zu beobachten. In diesem Zusammenhang nimmt Sachsen eine herausragende Rolle ein, weil das Land gerade in dem betreffenden Zeitraum eine ungewöhnliche Entwicklung durchlief: Als Eckpunkte seien nur Hussitenkriege, „Berggeschrei“ (Silberfunde ab 1470) und Reformation genannt, die allesamt zunächst Destabilisierung nach sich zogen, am Ende aber zu einer Stabilisierung der Landesherrschaft führten. Gleichzeitig verloren die Bischöfe an Bedeutung, während einzelne Städte, allen voran Leipzig, ihre Position ausbauen konnten. In diesem Kontext kam es seit der Mitte des 15. Jahrhunderts zu einer Baukonjunktur mit sprunghafter Bedeutungszunahme des landesherrlichen und kommunalen Bauwesens. Es bietet sich an, die Wandlungen innerhalb des sächsischen Bauwesens zu analysieren, um in den verkürzten Bauprozessen die Konflikte zwischen Rationalisierungsmaßnahmen und Transzendenzverteilungen zu untersuchen.

Es ist evident, dass zwischen der Bedeutung einzelner Bauwerke als Transzendenzressource und der ihnen zugewiesenen Menge an Stiftungen, ihres Bauvolumens und ihrer ästhetischen Qualität ein Zusammenhang bestand. Neue Technologien machten speziell im Gewölbebau effiziente Bauabläufe möglich, die zur Vereinfachung der For-

**Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.**

Herzberg, St. Marien, Triumphbogen Foto: Stefan Bürger

men führten. Möglich ist, dass zunehmend reichere Kirchengestaltungen komplexe Konstellationen der gesellschaftlichen und religiösen Gemeinschaft transportierten. Ein typisches Beispiel hierfür ist die Stadtkirche von Annaberg, bei der ein offenbar der entwickelten Bautechnologie geschuldetes, formal anspruchsloses Äußeres mit einer technisch-ästhetisch elaborierten Gewölbegestaltung und einer luxuriösen Innenausstattung einhergeht.

Auch wenn feststeht, dass Kirchen aus privaten Stiftungen und öffentlichen Geldern finanziert wurden, so ist noch immer unklar, ob ein Zusammenhang zwischen Stiftungsvermögen und Bautypologie bestand. Beispielsweise entstand mit der Errichtung der seitlichen Privatkapellen ein Großteil der Kirchenraumumfassung. Indizien weisen darauf, dass die Form der niedrigen Einsatzkapellen aufgegeben, stattdessen raumhohe Kapellen geschaffen wurden, um über deren private Finanzierung die Baukasse erheblich zu entlasten. Mit dem Bau des Chores durch die Landes- bzw. Stadtherren und dem Bau der Seitenkapellen durch private Stifter oder Körperschaften war ein Großteil der Kirchenbaukosten gedeckt. Auch die Errichtung der Pfeiler und Gewölbe wurde wohl über die Vergabe der Altarplätze und -stände an private Stifter abgesichert. Wesentlich ist dabei, dass der Anspruch auf individuelle bzw. kollektive Repräsentation im Kirchenraum und auf Anteilnahme an von der Gemeinde erreichten Gnadenerwerb nicht durch separierten Raum, sondern durch die Stiftung von Baumasse erworben werden konnte. Die Indienststellung der architektonischen und bildkünstlerischen Möglichkeiten zum Zweck einer Ikonologie des Vergangenen und ihrer biblischen und kirchengeschichtlichen Akteure wurde in die Gegenwart erweitert, so dass sich schon vorab die vermeintliche Einbindung des lebendigen Individuums oder einer Gruppe in die Jenseitigkeit artikulieren ließ.

Quelle zur Marienkirche Zwickau:

*“In diesem 1565 Jahr soonabent vocem Jo-  
cunditatis / hat der Er Wolff Bruckner sein  
(seiner dreier Weiber) / Wapen lasen in Chor  
zu vnser Frawen Mahlen vnd / ein Taler darvon  
geben, vnd Mantack nach Exaudi / hat Erbar  
Rath mit grosem schmack / widr lasen auslo-  
schen. Das tut wehe.”*

## LITERATUR

KLEIN, Bruno, BÜRGER, Stefan (Hg., unter Mitarbeit von SCHRÖCK, Katja): *Werkmeister der Spätgotik. Position und Rolle der Architekten im Bauwesen des 14. bis 16. Jahrhunderts*, Darmstadt 2009.

KLEIN, Bruno: *Bau, Bild, Schrift. Romanische Stadtkirchen in Oberitalien als ordnungsstiftende Monumente*, in: HELTEN, Leonhard, SCHENKLUHN, Wolfgang (Hg.): *Romanik in Europa. Kommunikation – Tradition – Rezeption (More Romano I)*, Leipzig 2009, S. 25-36.

KLEIN, Bruno: *Das Straßburger Münster als Objekt kommunaler Repräsentation*, in: OBERSTE, Jörg (Hg.): *Repräsentationen der vor-modernen Stadt*, Regensburg 2008, S. 83-93.

KLEIN, Bruno: *Internationaler Austausch und beschleunigte Kommunikation – Gotik in Deutschland*, in: *Geschichte der bildenden Kunst in Deutschland*, Bd. 3: *Gotik*, München, Berlin, London 2007, S. 9-33.

KLEIN, Bruno: *Der Fassadenplan 5 für das Straßburger Münster und der Beginn des fiktiven Architekturentwurfes*, in: LIEB, Stefanie (Hg.): *Form und Stil. Festschrift für Günther Binding zum 65. Geburtstag*, Darmstadt 2001, S.166-174.

## MITARBEITER/-INNEN

Dr. Stefan Bürger

Ludwig Kallweit

Andrea Sander M.A.

Katja Schröck M.A.

## DAS SUBVERSIVE BILD.

### RELIGIÖSE UND PROFANE DEUTUNGSMUSTER IN DER KUNST DER FRÜHEN NEUZEIT

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des  
Urheberrechts entfernt.*

Albrecht Dürer „Tanzendes Bauernpaar“, Kupferstich (1514)

Foto: Kupferstich-Kabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden.

**/// VOM HEILIGENBILD ZUR  
BAUERNSZENE. ÜBER  
FORMEN, FUNKTIONEN UND  
ENTSTEHUNGSBEDINGUNGEN  
„PROFANER“ BILDGATTUNGEN  
IM 16. JAHRHUNDERT.**

Im 16. Jahrhundert geriet die religiöse Kunst im Zuge der reformatorischen Bewegungen in die Kritik. Es entstanden Bildgattungen, die Themen wie etwa Bauernfeste, Bäder- oder Bordellszenen nahezu selbstverständlich neben religiöse Sujets setzten. Das Projekt untersucht die Genese dieser sogenannten „profanen“ Gattungen wie Genre-, Landschafts- und Stilllebenmalerei, die jenseits kirchlicher Funktionszusammenhänge entstehen und von einem städtischen Publikum zum privaten Gebrauch erworben werden. Dabei fragt es nach den Formen, Funktionen und Entstehungsbedingungen neuer Gattungen und analysiert den Prozess der Umgestaltung religiöser Bildformen.

Im Fokus der Untersuchungen des Projekts „Das subversive Bild“ wird die Entstehung neuer Bildgattungen in Nürnberg und Antwerpen zwischen 1500 und 1550 stehen. In diesem Zeitraum kommt es in den genannten Zentren zu einer Neuorientierung künstlerischer Produktion, bei der „profane“ Themen selbstbewusst neben religiöse Sujets treten oder auf höchst innovative Weise in diese integriert werden. Durch die damit einhergehende Neubestimmung bildlicher Transzendenzbezüge verschieben sich die Funktionen des Bildes als Medium sozialer, politischer und religiöser Orientierung. Die Malerei des Mittelalters war in erster Linie um eine Darstellung jenseitiger, heiliger Sachverhalte bemüht, die dem Betrachter als „Modelle der Verähnlichung“, wie sie Frank O. Büttner nannte, dienen konnten. Um solch einen gemeinsinnigen Horizont aller Gläubigen zu etablieren, verzichtet die neue Genremalerei auf jede Form direkter Transzendenzvergegenwärtigung. Stattdessen beschränkt sie sich

ganz auf die Darstellung problematischer „Alltagssituationen“, wie sie etwa in Bauern- oder Bordellszenen vorliegen. Gemeinssinn wird hier nicht mehr über das positive Setzen eines – eigentlich unverfügbaren – Ideals gestiftet, sondern kann sich nur diskursiv durch die kritische und engagierte Auseinandersetzung mit den bildlichen Problemwürfen bilden.

Im Rahmen des Projekts werden die Formen und Funktionen der „profanen“ Gattungen in ihrer Genese analysiert. Zudem fragt die Untersuchung nach möglichen Erklärungen des immensen Erfolgs solcher Gattungen innerhalb der nordeuropäischen Kunst. Im Zentrum dieser Auseinandersetzung steht eine Bildrhetorik, die nicht mehr darauf abzielt, religiöse Sachverhalte visuell verfügbar zu machen, sondern den Betrachter hinsichtlich seiner eigenen Sinnlichkeit und Verführbarkeit anspricht. In der Vergegenwärtigung der Alltagswelt werden Transzendenzbezüge meist nur in indirekter oder negativer Weise greifbar. Denn die neuen Bildformen setzen nicht auf eine möglichst klare und eindeutige Lesbarkeit, sondern sind mehrfach konnotiert und erproben auf vielfältige Weise Formen der visuellen List und Täuschung. Sie können somit als spezifische Leistungen einer neuen Bilddidaktik verstanden werden, die einen kritischen Betrachter fordert.

Die Untersuchungen im Rahmen des Teilprojekts E schließen insofern eine Forschungslücke, als Aufkommen und Ausdifferenzierung dieser Bildrhetorik bislang noch nicht zusammenhängend untersucht worden sind. Die durchzuführenden Analysen werden zu erklären versuchen, wie in der Kunst des frühen 16. Jahrhunderts gleichermaßen eine religiös-didaktische wie auch eine ästhetische Neuorientierung angestrebt wird und wie sich das auf die Modi der Darstellung und der Wahl des Sujets niederschlägt. Dies zeigt sich insbesondere an der Aufkündigung hergebrachter Modelle der *imitatio*, denn sowohl die moralische Exempellehre als auch die künstlerischen Formen der Nachahmung vor allem der als kanonisch geltenden Werke der Antike und der italienischen Renaissance werden in der nordalpinen Genremalerei kritisch hinterfragt oder ganz verabschiedet.

Es gilt, anhand von quellenkritischen Bild- und Textanalysen darzulegen, dass die Genremalerei der Frühen Neuzeit ihrem Anspruch nach modernistisch ist. Zwar bedient sie sich ganz offensichtlich klassischer Vorbilder, doch stellt sie deren normative Geltung unter anderem dadurch in Frage, dass sie entsprechende Zitate in unpassende Kontexte einfügt. Das Genrebild avanciert zum Ort absichtsvoller Verkehrung: Das Hohe wird niedrig, das Klassische alltäglich und das Religiöse profan. Solche Strategien zielen auf eine diskursiv-hermeneutische Praxis, in der klassische Hierarchien aufgelöst werden.

## FORSCHUNGSINTERESSE UND -GEGENSTAND

Die Forschung im Zuge des Teilprojekts „Das subversive Bild“ geht davon aus, dass die Genremalerei des 16. Jahrhunderts nicht nur die Summe profaner Themen darstellt, sondern dass sie eine Bildpoetik eigener Art hervor-

PROF. DR.  
JÜRGEN MÜLLER

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen  
des Urheberrechts entfernt.*

LEHRSTUHL FÜR MITTLERE  
UND NEUERE KUNSTGESCHICHTE,  
TU DRESDEN

Nach dem Studium der Kunstgeschichte, Germanistik und Philosophie in Bochum, Münster, Pisa, Amsterdam und Paris promovierte Jürgen Müller 1991 über die Kunsttheorie im Schilder-Boeck Karel van Manders an der Ruhr-Universität Bochum. Zwischen 1991 und 1999 war er als Assistent am Kunstgeschichtlichen Seminar der Universität Hamburg tätig. Darauf folgten Gastprofessuren in Marburg, Bordeaux, Paris und Berlin und die Habilitation 2002 an der Universität Kassel mit der Arbeit „Das Paradox als Bildform. Studien zur Ikonologie Pieter Bruegels“. Seit 2002 hat Jürgen Müller den Lehrstuhl für Mittlere und Neuere Kunstgeschichte am Institut für Kunst- und Musikwissenschaft der TU Dresden inne. Im Studienjahr 2006/07 bekleidete er die Rudolf-Wittkower-Gastprofessur der Bibliotheca Hertziana in Rom und im WS 2009/10 wurde er als Fellow an das Internationale Kolleg für Kulturtechnikforschung und Medienphilosophie in Weimar eingeladen. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der altdeutschen und altniederländischen Malerei, der Kunst des Manierismus, der Malerei des Goldenen Zeitalters sowie in den Bereichen der Fotografie und des Films.



bringt. Mit ihr entstehen neue formale Strategien, den Betrachter an der Konstitution des Bildsinnes zu beteiligen, die nur durch bildnahe, rezeptionsästhetische Analysen in ihrer visuellen Komplexität aufzuschlüsseln sind. Es gilt, die Umrisse einer anticlassischen Bildgrammatik sichtbar zu machen. Dieser Terminus des Anticlassischen meint eine reflektierte Bilddidaktik, die sich von allzu einfachen Schemata trennen möchte, welche dem Betrachter die Illusion von Souveränität und Wahlfreiheit ermöglichen. Demgegenüber soll im Prozess der Bildbetrachtung die Erkenntnis der eigenen Verführbarkeit generiert werden. Um dies zu erreichen, nutzen die Künstler oft eine Poetik der List, die den Betrachter über die wahre Identität des dargestellten Sachverhaltes hinwegtäuscht. Es muss die Modernität dieses didaktischen Modells betont werden. Denn indem die Bilder keine klare Scheidung von Laster und Tugend vornehmen, zielt ihre Wirkung nicht mehr allein auf Vorbildlichkeit oder Abschreckung. Vielmehr geht es um eine neue Form der Einbindung des Betrachters, der auf suggestive Weise die Unausweichlichkeit der *miseria hominis* bildästhetisch erfährt. Dabei wird indirekt gefragt, was Erkenntnis angesichts der Sinnlichkeit und Triebhaftigkeit des Menschen sein kann.

Während sich die bisherigen kunsthistorischen Studien verstärkt einzelnen Künstlern ab der Mitte des 16. Jahrhunderts zuwendeten, strebt die Forschung innerhalb des Teilprojekts eine breiter angelegte Untersuchung an, in der die neuzeitlichen Anfänge der Genremalerei im späten 15. und frühen 16. Jahrhundert vergleichend analysiert werden. Für die entstehenden niederen Gattungen muss ein theoretischer Rahmen in moraldidaktischer wie kunsttheoretischer Hinsicht gefunden werden, der das Spezifische der neuen Bildformen konturieren hilft. Insbesondere gilt es, die oft radikalen neuen Bildkonzepte in ihrer intellektuellen wie künstlerischen Ambition einer Neubewertung zu unterziehen. Demnach verfolgen wir eine historische und eine systematische Fragestellung bezüglich der Genremalerei.

### DIE UNKLASSISCHE KUNST – EIN PARADIGMENWECHSEL

Für die Kunstgeschichte ist eine historisch adäquate Bewertung der Genremalerei kein einfaches Unterfangen, sind doch die Kunsttheorien seit Giorgio Vasari und Karel van Mander bis hin zu Hegel durchgehend rhetorisch-ide-

alistisch geprägt und letztlich vor allem am Idealschönen interessiert. Von daher lassen sie sich auch nicht auf das eigentliche Anliegen unklassischer Kunst ein. Vielmehr wird all das, was nicht den akademischen Idealen entspricht, als komisch, nieder oder zotig klassifiziert und weit unten in der Gattungshierarchie verortet. Bestenfalls sehen die Theoretiker seit dem 19. Jahrhundert hier eine Hinwendung zur eigenen Umwelt und halten damit einen Prozess fortschreitender Säkularisierung für gegeben. In Folge dieser Deutungstradition sind zahlreiche neuere Forschungen zur frühen Genremalerei von einem unreflektierten Säkularisierungsparadigma beherrscht: Bei religiösen Themen würde der Akzent im Laufe des 16. Jahrhunderts immer stärker auf diesseitige Aspekte gerichtet, so dass die Bilder schließlich „einen rein profanen Charakter“ erhielten. Implizit wird dabei meist von einem dreistufigen Abstieg von der Religion über die Moral zum „reinen Genre“ ausgegangen. Dieses unverhohlene teleologische Modell mit seiner pauschalen Trennung von Religion und Moral wird der durchgehend religiös motivierten Didaktik der frühen Genremalerei nicht gerecht. Hier setzt das Teilprojekt E „Das subversive Bild“ ein. Es will zeigen, dass die vordergründige Profanisierung der Ikonographie und die damit einhergehende Innovation der Bildsprache nur vor dem Horizont religiöser Deutungsmuster angemessen zu verstehen ist. Vor allem aber muss die „visuelle Grammatik“ der neuen Bildsprache selbst einer eingehenden Analyse unterzogen werden.

### GENREMALEREI ALS GEGENENTWURF ZUR KLASSISCHEN KUNST – IMITATIO UND ANTIKLASSIZISMUS

In der Frühen Neuzeit vollzieht sich in Bezug auf die Bildkünste ein Auflösungs- und Umwertungsprozess, der durch widerstrebende Tendenzen gekennzeichnet ist. Einerseits gerät die religiöse Kunst durch die reformatorischen Bewegungen in die Kritik: Die alte Vorstellung des Bildes als ein Medium der Transzendenzvergegenwärtigung stößt vor allem in Nordeuropa auf immer stärkere Ablehnung, die in den Bilderstürmen ab den 1520er Jahren ihre radikalste Ausformung findet. Andererseits entstehen parallel hierzu im italienisch-katholischen Kontext Bilder mit „zweierlei Gesicht“, wie sie H. Belting nannte, die zugleich Sitz des Heiligen und Ausdruck der Kunst sein möchten, also auf eine *renovatio* des alten Bildver-



*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Sebald Beham „Der Jungbrunnen“ (Detail), um 1536, Kupferstich [Foto: Kupferstich-Kabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden](#)

ständnisses im Zeichen einer neuen selbstreflexiven Kunsthaftigkeit zielen. Dieses Ideal wird zu Beginn des 16. Jahrhunderts in erster Linie durch die Künstler des päpstlichen Hofes vertreten. Entscheidend ist hierbei das Pontifikat Julius II., der bei Michelangelo die Sixtinische Kapelle sowie bei Raffael die Stenzen in Auftrag gibt und zudem eine mustergültige Antikensammlung im vatikanischen Belvedere aufbaut. Mit dieser gezielten Kunstpatronage entsteht zum ersten Mal ein – an antiken Formvorgaben orientierter – Kanon klassischer Kunstwerke, der über das Medium der Druckgraphik allgemein zugänglich wird und von daher auch internationale Geltung beansprucht. Nördlich der Alpen ruft der neue Kanon jedoch nicht nur Begeisterung, sondern vor allem auch vehemente Kritik hervor. Paradigmatisch ist hier Luther, der in seiner Schrift *An den christlichen Adel deutscher Nation* den Papst dafür anprangert, dass er das Geld deutscher Christen für seine Kunstpatronage verprasse. Die kritische Gegenreaktion nordalpiner Denker und Künstler hängt also nicht zuletzt damit zusammen, dass die kanonischen Werke als Repräsentationen orthodoxer päpstlicher Macht wahrgenommen werden. Der künstlerische Kanon – so eine Arbeitshypothese – wird keineswegs als autonom-ästhetische Angelegenheit wahrgenommen, sondern vor allem als Manifestation politischer Herrschaftsansprüche. So werden die kanonischen Werke regelmäßig zur Angriffsfläche der bildlichen Spottsucht nordeuropäischer Künstler.

Doch die überregionale Kanonbildung führt auch zur Etablierung eines großen gemeinsamen Kenntnishorizonts von Künstlern und Publikum. So hat man es ab 1500 zunehmend mit Werken zu tun, die sich auf bekannte Vorbilder beziehen und damit rechnen, dass ein kundiger Betrachter dies auch erkennt. Diesem wird also eine vergleichende Bewertung abverlangt: Er muss ein Urteil über den Grad des Gelingens der jeweiligen Anverwandlung fällen. Ästhetisches Urteilen heißt von nun an: Vergleichen. Von diesem „Vergleichszwang“ klassischer Imitatiolehre profitiert die subversive Bildkunst, indem sie sich den Kanon als Material der Denunziation zunutze macht. So bildet sich vor allem im Norden ein ausgeprägter Sinn für ironisch gebrochenes Zitieren aus: In Opposition zu dem von der klassischen Kunsttheorie geforderten *decorum* kommt es dabei häufig zu einer komischen Dissoziation von Form und Inhalt. Zitate werden zudem durch das Verfahren der *dissimulatio* fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt: Sie beziehen sich nicht mehr geradlinig und eindeutig auf ein Vorbild – vielmehr ist ihnen ein solches lediglich *ex negativo* eingeschrieben. Der Bezug erhält so *per definitionem* einen ambivalenten Status. Er zeigt und verbirgt sich zugleich, was dem Betrachter neben genauer Vorbildkenntnis ein beträchtliches Imaginationsvermögen abverlangt. So mokiert sich die subversive Kunst einerseits über klassische Vorbilder, geht aber zugleich von der Vertrautheit des Betrachters mit klassischen Model-

len aus. Sie zehrt also von den normativen Vorgaben der klassischen Kunst und muss gewissermaßen als „parasitär“ eingestuft werden.

Die Normativität der italienischen Vorbilder wird in der deutschen und niederländischen Kunst also nicht nur dadurch produktiv, dass sie die Künstler zum künstlerischen Wettstreit anstiftet, sondern auch, indem sie ironisch-subversive Bildverfahren provoziert. Wenn die nordeuropäische Kunst sich kritisch auf italienische Modelle bezieht, dann verfolgt sie damit meist eine doppelte Stoßrichtung: zum einen die Zurückweisung der normativen Ansprüche der italienischen Kunst und Kunsttheorie; zum anderen die Ablehnung einer Kunst, die dem politischen Führungsanspruch des Papsttums zu arbeitet. Für das Projekt ist deshalb von besonderem Interesse, inwiefern verschlüsselte Ikonographien samt der dazugehörigen formalen Dissimulationsverfahren der Gemeinnsinnsstiftung innerhalb von Gruppierungen dienen konnten, die sich in politischer und religiöser Hinsicht von orthodoxen Positionen mehr oder weniger radikal entfernen.

## DIE GENESE VON GENREMALEREI

Das Teilprojekt strebt eine neue Rekonstruktion der Genese der Genremalerei an. Zugleich soll in Umrissen die Frühgeschichte des neuzeitlichen Antiklassizismus nachgezeichnet werden. Einsatzpunkt für die Untersuchung sind diverse „profane“ Ikonographien, wie die Darstellung von Bauernfesten, Bäder- und Bordellszenen, die zu Beginn des 16. Jahrhunderts offensichtlich Konjunktur gehabt haben. Auch wenn sich das Hervortreten des Profanen nach 1500 in der Kunst nicht nur nördlich, sondern auch südlich der Alpen beobachten lässt, nehmen Deutschland und die Niederlande hinsichtlich der Quantität und Drastik dieser neuen Bildsujets und Bildkonzepte eine Führungsposition ein. Entsprechend soll der Fokus unserer Forschungen vorerst auf die Kunst Nürnbergs und Antwerpens zwischen 1500 und 1550 gerichtet sein. Bei beiden Städten handelt es sich um bedeutende kulturelle Zentren der Frühen Neuzeit, die im genannten Zeitraum eine Kunstproduktion von europäischem Rang hervorgebracht haben. Dabei muss der spezifischen Eigenart beider Zentren Rechnung getragen werden, indem bestimmte Künstler, Ikonographien, Gattungen und Bildrhetoriken untersucht werden, um schließlich in ei-

nem vergleichenden Arbeitsabschnitt die Einzelanalysen auf einer systematischen Ebene zusammenzuführen.

Zu den folgenden Künstlern sind exemplarische Studien in Planung bzw. Vorbereitung: Albrecht Dürer, Barthel und Sebald Beham, Georg Pencz, Jan van Amstel, Lucas van Leyden, Quentin, Jan und Cornelis Massys, Dirk Vellert, Marinus van Reymerswaele und Jan van Hemesen. Das Projekt möchte anhand dieser Künstler und ihrer Werke darlegen, dass die Ausbildung der Genremalerei Teil eines kulturellen Programms ist, das sich von antiken wie auch von italienischen Vorbildern bewusst absetzt und sich als dezidiert modern versteht. Dies auch und vor allem im Sinne einer Selbstbescheidung der Malerei, die schon mit ihren niederen Themen zu erkennen gibt, dass sie weder zur Schönheit noch zur Wahrheit einen direkten Zugang verschaffen kann. Die Genremalerei versagt sich der von der romanistischen Kunst propagierten Idealität. Dieser klassischen Kunst, die sich letztlich durch die Wiederholung des Bewährten definiert, setzen die Nordeuropäer die Forderung nach Innovation entgegen. Sie demonstrieren damit zugleich, dass die Vergangenheit nicht mehr der Maßstab der Gegenwart sein kann. Insofern haben wir es mit einer Vorform der *Querelle des Anciens et des Modernes* zu tun, in der neue Begründungsmodelle eingefordert werden. Indem sich nun die neue un- und antiklassische Kunst dem Kanon gegenüberstellt, fordert sie in erhöhtem Maße zu einer bewertenden Reaktion auf. Sie stellt sich – gerade auch im Medium der Grafik – der öffentlichen Kritik und schafft damit neue Diskursräume, in denen nicht nur ästhetische Geltung, sondern auch die Normgebundenheit sozialer Ordnung zur Diskussion gestellt werden kann.

## DIE GENREMALEREI ALS GENERATOR VON GEMEINSINN

Die neue vermeintlich profane Kunst ist in mehrfacher Hinsicht dazu befähigt, Gemeinnsinn zu generieren. Zum einen impliziert die Genremalerei ein bestimmtes Auftraggeber-Künstler-Verhältnis, bestellt doch eine städtische Elite innovative Kunstwerke, die mitunter mit orthodox-katholischen Überzeugungen brechen. Die betreffenden Künstler definieren sich also über einen kritischen Impuls und stellen mit ihren Werken die Frage konfessioneller Identität. Damit leisten sie einen Beitrag zur konfessionellen Gruppenbildung. Der Gemeinnsinn

dieser neuen Gruppen konstituiert sich in erster Linie über die Ablehnung überkommener religiöser Vorstellungen und Praktiken und kann sich aus reformkatholischen, protestantischen oder spiritualistischen Motiven speisen. Dies ist jeweils nur über den konkreten Kontext zu erschließen. Auch wenn Genrebilder keiner neuen Dogmatik zuarbeiten, so etablieren sie über die Kritik am alten Glauben einen gemeinsamen Gegner: die römische Kirche. Darüber hinaus verzichtet Genremalerei auf eine Ästhetik des Exemplums: Die Betrachter werden durchweg mit scheiternden Personen konfrontiert, die keinesfalls als Vorbild dienen können. Nicht das Aufschauen zum Heiligen, sondern das selbstkritische Verstehen der Sünde ist Ziel der neuen Malerei. Der hier thematische Gemein Sinn ist Teil einer innovativen Didaktik. Im Unterschied zur katholischen Exempellehre wird eine komplexe Identifikation mit dem dargestellten Sünder verlangt.

Paradoxerweise gerät so jedoch nicht nur das Scheitern, sondern auch eine mögliche moralische Besserung in den Blick. Schließlich kann sich Gemein sinn durch Einübung in eine hermeneutische Praxis bilden, die durch Unge wissheit und Ambivalenz gekennzeichnet ist. In den meisten Genrebildern werden dem Rezipienten bewusst verschiedene Deutungsperspektiven zugemutet. Diese Erfahrung mehrerer alternativer Deutungsmöglichkeiten führt den Betrachter in einen Abwägungsprozess, in dem christlich-meta physische und innerweltlich-soziale Geltungsansprüche vermittelt werden.

## DAS SUBVERSIVE BILD

Charakteristisch für das subversive Bild ist die soeben skizzierte Möglich keit, Normen zu hinterfragen, vordergründige Wahrheiten zu negieren und damit zugleich Abweichung zu favorisieren. Das subversive Bild fordert und befördert ein prozessuales Bildverstehen, das sich durch permanente Sinn verschiebung in Form der Sinnhinterfragung auszeichnet. Bilder können am Ende des Rezeptionsprozesses das genaue Gegenteil von dem bezeichnen, was sie zunächst zu bedeuten schienen. Diese Möglichkeit semantischer Mehrfachcodierung hat in der Negativität ihre Voraussetzung, auf die hin der Sinn des Bildes zu transzendieren ist.

## LITERATUR

MÜLLER, Jürgen: Vom lauten und leisen Betrachten. Ironische Bildstrukturen in der holländischen Genremalerei des 17. Jahrhun derts, in: KÜHLMANN, Wilhelm/NEUBER, Wolfgang (Hg.): Intertextualität in der Frühen Neuzeit. Studien zu ihren theoretischen und praktischen Perspektiven, Frankfurt a.M. 1994, S. 607-647.

MÜLLER, Jürgen: Das Paradox als Bildform. Studien zur Ikonologie Pieter Bruegel d. Ä., München 1999.

MÜLLER, Jürgen: Holbein und Laokoon. Ein Beitrag zur gemalten Kunsttheorie Hans Hol beins d.J., in: BRINKMANN, Bodo/SCHMID, Wolfgang (Hg.): Hans Holbein und der Wandel in der Kunst des frühen 16. Jahrhunderts, Turnhout 2005 (Johann David Passavant-Col loquium, Städtisches Kunstinstitut, 22.-23. November 2003), S. 73-89.

MÜLLER, Jürgen: Italienverehrung und Itali enverachtung. Hans Sebald Behams „Jung brunnen“ von 1536 und die italienische Kunst der Renaissance, in: HELAS, Philine/POLTE, Maren/RÜCKERT, Claudia, u.a. (Hg.): Bild/ Geschichte (Festschrift für Horst Bredekamp), Berlin 2007, S. 309-317.

MÜLLER, Jürgen/SCHAUERTE, Thomas (Hg.): Die gottlosen Maler von Nürnberg, Ausstel lungskatalog Dürerhaus, Berlin 2011.

## MITARBEITER/-INNEN

Jessica Buskirk, PhD

Dr. Bertram Kaschek

Jan-David Mentzel, M.A.

## GOTTLOSIGKEIT UND EIGENSINN. RELIGIÖSE DEVIANZ IN DER FRÜHEN NEUZEIT

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Lucas van Leiden „Lot und seine Töchter“ (Detail) Foto: Roger-Viollet

**/// DIE ANGST VOR DEM  
GÖTTLICHEN ZORN: BESTAND  
DER GEMEINSINN IN  
FRÜHNEUZEITLICHEN STÄDTEN  
DARIN, ANDERSGLÄUBIGE  
UND RELIGIÖS ABWEICHENDE  
AUSZUGRENZEN?**

Hungersnöte oder Seuchen wurden in der Frühen Neuzeit als göttliche Strafe für die Sünden einzelner Personen oder Gruppen gefürchtet. Der Idee nach mussten die Obrigkeiten deshalb jedes Fehlverhalten entschlossen bekämpfen. Das Projekt untersucht den Umgang frühneuzeitlicher Stadtgesellschaften mit religiöser Devianz und die Konsequenzen dieses „Eigensinns“ für die soziale und politische Ordnung der Gemeinwesen. Dabei geht es von einem Spannungsverhältnis zwischen dem Leitbild religiöser Uniformität und der faktischen Existenz vielfältiger Brüche in Konfession und Religiosität der Stadtbewohner aus. Vor diesem Hintergrund sollen die verschiedensten Formen von „Gottlosigkeit“ gemeinsam und vergleichend analysiert werden.

Die politische und soziale Ordnung der alteuropäischen Stadt war durch markante Eigenheiten gekennzeichnet. Politisch unterschied sie sich von ihrem feudalen Umfeld durch die Herrschaft auf Zeit, die durch ein gewähltes Gremium wie den Rat ausgeübt wurde. Die größeren Städte zeichneten sich des Weiteren durch ihre relativ große soziale Heterogenität und Komplexität aus. Diese Eigenheiten erscheinen hinsichtlich der Leitbegriffe des Sonderforschungsbereichs, ‚Gemeinsinn‘ und ‚Transzendenz‘, bedeutsam. Die städtischen Obrigkeiten waren erstens auf einen weitgehenden Konsens über den Inhalt und die Befolgung ihrer hoch differenzierten Statuten angewiesen, die entsprechende Gratifikationen (Friede, Freiheit, Sicherheit) und gemeinschaftliche Werte (Gleichheit, Gemeinwohl) beinhalten mussten, um ein Mindestmaß an Gemeinsinn herzustellen. Aufgrund ihrer Fragilität war die städtische

Ordnung zweitens in besonderem Maß auf eine religiöse Legitimation angewiesen, die sich schon vor der Reformation in einer Kriminalisierung unchristlicher Verhaltensweisen niederschlug. Mit der konfessionellen Spaltung wurde die städtische Ordnung in dieser Hinsicht noch stärker herausgefordert. Politische Eintracht und religiöse Einheit blieben zwar in der Theorie noch lange deren wechselseitig aufeinander bezogene Grundpfeiler, doch stand faktisch die Einheit des Bekenntnisses immer wieder in Frage.

Das Projekt fragt vor diesem Hintergrund nach dem Umgang der städtischen Gemeinschaft mit religiöser Devianz, wobei darunter übergreifend sowohl abweichende christliche Bekenntnisse als auch als „unchristlich“ stigmatisierte Verhaltensweisen von Gruppen und Einzelpersonen verstanden werden. Es nimmt damit bewusst eine andere Perspektive ein als die immer noch vorherrschende Konfessionalisierungsforschung. Vielmehr greift es den soziologischen ‚labeling‘-Ansatz auf, nach dem ein bestimmtes Verhalten erst durch die Stigmatisierung der sozialen Kontrollagenturen einer Gesellschaft als „abweichend“ gekennzeichnet wird. In der vergleichenden Betrachtung sehr verschiedenartiger Formen religiöser Abweichung liegt die Chance, ein übergreifendes Profil städtischer Sanktionspolitiken, ihrer Flexibilität und Rigorosität, ihrer Kontinuitäten und Wandlungen erstellen zu können. Dabei wird die Frageperspektive von der jeweiligen städtischen Gesellschaft her stets ergänzt durch eine Fragerichtung, die das Verhältnis von ‚Eigensinn‘ und ‚Gemeinsinn‘ bei den jeweiligen devianten Akteuren auslotet und von dieser Seite die Bindekraft der sozialen und politischen Normen der städtischen Gemeinschaft austestet.

Forschungspragmatisch untersucht das Projekt – vor dem Hintergrund einer Rekonstruktion der politischen, sozialen und religiösen Normen – die Identifizierung und Sanktionierung religiöser Devianz. Dies geschieht exemplarisch in einer Reihe von mitteleuropäischen Städten, die nach ihrer konfessionellen Ausrichtung ausgewählt wurden. Vor dem Hintergrund quantitativer Querschnitte sollen dabei vor allem gut dokumentierte Konfliktfälle untersucht werden. Übergreifend wird es darum gehen, einschlägige Diskurse und Topoi wie denjenigen vom göttlichen Zorn als drohender Kollektivstrafe für religiöse Abweichung aufzuschlüsseln.

## FORSCHUNGSINTERESSE UND -GEGENSTAND

### DER GÖTTLICHE ZORN UND DIE GEMEINSCHAFT

Ein zentraler Leitgedanke frühneuzeitlicher Ordnungspolitik war die göttliche Kollektivstrafe für das Fehlverhalten Einzelner und damit das unmittelbare Eingreifen einer transzendenten Macht in den Lauf der Welt: Wenn die Obrigkeit ihre Aufgabe vernachlässigte, unchristliches Verhalten entschieden zu bekämpfen, und wenn sie darin durch ihre Untertanen nicht tatkräftig (etwa durch Anzeigen und Denunziationen) unterstützt wurde, dann drohte die göttliche Strafe. Der Schöpfer machte dann die gesamte Gemeinschaft haftbar und

PROF. DR.  
GERD SCHWERHOFF

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen  
des Urheberrechts entfernt.*

### LEHRSTUHL FÜR GESCHICHTE DER FRÜHEN NEUZEIT, TU DRESDEN

Nach dem Studium der Geschichtswissenschaft, der Soziologie und der Pädagogik an den Universitäten Köln und Bielefeld promovierte Gerd Schwerhoff 1989 mit einer Arbeit zur Kriminalitätsgeschichte. Nach seiner Tätigkeit als wissenschaftlicher Assistent folgte 1997 die Habilitation zum Thema „Gott und die Welt herausfordern. Theologische Konstruktion, rechtliche Bekämpfung und soziale Praxis der Blasphemie vom 13. bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts“. Nach zwei Lehrstuhlvertretungen in Bielefeld und Köln war Gerd Schwerhoff von 1998 bis 2000 Heisenberg-Stipendiat der DFG. Seit 2000 ist er Professor, seit 2004 Lehrstuhlinhaber für Geschichte der Frühen Neuzeit an der TU Dresden. Im SFB 537 „Institutionalität und Geschichtlichkeit“ wirkte er als Teilprojektleiter. Zudem war Gerd Schwerhoff von 2002 bis 2009 Sprecher des Europäischen Graduiertenkollegs 625 „Institutionelle Ordnungen, Schrift und Symbole“. Seit 2008 ist er gewähltes Mitglied des Fachkollegiums 102 „Geschichtswissenschaften“ der DFG. Zu seinen Forschungsinteressen gehören die Stadtgeschichte, die Geschichte der Devianz in ihren vielen Facetten (Hexerei, Gewalt, Blasphemie) sowie die Geschichte von Kommunikation und öffentlichen Räumen.

schickte seine Strafen: Hungersnöte und Klimakatastrophen, Seuchen und Kriege. Das klassische alttestamentliche Paradigma für diese Drohung war die Vernichtung des Sündenpfahls Sodom (1 Mose 19). Die Vorstellung dieser „Vergeltungstheologie“ war eine überkonfessionelle Denkfigur der Frühen Neuzeit. In vielen Policeyordnungen erscheint der Schutz der göttlichen Ehre vor der Befleckung durch sündiges Tun als Leitmotiv. Allerdings handelte es sich keineswegs um eine in Raum und Zeit invariante und überall präsente Grundvorstellung. Schon in der Spätantike virulent, lässt sie sich sicher bis zum Schwarzen Tod 1347/8, wahrscheinlich noch weiter ins Mittelalter zurückverfolgen. Erst im 17. Jahrhundert verliert die Leitvorstellung von der göttlichen Kollektivstrafe sehr allmählich an Relevanz. Ihre Ausprägungen, ihre Konjunkturen und die Reichweite ihrer Geltung sind näher zu erforschen. Bei intensiverer Beschäftigung mit den Quellen wird aber auch erkennbar, dass diese Grundnorm durch zahlreiche andere, eher pragmatische Motive relativiert und in Frage gestellt wurde – sonst hätte jede Stadtgesellschaft im Extrem zum fundamentalistischen Gottesstaat mutieren müssen, wie er exemplarisch in Münster 1534/5 und – mit Abstufungen – im Genf Calvins erprobt worden ist. Welche Bedeutung hatten transzendente Legitimationsformen überhaupt für vormoderne Stadtgesellschaften?

#### VOM GEMEINWOHL ZUM GEMEINSINN?

Die sozial- und wirtschaftshistorische Forschung der letzten Jahrzehnte hat die heroische Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts, die im alteuropäischen Bürgertum eine Vorläuferin der eigenen Epoche sah, vom Kopf auf die Füße gestellt. Die Stadt erscheint längst nicht mehr als ein moderner Fremdkörper im feudalen Umfeld. Dennoch bleiben mindestens zwei markante Eigenheiten, die die Stadtgesellschaften von ihrem sozialen Umfeld abhoben. Sozialgeschichtlich zeichneten sich zumindest die größeren unter ihnen durch eine unvergleichlich große Heterogenität aus, was die Herkunft, die soziale Lage und unter Umständen das religiöse Bekenntnis angeht. Zweitens handelte es sich um eine voluntaristische, vertrags- und normgestützte Rechtsgemeinschaft mit allen Konsequenzen persönlicher Freizügigkeit und einem hohen Maß an horizontaler wie vertikaler Mobilität.

Die Heterogenität, Komplexität und damit auch Konfliktträchtigkeit der Stadtgesellschaften hatte einen erhöhten

Regelungsbedarf zur Folge. Die Städte wurden – jedenfalls in Deutschland und Italien – zum Nukleus der ‚guten Policey‘, an deren Vorbild sich später auch der frühmoderne Staat orientierte. Ordnung wurde zu einem großen Teil durch ein flexibles Netz von gesetzten Normen zu sichern versucht, die einem engen kommunikativen Netzwerk von Rat, Korporationen und Bürgern entsprangen. Funktionieren konnte dieses System nur auf der Basis gemeinschaftlich geteilter Leitwerte, die von der historischen Forschung intensiv diskutiert wurden – Werte wie Einheit, Friede, Freiheit und Gleichheit. Gleichsam als Bündelung aller partiellen Grundwerte darf das Gemeinwohl gelten. Zwar handelt es sich beim *bonum commune* kaum um einen spezifisch bürgerlichen Grundwert, jedoch besaß dieser Leitwert in der Stadt einen besonderen Stellenwert, indem er nicht nur als Handlungsmaxime von fürstlichen Herrschern angeführt wurde, sondern als Leitidee für die Handlungen aller Bürger dienen sollte. Inwieweit sich die Gemeinwohlvorstellung in der vormodernen Stadtgesellschaft zum ‚Gemeinsinn‘ verdichtete, verstanden als eine Handlungsressource, um die Bürger in Überschreitung ihrer Partikularinteressen zu Opferleistungen für die Gemeinschaft zu mobilisieren, ist eine der Fragen des Projektes.

#### RELIGIÖSE LEGITIMATIONSPROBLEME EINER HETEROGENEN HEILSGEMEINSCHAFT

Die skizzierte sozial- und verfassungsgeschichtliche Konstellation der vormodernen Stadt hat aber noch eine andere Konsequenz, nämlich die starke Legitimationsbedürftigkeit dieser Sozialformation. Im Gefolge von Max Webers prägnanter Charakterisierung der Stadt als eine Form „nichtlegitimer“ Herrschaft wird vielfach sogar ein regelrechtes Legitimitätsdefizit angenommen. Außer Frage steht jedenfalls, dass städtische Gemeinwesen spezifischer, ihrer politischen Verfassung angemessener Legitimationsformen bedurften. Eine Möglichkeit zur Legitimation war nun die feste Verankerung der Stadt in transzendenten Bezügen, sprich ihre vielfältige religiöse Überhöhung und Verankerung. Die Vision des Gottesstaates, das himmlische Jerusalem, hatte eine Stadt zum Modell, und vielfach waren die irdischen Städte bestrebt, sich dieser Vision anzuverwandeln – sei es durch architektonische Markierungen wie die zwölf Stadttore in Köln, sei es durch die Wahl von mächtigen Stadtpatronen, sei es durch Rituale, die den städtischen Raum mit



*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Holzschnitt Albrecht Dürers zur Erstausgabe von Sebastian Brants Narrenschiff (1494)

göttlicher Kraft aufluden. Die hier angedeutete religiöse Fundierung städtischer Existenz war allerdings nicht statisch. Mit der Aufgabe des klassisch mittelalterlichen Modells im Zuge der Reformation wurde zumindest ein Teil der einschlägigen religiösen Praktiken und Rituale obsolet. Umso mehr wurde allerdings nun von allen Konfessionen normativ die rechte christliche Lebensweise eingeschärft und z. B. in den Präambeln der zeitgenössischen Ordnungen immer wieder der Schutz der göttlichen Ehre beschworen. Unweigerlich musste diese transzendente

Legitimation mit der lebensweltlichen Heterogenität der Stadt in ein Spannungsverhältnis treten. Jedenfalls aber enthielt diese Steigerung und Überhöhung der Gemeinschaft eine Spitze gegen potentielle Störenfriede, gegen Deviante und Kriminelle überhaupt, insbesondere aber gegenüber Formen religiöser Abweichung. War vielleicht die Ausgrenzung religiöser Devianz so etwas wie der Rettungsanker religiöser Fundierung der Gemeinschaft jeder konfessionellen Couleur?

### „GOTTLOSIGKEIT“: RELIGIÖSE DEVIANZ IN DER FRÜHNEUZEITLICHEN STADT

Devianz und somit auch religiöse Abweichung bezeichnet keine Wirklichkeit sui generis, sondern ist nur im Verhältnis zu den herrschenden Normen zu bestimmen. Dabei werden gewisse Verhaltensweisen vom System sozialer Kontrolle, das von informellen Denunzianten bis hin zum formalisierten Kirchen- und Justizapparat reichen kann, entlang dieser Normen als ‚deviant‘ etikettiert. Das Projekt nimmt ganz bewusst diese Blickrichtung ‚vom Zentrum her‘ ein und beschäftigt sich mit der ganzen Bandbreite von „Gottlosigkeit“ in Form schwerer Kriminalität ebenso wie in Gestalt leichter Ausprägungen ‚unchristlichen‘ Verhaltens, ohne deren Verschiedenartigkeit zu verkennen. Darin liegt eine Chance, um einen differenzierten Zugang zum Ordnungsgefüge der Stadtgesellschaften zu erlangen. Auch die bewusst zuspitzende Sammelbezeichnung der ‚Gottlosigkeit‘ für das gesamte Spektrum religiöser Devianz bezieht ihre Pointe von ihrem Ausgangspunkt, dem Ideal einer einheitlichen städtischen Heilsgemeinschaft her. Gottlosigkeit bedeutet in diesem Zusammenhang nicht einfach den Mangel an Gottesglaube (das nur in Ausnahmefällen), sondern ist die Abkürzung für ein Leben ohne oder gar gegen Gott, das – in unterschiedlicher Intensität und Dramatik – einen Ehebrecher ebenso auszeichnete wie einen Selbstmörder, einen notorischen Flucher ebenso wie einen Angehörigen der ‚falschen‘ Konfession.

Generell wird man das Untersuchungsfeld in zwei grobe Bereiche unterteilen können, zwischen denen freilich vielfältige Überschneidungs- und Berührungspunkte bestehen: auf der einen Seite geht es um den Bereich abweichender christlicher Konfessionen, auf der anderen Seite um diejenigen Verhaltensweisen und Äußerungen, die konfessionsübergreifend als unchristlich und damit



gottlos empfunden wurden. Was den ersten Bereich angeht, so wurde mit der Etablierung der Hauptrichtungen christlicher Konfessionen im 16. Jahrhundert der Alleinvertretungsanspruch der römischen Orthodoxie faktisch gebrochen, wobei aus Sicht der römischen Kirche natürlich alle Glaubensabweichung Häresie blieb. Auch wenn die protestantischen Denominationen ihren selbstverständlichen Alleinvertretungsanspruch weniger dogmatisch fundieren konnten, so vertraten sie ihn doch oft ebenso und sanktionierten abweichende Bekenntnisse mitunter scharf. Entschiedener ausgegrenzt wurden jene kleineren Sekten und Gruppen, die nicht unter dem Schutz des Augsburger Religionsfriedens standen: Täufer, Schwenckfeldianer und andere sog. ‚Schwärmer‘.

Der zweite große Bereich der „Gottlosigkeit“, jenes Feld unchristlichen Verhaltens und/oder unchristlicher Meinungsäußerungen, war womöglich noch weitläufiger und heterogener als der erste. Nach Ansicht zeitgenössischer Gelehrter konnte jedes Fehlverhalten zugleich Verbrechen bzw. Vergehen und Sünde sein: Das betraf das engere Feld der Religionsvergehen wie Blasphemie oder Sakrilegien ebenso wie die Magie und Hexerei oder das große Feld der Sitten- und Sexualdelikte wie Prostitution, Kuppelei oder insbesondere die schon begrifflich als gottlos stigmatisierte Sodomie. Aber auch weniger spektakuläre Varianten religiöser Abweichung sind signifikant. Oft beklagten die frühneuzeitlichen Autoritäten z. B. eine unkonventionelle Lebensführung fern religiöser Lebensnormen. Übelhausen und Trunksucht, beleidigendes Verhalten und Gewalttätigkeit gerannen nach deren Auffassung gleichsam zu einem insgesamt gottlosen Habitus. Ein Anzeichen für Gottlosigkeit konnte z. B. das in Visitationen monierte Fernbleiben vom Abendmahl oder vom Gottesdienst überhaupt sein. Dass sie aber auch als Ausdruck von innerer Friedlosigkeit verstanden werden konnten, die ihre Ursache in gesteigerter Sensibilität für religiöse Normen hatte, macht deutlich, wie unterschiedlich die zugrunde liegenden Vorstellungen von ‚Heilsgemeinschaft‘ sein konnten.

#### OBRIGKEITLICHE MORALPOLITIK UND DER EIGENSINN DER AKTEURE

Insbesondere gilt das Augenmerk des Projektes den Officialdelikten, mithin also jenen Vergehen ohne individuelle Opfer. Auf diesen Feldern mussten die Obrigkeiten selbst tätig werden, um ihren religiös-moralischen Normen Gel-

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Michael Ostendorfer „Steinigung des Blasphemikers auf göttlichen Geheiß“ (1554). Illustration zu den Zehn Geboten im Regensburger Catechismus. [Abbildung: F. W. H. Hollstein: German Engravings, Etchings and Woodcuts 1400-1700, Bd. 30, Amsterdam 1991, S. 225 \(3\).](#)

tung zu verschaffen und Normbrüche zu sanktionieren, weil Anzeigen direkt Geschädigter in der Regel ausblieben (Denunziationen aus ‚moralischen‘ wie aus interessegeleiteten Gründen aber sehr wohl an der Tagesordnung waren). Es handelt sich mithin um die markantesten Handlungsfelder einer religiös inspirierten Moralpolitik, die auf eine Purifizierung der Gesellschaft zielte. In diesem Zusammenhang verweisen die zeitgenössischen Normen immer wieder auf den Schutz der Ehre Gottes und seiner Gebote als zentrales Ziel. Das geschieht etwa beim Vorgehen gegen gotteslästerliche Schwüre und Flüche sowie gegen blasphemische Reden überhaupt, gleich ob sie auf die Verletzung des konfessionellen Gegners zielten oder als generell unchristliche Äußerungen kategorisiert werden müssen. Zumindest in Einzelfällen können diese

Äußerungen als Indikator für eine Distanz zu zentralen Glaubensinhalten der Konfessionskirchen, ja als Unglauben gelesen werden. Diese von entschiedener Kriminalisierung bedrohten Formen von religiöser Devianz aufzuspüren, verspricht interessante Einblicke in das gesamte Spektrum möglicher Abweichung von christlichen Grundüberzeugungen.

Hier deutet sich an, dass der Blick vom Zentrum her durch eine differenzierte Analyse der abweichenden Akteure ergänzt und vervollständigt werden muss. Deren ‚Eigensinn‘ bestand übereinstimmend darin, sich den obrigkeitlichen Normen nicht zu fügen, nahm aber im Übrigen ganz unterschiedliche Prägungen an: Prima facie lässt sich auch hier eine grobe Zweiteilung erwarten zwischen denjenigen, die abweichende Bekenntnisse vertraten und solchen, die wegen unchristlichen Verhaltens im weiteren Sinn sanktioniert wurden: Erstere mochten in der Regel eher durch eine eigene Gruppe, vielleicht eine Subkultur gestützt werden und sogar eine eigene Gegen-Ordnung ausbilden; letztere dürften als Einzeltäter zunächst nicht unbedingt einen Eigensinn ‚für sich‘ ausgeprägt haben. Aber diese sehr vorläufige Unterscheidung wird sicherlich zu differenzieren sein. Darauf deutet z. B. die Figur des Gotteslästerers hin, der im konfessionellen Kontext eben für die einen einen Blasphemiker, für die anderen einen wirklich Gottgefälligen darstellen konnte (denken wir nur an den Bildersturm). So könnte zumindest ein Teil der Abweichler als typische Figuren der Überschreitung einer Ordnung und deren Neujustierung das Panoptikum der Transzendenz-Figuren um die heroischen Glaubensabweichler bereichern.

#### **DAS ZIEL: EINE VERGLEICHENDE ANALYSE STÄDTISCHER ORDNUNGSKONZEPTIONEN**

Dass Ordnungsformationen im Spiegel ihrer Brüche und Abweichungen am besten zu beobachten sind, darf seit Durkheim als Gemeinplatz gelten. Das bedeutet aber nicht, Ordnung als einen monolithischen Block zu begreifen. Vielmehr wird es darauf ankommen, die konkreten Träger dieser Ordnung differenzierend in den Blick zu nehmen: Korporationen wie Zünfte und Bruderschaften ebenso wie Nachbarschaften und Kirchspiele, bis hinunter zu den Familienverbänden. Die Nutzung religiöser Argumente für nachbarschaftliche Interessen konnte ebenso eine prinzipielle Handlungsvariante sein wie umgekehrt die Relativierung und Entschuldigung religiöser Abweichung aus dem Geist gutnachbarschaftlichen Umgangs. Das Fernziel des Projektes ist es, eine Typologie von religiöser Devianz ebenso zu gewinnen wie eine Typologie des Umgangs städtischer Obrigkeiten und Gesellschaften mit diesen Abweichungen. Letztlich können derartige Untersuchungen einen Beitrag zur vieldiskutierten Frage liefern, ob die Konfessionalisierung unmittelbar eher zu einer Fundamentalverchristlichung führte – ob die religiösen Transzendenzbezüge also noch einmal verstärkt wurden – oder ob sie eher auf einen Substanzverlust religiöser Normen hinauslief und welche – möglicherweise ebenfalls unverfügbar gestellten – alternativen Normen und Werte dann den Gemeinsinn der Stadtgesellschaft sichern konnten.

#### **LITERATUR**

SCHWERHOFF, Gerd: Die alltägliche Auferstehung des Fleisches. Religiöser Spott und radikaler Unglaube um 1500, in: Historische Anthropologie 12 (2004), S. 309-337.

SCHWERHOFF, Gerd: Zungen wie Schwerter. Blasphemie in alteuropäischen Gesellschaften 1200-1650 (Konflikte und Kultur – Historische Perspektiven Bd. 12), Konstanz 2005.

SCHWERHOFF, Gerd: Justice et honneur. Interpréter la violence à Cologne (XVe-XVIIIe siècle), in : Annales. Histoire, Sciences sociales 62 (2007), S. 1031- 1061.

RAU, Susanne/ SCHWERHOFF, Gerd (Hg.): Topographien des Sakralen. Räumliche Dimensionen religiöser Kultur in der Vormoderne, Hamburg 2008.

SCHWERHOFF, Gerd: Die Inquisition. Ketzerverfolgung in Mittelalter und Neuzeit, München 2009.

#### **MITARBEITER/-INNEN**

Tim Holmer Deubel, M.A.

Dr. Alexander Kästner

Eric Piltz, M.A.

Annette Scherer, M.A.

## GEMEINSINNSDISKURSE UND RELIGIÖSE PRÄGUNG ZWISCHEN SPÄTAUFKLÄRUNG UND VORMÄRZ (CA. 1770 – CA. 1848)

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Christian Friedrich Gille: Erntearbeiter vor Dresden (1866)

Foto: [Galerie Neue Meister, Staatliche Kunstsammlungen Dresden](#)

**//** DAS TEILPROJEKT FRAGT NACH DER RELIGIÖSEN HERLEITUNG VON HANDLUNGSORIENTIERUNGEN IN DER SPÄTAUFKLÄRUNG.

Die Spätaufklärung – nicht nur aufs 18. Jahrhundert beschränkt, sondern bis ins 19. Jahrhundert erfasst – wird gemeinhin mit dem Prozess der Säkularisierung enggeführt. Das Teilprojekt G indes thematisiert die religiöse Herleitung von Handlungsorientierungen, öffentlichem Wirken und privater Lebensführung alter und neuer Funktionsebenen an der Wende von der Vormoderne zur Moderne, in der so genannten Sattelzeit. Es sollen Kontinuitäten und Brüche von religiösen Transzendenzbezügen im Handeln des Adels, der Geistlichkeit, der reformorientierten Bürokratie und des Wirtschaftsbürgertums zwischen ca. 1770 und 1848 analysiert werden.

Die Aufklärung gilt gemeinhin als eine Epoche, in der sich der Stellenwert der Religion im Leben der Menschen verringerte, zumindest aber ein grundlegender Wandel in der Geltung des Religiösen stattfand. Konzepte wie Säkularisierung, Dechristianisierung, Entkirchlichung oder Enttheologisierung stellen Versuche dar, dieses Phänomen an der Wende von der Vormoderne zur Moderne zu beschreiben. Ungenügend erscheinen diese Beschreibungen

gen insofern, als sie den Eindruck erwecken, die religiöse Prägung der Zeitgenossen habe sich regelrecht verflüchtigt. Die anhaltende Bedeutung der Religion für die Handlungsorientierung der Menschen bleibt so in der Regel unberücksichtigt.

Das Teilprojekt hinterfragt diese Befunde kritisch, indem es Synergien von Aufklärung und Religion am Übergang von der Vormoderne zur Moderne untersucht. Die Epoche der Aufklärung wird dabei bewusst nicht mit dem 18. Jahrhundert enggeführt. Vielmehr soll der Überhang der Spätaufklärung ins 19. Jahrhundert sichtbar gemacht werden, der schon alleine daran erkennbar ist, dass erst in der so genannten Reformzeit in zahlreichen deutschen Ländern jene Persönlichkeiten in Schlüsselpositionen gelangten, die im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts im Geiste der Spätaufklärung akademisch sozialisiert worden waren.

Diesen intellektuellen Prägungen werden das Fortleben hergebrachter Muster von Frömmigkeit ebenso wie Phänomene der Wiederbelebung des Religiösen durch kirchliche Erneuerungs- und Erweckungsbewegungen zugeordnet. Überdies beschäftigt sich das Teilprojekt mit dem Nebeneinander der Konfessionen in der zweiten Hälfte des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Untersucht wird dabei auch, wie sich konfessionskulturelle Kodierungen teilweise aus ihren kirchlichen Kontexten herauslösten und – beeinflusst durch die Ideen der Aufklärung – nun ein verallgemeinertes, gleichsam „säkularisiertes“ Dasein führten. Für die Analyse wird das Zusammenspiel von transzendenten Weltdeutungs- und gemeinwohlorientierten Handlungskonzepten am Beispiel ausgewählter Funktionsebenen in den Blick genommen, die in der Zeit zwischen dem Siebenjährigen Krieg (1756-1763) und dem Revolutionsjahr 1848 in Sachsen bzw. in Mitteldeutschland gewirkt haben. Neben dem Adel und der Geistlichkeit, als den althergebrachten Eliten der ständischen Gesellschaft, werden exemplarisch auch Vertreter der reformorientierten Bürokratie und des neu aufstrebenden Wirtschaftsbürgertums betrachtet. Sachsen und der mitteldeutsche Raum bieten für diese Fragestellung ein reiches Untersuchungsfeld. So war die Stadt Leipzig im 18. und 19. Jahrhundert der Zentralort des deutschen Buchhandels. Hier wurden die Weichenstellungen für die Popularisierung der Ideen der Aufklärung vorgenommen. Daneben war Dresden an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert Treffpunkt fast aller wichtigen Romantiker, so dass dort die politisch-intellektuellen Umbrüche besonders gut greifbar sind. Und nicht zuletzt vollzog sich in Sachsen früh und paradigmatisch der Übergang ins Industriezeitalter, d.h. es mussten zeitig Antworten auf den beschleunigten ökonomischen Wandel und die durch ihn ausgelösten sozialen Verwerfungen, mentalen und ökologischen Probleme gefunden werden.

## VORMODERNE UND MODERNE IM ÜBERGANG VOM 18. ZUM 19. JAHRHUNDERT

Die Geschichtswissenschaft hat die Wende von der Vormoderne zur Moderne als so genannte „Sattelzeit“ beschrieben. Diese Übergangsphase

PROF. DR.  
WINFRIED MÜLLER

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen  
des Urheberrechts entfernt.*

## LEHRSTUHL FÜR SÄCHSISCHE LANDESGESCHICHTE, TU DRESDEN

Nach seinem Studium der Geschichte, Germanistik und Politikwissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität in München promovierte Winfried Müller 1983 mit einer universitätsgeschichtlichen Arbeit zur Aufhebung des Jesuitenordens. Anschließend folgte eine Tätigkeit als wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Bildungs- und Universitätsgeschichte der Universität München. Nach der Habilitation mit einer Studie zur Schulpolitik in der amerikanischen Besatzungszone und Vertretungsprofessuren in München und Bonn kam Winfried Müller 1999 als Lehrstuhlinhaber für Sächsische Landesgeschichte an die TU Dresden. Seit 2000 ist er gleichzeitig Direktor des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde. Im SFB 537 „Institutionalität und Geschichtlichkeit“ war er von 2001 bis 2008 mit einem Projekt zur historischen Jubiläumskultur beteiligt.

wird im Allgemeinen auf die Jahre zwischen 1750 und 1850 datiert. Der Siebenjährige Krieg (1756-1763), die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Amerika (1776), die Französische Revolution (1789-1799), die napoleonische Hegemonie (1799-1815), das Ende des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation (1806) und der Zerfall der Ordnung der altständischen Gesellschaft sowie der Beginn der Industrialisierung sind die zentralen Entwicklungslinien dieser Epoche. Grundlegende politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Umbrüche kennzeichnen also die Sattelzeit.

Nun werden die zweite Hälfte des 18. und die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts in der historischen Theorie zwar oft als eine Einheit angesehen, in der Forschungspraxis spiegelt sich die Geschlossenheit dieser Periode allerdings kaum wider. Vielmehr zerfällt sie zumeist in zwei Hälften, deren erste von den bis ca. 1800 zuständigen Frühneuzeithistorikern, die zweite hingegen von den Erforschern des 19. Jahrhunderts behandelt wird. Insbesondere die 1790er Jahre liegen dabei ein Stück weit in einem von beiden Epochendisziplinen eher vernachlässigten toten Winkel. Gegen dieses Vorgehen kann eingewandt werden, dass es zu einer Überbetonung der Brüche in der Zeit um 1800 führt. Deutliche Zäsuren können zwar nicht bestritten werden, indes verdeckt die Forschungssituation doch zahlreiche Kontinuitäten zwischen den beiden Jahrhunderthälften von 1750 bis 1850. Ein solcher Überhang vom 18. ins 19. Jahrhundert wird beispielsweise deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, wie viele Persönlichkeiten, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den deutschen Ländern Schlüsselpositionen besetzten, im ausgehenden 18. Jahrhundert im Geiste der Aufklärung sozialisiert und akademisch geschult worden sind. Mit der Untersuchung der gesellschaftlichen Praxis von Glauben und Religion in der Transformationsperiode des Übergangs vom 18. zum 19. Jahrhundert geht das Teilprojekt einer solchen Kontinuitätslinie nach.

## BEFUNDE ZUR SÄKULARISIERUNG

Der Untersuchungszeitraum wird gemeinhin primär unter der Prämisse der Zurückdrängung theologischer Deutungskonzepte analysiert, wie sie mit der Popularisierung der Ideen der Aufklärung einherging. Im Beziehungsgefüge von Transzendenz und Gemeinsinn

scheinen sich in den Jahren zwischen 1750 und 1850 grundlegende Veränderungen vollzogen zu haben.

Das Phänomen des Bedeutungswandels der Religion für das Leben der Menschen im Aufklärungszeitalter lässt sich im Wesentlichen auf rationale Formen der Welterklärung zurückführen, die sich u.a. von dem veränderten naturwissenschaftlichen Weltbild der Epoche ableiteten. Den Methoden der Beobachtung, der Erfahrung und Erprobung kam im Verlauf des 18. Jahrhunderts ein beständig zunehmender Stellenwert bei der Beschreibung natürlicher Phänomene zu. Eine Begleiterscheinung dieses Siegeszuges der empirischen Erforschung der Natur war die fortschrittsoptimistische Überzeugung, dass die wissenschaftliche Naturbeherrschung zu einer allgemeinen Verbesserung der Lebensverhältnisse führen würde. Zugleich wurde das von den Naturwissenschaften ausgehende Fragen und Suchen nach dem, was die Welt im Innersten zusammenhält, auch auf die Mechanismen des Zusammenlebens der Menschen im Staat ausgedehnt. Folgerichtig setzte sich die politische Philosophie der Zeit mit der Vorstellung eines Naturzustandes – in dem die Menschen ursprünglich gelebt hätten – und der Frage nach dessen Überwindung durch die Entstehung von Staaten auseinander. Fixpunkt war hier die Vertragstheorie, bei der die Treue- und Gehorsamspflicht des seiner Beherrschung zustimmenden Volkes und eine gemeinwohlorientierte Pflicht des Herrschers zur Vertragstreue miteinander korrelierten. Der Bilateralität war also die Auffassung von der Herrscherpflicht und der Vorstellung vom Fürsten als dem ersten Diener des Staates immanent. Für die Untersuchung des Beziehungsgefüges von Transzendenz und Gemeinsinn in der zweiten Hälfte des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist diese Beobachtung insofern zentral, als die politische Ordnung nicht länger als gottgegeben galt, sondern als etwas von den Menschen selbst Organisiertes und damit Veränderbares. Die Ausdifferenzierung der Vertragstheorie in der Aufklärungsepoche kann insofern als ein Indiz dafür gedeutet werden, dass Herrschafts- und politische Ordnungsvorstellungen insgesamt nicht mehr religiös begründet wurden.

Vergleichbare Überlegungen lassen sich auch in anderen Lebenszusammenhängen nachweisen. Im ausgehenden 18. Jahrhundert galt beispielsweise der das

***Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.***

Der dem gehobenen sächsisch-protestantischen Bürgertum entstammende Hermann Schulze-Delitzsch (1808-1883) fand im gemeinsinnigen Konzept der Genossenschaft eine mögliche Antwort auf die sozialen Folgen der Industrialisierung, das sich zu einem bis heute praktizierten Prinzip der Selbsthilfe entwickelte.

Abbildung: Die Gartenlaube 11 (1863), S. 517.

friedliche Zusammenleben in der bürgerlichen Gesellschaft bedrohende Streit der Konfessionen als ein historisch gewachsenes und durch die Vernunft zu behebbendes Phänomen. Indem die konfessionskirchlichen Ausformungen des Christentums als Adiaphora aufgefasst wurden, die sich beim Verlassen des Naturzustandes und der Etablierung unterschiedlicher politischer Ordnungssysteme ergeben hatten, wurden Außenphänomene des Kultus in den Rang von Sekundärphänomenen gerückt, die der primären Pflicht des Menschen zur Einhaltung des Sittengesetzes nachgeordnet waren. Von der damit verbundenen Elaborierung einer alle Menschen verbindenden „natürlichen Religion“ gingen kräftige Impulse für die theoretische Fundierung der religiösen

ösen Toleranz und einer auf Sittlichkeit und Humanität basierenden allgemeinen Glückseligkeit aus.

## FORSCHUNGSINTERESSE UND -ANSATZ

Die Philosophie, die Theologie, die Soziologie und auch die Geschichtswissenschaft haben versucht, diesen Wandel als Säkularisierung, Enttheologisierung, Dechristianisierung oder Entsakralisierung zu beschreiben. Im Unterschied zu diesen Konzepten zieht das Teilprojekt aus diesem Befund nicht den Schluss, dass sich der Eudämonismus der Aufklärung unabhängig von den religiösen Überzeugungen der Zeitgenossen entwickelt habe. Vielmehr wird von der Annahme ausgegangen, dass auch in der zweiten Hälfte des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vielfältige Synergieeffekte zwischen religiösen Transzendenzbezügen und gesellschaftlichem wie privatem Handeln existierten, dass also keineswegs von einer postreligiösen Epoche ausgegangen werden kann.

Vor diesem Hintergrund soll das private und öffentliche Handeln ausgewählter gesellschaftlicher Funktionsebenen auf seine religiöse Prägung hin analysiert werden. Im Zentrum des Vorhabens steht die Frage: Welche Rückwirkungen auf die Lebensführung und die gesellschaftliche Verantwortung ergaben sich aus den individuellen oder durch Gruppenzugehörigkeit bestimmten religiösen Überzeugungen der Handlungsträger? Dabei soll der Blick insbesondere auf religiöse Reformbestrebungen des 18. Jahrhunderts gerichtet werden. Ihre Vertreter verbanden – abseits der Kirchenbindung, die sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts gelockert hatte – religiöse Praxis und gemeinsinniges Handeln miteinander. Zu verweisen ist hier vor allem auf den Pietismus, der einer als erstarrt und oberflächlich angesehenen Kirchenfrömmigkeit eine Glaubensvorstellung entgegensetzte, wonach individuelle Frömmigkeit, sittlicher Lebenswandel und tätige Nächstenliebe Hand in Hand gehen sollten. Begleiterscheinung dieses Phänomens war ein grundstürzender Wandel der Daseinswahrnehmung, der sich in etwa folgendermaßen beschreiben lässt: Normen und Maximen der Lebensführung wurden im Prozess der Aufklärung nicht länger aus einer als verbindlich angesehenen Lehre der Kirche abgeleitet, sondern aus dem Gewissen als einer von religiösen Wertvorstellungen mitgeprägten innerlichen Beurteilungsinstanz in Verantwortung gegenüber anderen Menschen und sich selbst.



## FORSCHUNGSVORHABEN

Mittelfristig soll in sechs Arbeitsschwerpunkten der Zusammenhang von religiöser Prägung und individueller Lebensführung verdeutlicht werden.

1. Der Arbeitsbereich „Staatsreform im Spannungsfeld von Aufklärung und Pietismus. Das sächsische Rétablissement 1762 bis ca. 1830“ geht der Verknüpfung von individueller Frömmigkeit und Reformeifer im politisch-sozialen Bereich in der Sattelzeit nach. Unter dieser Fragestellung wird das Programm zum Wiederaufbau und zur Reform des vom Siebenjährigen Krieg schwer getroffenen Sachsens untersucht. Dabei werden die Initiatoren des Programms, die mit den Theoretikern der Aufklärung vertraut waren und teilweise Verbindungen zum Pietismus aufwiesen, in Beziehung zum ebenfalls an der Reform beteiligten, seit 1697 katholischen sächsischen Hof gesetzt. Außerdem wird die Rolle der lutherisch geprägten sächsischen Landstände bei der Reform untersucht. Betrachtet werden soll, wie das Reformprogramm beeinflusst durch die religiöse Prägung der Akteure formuliert, bei seiner Umsetzung verändert und welche Bestandteile der Reform durch die Nachkommen der Initiatoren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fortgeführt wurden.

2. Im Arbeitsschwerpunkt „Adeligkeit, Transzendenz und Gemeinsinn. Biographische Fallstudien zur personalen Konstituierung von Welt- und Jenseitsvorstellungen“ soll untersucht werden, wie sich Gemeinsinns- und Transzendenzvorstellungen Adelliger auf der persönlichen Ebene herausbildeten, stabilisierten und umformten. Von besonderem Interesse ist dabei auch das Verhältnis dieser Vorstellungen zum Selbstverständnis der einzelnen Personen als Adelige. Vormoderne Religionskonzepte legitimierten den gestuften Aufbau der Gesellschaft in einzelne Stände. Sie rechtfertigten die privilegierte Positionierung des Adels mit dem Verweis auf die gottgewollte Ordnung. Zu erforschen gilt es, welche Veränderungen im Selbstbild einzelner Adelliger sich aus dem Abhandenkommen der religiösen Bezüge der Gesellschaftsordnung ergaben.

3. Mit den Pfarrern widmet sich der Arbeitsschwerpunkt „Zwischen Transzendenz und Gemeinsinn. Das lutherische Pfarrhaus und der Wandel um 1800“ einer genuin religiös geprägten Gruppe, für die in der „Sattelzeit“ weitreichende kulturelle Interessen, insbesondere an Litera-

tur, Kunst oder Wissenschaft, charakteristisch waren. In engem Zusammenhang damit stand ein ausgeprägtes gesellschaftliches und gemeinnütziges Wirken. Bei vielen Pfarrern des ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhunderts ist ein aktives Engagement zur Verbesserung der allgemeinen Lebensverhältnisse zu erkennen. Das Bemühen um den gemeinen Nutzen kann als Teil ihres Amtsverständnisses gesehen werden. Diese Aktivitäten, die sich in zahlreichen Veröffentlichungen vieler Pfarrer niederschlugen, sollen näher untersucht und insbesondere auf ihre Motive hin befragt werden.

4. Der Arbeitsschwerpunkt „Gemeinsinn und konkurrierende Transendenzen. Religiöse Pluralisierung als gesellschaftliches Problem“ setzt sich mit der Frage nach dem Verhältnis der Konfessionen in Sachsen in der zweiten Hälfte des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auseinander. Verstand sich das Kurfürstentum am Ende des 17. Jahrhunderts noch als Mutterland der Reformation und Führungsmacht des deutschen Protestantismus, so sorgte der Übertritt des sächsischen Kurfürsten Friedrich August I. 1697 zum Katholizismus für erhebliche Irritationen bei seinen Untertanen. Hinzu kam die Ansiedlung von Vertretern der reformierten (calvinistischen) Konfession und Angehörigen des jüdischen Glaubens. Diese Entwicklung wurde von vielen Sachsen seinerzeit als Bedrohung des politisch-sozialen Ordnungsgefüges im Kurfürstentum wahrgenommen und führte auch während der „Sattelzeit“ immer wieder zu Konflikten. Von besonderem Interesse ist dabei die Verlagerung des Konfessionskonflikts von der religiösen in die politische Sphäre in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

5. Das Beziehungsgefüge von Transzendenz und Gemeinsinn im Bereich der Wirtschaft in Mitteldeutschland thematisiert der Arbeitsschwerpunkt „Protestantischer Gemeinsinn in der mitteldeutschen Arbeits- und Lebenswelt“. Bekanntlich vollzog sich der Übergang zu neuen Wirtschafts- und Produktionsformen in Sachsen vergleichsweise früh. Insbesondere die sozialen Folgen dieses Prozesses führten schnell zu Reaktionen vor allem privater Initiativen, die zahlreiche religiöse Bezüge aufweisen. Dazu gehörte zum einen die Bildung von Genossenschaften als gemeinwirtschaftliche Einrichtungen mit einer bürgerlich-aufklärerisch geprägten Bildungsorientierung. Zum anderen lassen sich in Mitteldeutschland Initiativen für christliche Unternehmen nachweisen, deren



*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Seit Aristoteles galt die Biene als Inbegriff von Sauberkeit und Arbeitsfleiß und der Bienenstaat als Gleichnis eines idealen und wohlgeordneten Staatswesens. Einige der nach Ende des Siebenjährigen Krieges in Sachsen entstandenen wissenschaftlich-ökonomischen Sozietäten wählten die Biene beziehungsweise den Bienenkorb zur Symbolisierung ihrer gemeinnützigen Anliegen. [Quelle: Abhandlungen der physikalisch-ökonomischen Bienen-gesellschaft Oberlausitz, Dresden 1767, SLUB Dresden / Deutsche Fotothek, Aufnahme: Business Graphics Datentechnik GmbH](#)

Vorstellungen zur Unternehmensführung ebenso religiös geprägt waren wie die damit einhergehende betriebliche Sozialpolitik. Einzelne Beispiele solcher Einrichtungen sollen näher untersucht und mit Hilfe der Ansätze des „sozialen Protestantismus“ analysiert werden.

6. Während die übrigen Arbeitsschwerpunkte die religiöse Prägung des öffentlichen Wirkens ausgewählter Funktionseliten thematisieren, setzt sich der Arbeitsbereich „Transzendenz und Gemeinsinn im Refugium. Adelige Parks, Pfarr- und Fabrikgärten im mitteldeutschen Raum ca. 1770 bis ca. 1840“ mit den religiösen Bezügen privater Rückzugsräume auseinander. Eine zentrale Rolle nehmen dabei die in Sachsen in großer Zahl angelegten Parks und Gärten von Adelsfamilien ein, die durch konkretes soziales Engagement wie die Anlage einer „Armenpromenadenkasse“ oder durch politische Symbole wie Verfassungssäulen Gemeinsinnigkeit indizierten. Zugleich geht es dabei aber auch um Zeichensysteme, die den Garten bzw. die Natur als Transzendenzort auswiesen. Angesprochen sind damit sowohl adelige Anlagen, die mit ihren Symboliken wie Tempeln und Pyramiden u.a. auf freimaurerisch-esoterische Transzendenzbezüge verwiesen, als auch die Gärten der protestantischen Pfarrhäuser Mitteldeutschlands in ihrer Doppelfunktion als Nutz- und Transzendenzorte.

## LITERATUR

MÜLLER, Winfried: Die Aufklärung, München 2002 (Enzyklopädie deutscher Geschichte 61).

MÜLLER, Winfried: Konfession als unsichtbare Ordnungsmacht. Konfessionskulturelle Ausprägungen und Differenzen historischer Erinnerungskonstruktionen, in: MELVILLE, Gert (Hg.): Das Sichtbare und das Unsichtbare der Macht. Institutionelle Prozesse in Antike, Mittelalter und Neuzeit, Köln, Weimar, Wien 2005, S. 45-66.

MÜLLER, Winfried: Zwischen Stagnation und Modernität: Sachsens Weg zur Verfassung von 1831, in: SCHMID, Alois (Hg.): Die bayerische Konstitution von 1808. Entstehung – Zielsetzung – Europäisches Umfeld, München 2008, S. 179-209.

MATZERATH, Josef: Adelsprobe an der Moderne. Sächsischer Adel 1763 bis 1866. Entkonkretisierung einer traditionellen Sozialformation, Stuttgart 2006.

ROSSEAUX, Ulrich: Das bedrohte Zion. Lutheraner und Katholiken in Dresden nach der Konversion August des Starken (1697-1751), in: LOTZ-HEUMANN, Ute u.a. (Hg.): Konversion und Konfession in der Frühen Neuzeit, Gütersloh 2007, S. 212-235.

## MITARBEITER

Lutz Bannert, M.A.

Dr. Stefan Dornheim

Sylvia Drebingner

Prof. Dr. Josef Matzerath

Emanuel Priebst

Marcus Sachse, M.A.

Swen Steinberg, M.A.

## DEMOKRATISCHE ORDNUNG ZWISCHEN TRANSZENDENZ UND GEMEINSINN

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des  
Urheberrechts entfernt.*

Nicolas-Henri Jeaurat de Bertry: Jean-Jacques Rousseau et les symboles de la Révolution (1794), Foto: Roger-Violet

**/// WAS HÄLT DEMOKRATISCHE  
ORDNUNGEN ZUSAMMEN?  
LEBEN SIE VON VORAUSSETZUNGEN  
UND RESSOURCEN, ÜBER DIE SIE  
NICHT VERFÜGEN KÖNNEN?**

Der moderne demokratische Verfassungsstaat lebt nicht aus sich heraus: seine Legitimität und Akzeptanz sind begründungsbedürftig. Untersucht werden ausgewählte historische Begründungsdiskurse (16. bis 19. Jahrhundert) und Gründungs-, Krisen- und Wiederbegründungsphasen moderner demokratischer Ordnungen in Europa und den USA (20./21. Jahrhundert).

Der demokratische Verfassungsstaat gilt in der Moderne als die säkulare Antwort auf die Frage nach der Legitimation und Gestaltung politischer Ordnungen. Moderne politische Ordnungen leben aber mit dem Paradox, dass sie zwar – in der eigenen Wahrnehmung – auf Autonomie und Selbstgesetzgebung beruhen, dabei aber zu ihrer eigenen legitimatorischen Begründung auf Voraussetzungen und Ressourcen zurückgreifen müssen, über die sie nicht oder nur bedingt verfügen können. Tugend- und Moraldiskurse, Praktiken der Sakralisierung und Zivilreligiosität, politische Deutungszusammenhänge von Staatsräson und historischer Mission bezeichnen mannigfache, zum Teil verdeckte, zum Teil offene, Verweisungszusammenhänge auch moderner politischer Ordnungen. Hinter diesen Diskursen verbergen sich vielfältig miteinander verschränkte, sich wechselbezüglich konstituierende Gemeinsinns- und Transzendenzbehauptungen.

Das Teilprojekt nimmt damit ein Grundproblem politischer Vergemeinschaftung und Herrschaft in den Blick: von der Rolle der Religion, der Funktion von Leitkulturen und Patriotismen bis hin zu Fragen von Wertordnungen, Zivilität und bürgergesellschaftlichem Engagement. Das spezifische Interesse dieses Teilprojektes ist es, zu zeigen, wie die

verschiedenen Modi von Transzendenz und Gemeinsinn in ihrer jeweiligen Verschränkung in historischen Begründungsdiskursen und den Gründungs-, Krisen- und Wiederbegründungsphasen moderner demokratischer Ordnungen zusammenspielen und dabei Bindungen, Verpflichtungen und Kohäsionsannahmen erzeugen, die für politische Gemeinwesen konstitutiv zu sein scheinen. Das soll zum einen im neuzeitlichen Diskurs über die Begründungs- und Rationalitätsannahmen moderner politischer Ordnung gezeigt werden: Hier verschwinden zwar im Paradigma vertragstheoretischer oder marktliberaler Rationalitäten die „großen“ religiösen Transendenzen. Sie werden aber durch – ebenfalls auf Transzendierungsformen beruhenden – Gemeinnsinnsbehauptungen, den „Bürgersinn“, die „Bürgertugend“ oder die *religion civile* hier, sowie den „Wohlstand aller“, den „öffentlichen Nutzen“ oder die *invisible hand* dort, ersetzt. Das soll zum anderen in ausgewählten Fallstudien an den Schlüsselperioden moderner konstitutioneller und demokratischer Ordnungen Englands, der USA, Frankreichs und Deutschland, dem Übergang der Weimarer Republik in den nationalsozialistischen Totalitarismus, die Etablierung des Sozialismus in der DDR sowie den posttotalitären Wiederbegründungen demokratischer Ordnungen gezeigt werden. Die unterschiedlichen Verschränkungen von Transzendierungsformen und Gemeinnsinnsannahmen (bspw. im Zusammenspiel von „historischer Vernunft“ und *Common Law*, von demokratischer Revolution und zivilreligiöser Tugendlehre, von Vertragsdenken, *coniuratio*, *covenant* und „Wahrheit“ der Menschenrechte) sollen auf diesen unterschiedlichen Feldern systematisch und vergleichend herausgearbeitet werden.

## 1. HISTORISCH-SYSTEMATISCHE PERSPEKTIVE

### TRANSZENDENZ-METAPHERN

In der historisch-systematischen Perspektive des Projekts werden die Verschränkungen von Transzendenz und Gemeinsinn ideengeschichtlich in den formativen Perioden demokratischer Verfassungsstaaten vom 16. bis ins 19. Jahrhundert hinein untersucht. Dies soll in zwei Schritten erfolgen:

Ziel des ersten Schrittes ist es, die enttranszendierende Selbstbeschreibung der modernen Vertragstheorien nachzuvollziehen. Das Teilprojekt will untersuchen, wie diese rechtlich postulierte Selbstbegründung die zahlreichen im Recht aufgehobenen Transendenzen weitgehend verdeckt, in denen auf Zielvorstellungen und Geltungsgründe der politischen Ordnung jenseits des Rechts verwiesen wird. Dafür müssen Metaphern der Transendenzen offen gelegt werden, die in den politischen Selbstbeschreibungssemantiken des Kontraktualismus zahlreich vorhandenen sind. Beispiele solcher Metaphoriken sind die hochsymbolisch aufgeladenen Figuren des „politischen Körpers“ (Locke) – als das den vertragstheoretischen Individualismus transzendierende Gemeinsame des bürgerlichen Gemeinwesens – und andererseits der in der überlieferten Legitimitätsrhetorik verbleibende und zugleich durch seinen Zusatz eben diese Tradition revolutionierende „sterbliche Gott“

PROF. DR.  
HANS VORLÄNDER

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen  
des Urheberrechts entfernt.*

LEHRSTUHL FÜR POLITISCHE  
THEORIE UND IDEENGESCHICHTE,  
TU DRESDEN

Hans Vorländer, geb. 1954, studierte Politische Wissenschaft und Rechtswissenschaften an den Universitäten Bonn und Genf. Er wurde 1980 an der Universität Bonn mit der Arbeit „Verfassung und Konsens“ (Berlin 1981) promoviert. 1984/85 John F. Kennedy Memorial Fellow sowie 1986/87 Research Associate an der Harvard University (Cambridge, USA). Die Habilitation erfolgte 1990 („Hegemonialer Liberalismus“, Frankfurt/M. 1997). Seit 1993 Inhaber des Lehrstuhls für Politische Theorie und Ideengeschichte an der TU Dresden. Von 1997 bis 2008 Leiter des Teilprojektes „Die Verfassung als institutionelle Ordnung des Politischen“ und seit 2000 stellvertretender Sprecher des SFB 537 „Institutionalität und Geschichtlichkeit“. 2000 bis 2009 Projektleiter am Europäischen Graduiertenkolleg 625 an der TU Dresden und der École pratique des Hautes Études, Paris. 2002 und 2006 Gastprofessor an der EPHE, Paris. Vielfältige Funktionen in der akademischen Selbstverwaltung, in Fachgesellschaften und Herausgebergremien, zahlreiche Mitgliedschaften in wissenschaftlichen Beiräten. Gründer und Sprecher des SFB 804.

***Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.***

Frontispiz des Leviathan von Thomas Hobbes (1651)

Abbildung: Kupferstich von Abraham Bosse

(Hobbes). Angesichts ungesicherter individual- und sozial-moralischer Dispositionen der Bürger führt Rousseau mit dem Ziel der Stabilisierung der politischen Ordnung die *religion civile* als Geltungsressource ein. Ebenso enthält die bekannte Formel der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung („We hold these truths to be self-evident“) die Spannung von gemeinsinniger Selbstautorisierung und des Verweises auf die nicht verfügbaren Geltungsressourcen, die sich der autonomen Setzung entziehen. Solche Paradoxien zeigen sich ebenfalls, wenn die politische Begründung der rechtlichen Ordnung zwar auch einem „Volk von Teufeln“ möglich sein muss (Kant), die Verstetigung einer demokratischen Ordnung indes nur einem „Volk von Göttern“ zugetraut wird (Rousseau).

## DER GEMEINNUTZ HINTER DEM EGOISTISCHEN MARKTTEILNEHMER

Im zweiten Schritt wird das Spannungsverhältnis liberaler und republikanischer Perspektiven auf die demokratische Ordnungsbegründung untersucht. Ziel ist es hier, die Strategien der Transzendierung von Eigensinn in Gemeinsinnsbehauptungen zu analysieren, welche mit den liberalen, den Markt betonenden Deutungsmustern im späten 18. Jahrhundert einhergehen. Während in der Vor- und Frühmoderne das Gemeinwesen durch die soziomoralischen Tugendpotentiale der Gemeinschaft als Einheit gedacht wird, thematisieren die politischen Deutungs-

diskurse in der modernen Gesellschaft den Bezug der Individuen auf das Gemeinsame immer stärker durch die Annahme eines generellen Eigennutzes. Durch diese Verschiebung im Gemeinsinnsdiskurs lässt sich auch die politische Ordnung nicht mehr ohne weiteres auf einer „vor“-politischen Tugendannahme gründen. Die Gemeinsinnstheorie des Marktes setzt daher systemisch auf einen gleichsam hinter dem Rücken der eigennützig agierenden Individuen entstehenden Gemeinnutz (Man-deville). Zugleich können hier die verdeckten Transzendenzfiguren aufgezeigt werden, wie sie beispielhaft bei Adam Smith in seinem Verweis auf die das Marktgeschehen ordnende „unsichtbare Hand“ oder seiner Annahme einer durch Empathie gestifteten Gemeinsamkeit anklingen. Im 19. Jahrhundert setzten schließlich mit Marx und Tocqueville zwei großangelegte Analysen dazu an, die immanente Selbstbeschreibung liberaldemokratischer Marktgesellschaften mit ihren verdeckten Geltungsvoraussetzungen zu konfrontieren. Ziel des Projektes in diesem Schritt ist es daher, die rechtlichen und marktförmigen Strukturen im Rahmen demokratischer Ordnungen daraufhin zu analysieren, welche Parallelen und Konkurrenz in der Verschränkung von Transzendenz und Gemeinsinn nachweisen lassen und welche Leistungen für die Konstituierung und Verstetigung von politischen Ordnungen erwartet werden.

## 2. EMPIRISCH-VERGLEICHENDE PERSPEKTIVE

Die Verschränkungen von transzendenten und gemeinsamen Begründungsmustern werden neben den ideengeschichtlichen und theoretischen Diskursen auch anhand politischer Praktiken demokratischer Verfassungsstaaten untersucht. Auf empirisch-vergleichender Ebene will das Projekt in drei Schritten vorgehen: (1) Zunächst werden die Umbruchphasen der amerikanischen und der französischen Konstitutionalisierungen betrachtet und zusammen mit der englischen Verfassungsentwicklung auf ihre unterschiedlichen Verschränkungen gemeinsinniger und transzendenter Selbstbeschreibungen hin analysiert. (2) In einem weiteren Schritt sollen als Kontrast die totalitären Ordnungsdiskurse im Nationalsozialismus und in der DDR als Krisen- und Umbruchphänomene demokratischer Verfassungsstaatlichkeit betrachtet werden. (3) Vor diesem Hintergrund sollen schließlich die posttotalitären, demokratischen Wiederbegründungsphasen im 20. Jahrhundert untersucht werden.

## GRÜNDUNGSDISKURSE

Im ersten Schritt geht es dabei um die Frage, wie die handelnde und deutende politische Elite den politisch-konstitutionellen Umbruch, die Gründung bzw. Umgründung, begründet und auf Dauer zu stellen versucht. Dabei ist zu zeigen, in welchem Maße einerseits das gesetzte Recht in den unterschiedlichen Gründungskontexten den Akteuren als Gestaltungsmedium dient, demokratische Ordnung verfügbar zu machen, und andererseits wiederum selbst als Medium der Unverfügbarkeit (bspw. von „unveräußerlichen“ Menschen- und Bürgerrechten) ‚transzendenten‘ Status erlangt. Die Vergleichsperspektive von Gründungsdiskursen eröffnet die Möglichkeit, erhebliche historisch-kulturelle Varianzen hinsichtlich der Verschränkungen von Transzendierungs- und Gemeinsinnsformen erhebliche historisch-kulturelle Varianzen nachweisen zu können. Gegenstand der vergleichenden Untersuchung in diesem Projektabschnitt sind deshalb jene unterschiedlichen Entwicklungen demokratischer Verfassungsstaatlichkeit.

### HISTORISCH-KULTURELLE UNTERSCHIEDE: USA, FRANKREICH, ENGLAND

In den USA geht dabei der moderne Konstitutionalismus zunächst mit der – prominent bei den Federalists geäußerten – Vermutung einher, dass sich der Verlust der Tugend durch ein kluges Institutionenarrangement ausbalancieren ließe. Zugleich ist es dort jedoch gelungen, das rechtlich verfügbar gemachte Gründungsmoment und den Legitimationsmodus des Neuen durch eine innerrechtliche Differenzierung zwischen einfachem Recht und Verfassungsrecht zu „retranszendieren“. Beispiele für zu untersuchende Begriffe lassen sich aus der Unabhängigkeitserklärung und der Verfassungspräambel anführen: Weltöffentlichkeit („opinions of mankind“), Gesetze der Natur und des Gottes der Natur („Laws of Nature and of Nature’s God“), Begründungszwang („declare the causes“), „Wahrheiten“ („We Hold these Truths to be self-evident“), Schöpfer („Endowed by their Creator“), unveräußerliche Rechte („unalienable rights“), Staat zur Sicherung der Rechte („That to secure these rights, Governments are instituted ...“), Volkssouveränität („The people“) usw.

In Frankreich hat hingegen mit dem radikalen Bruch der Revolution eine gemeinsinnige Dynamik eingesetzt, deren Präsenzbehauptung eines einheitlichen Willens in einen

***Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.***

Aufbewahrung der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung und der Verfassung in der „Rotunda for the Charters of Freedom“ der National Archives, Washington D.C. Foto: [The U.S. National Archives](#)

Konflikt mit der rechtlichen Konstruktion von Unverfügbarkeit mündete: So stifteten die Menschenrechte zunächst eine symbolische Transzendenz der demokratischen Ordnung, jedoch verlor diese Leistung bald an Bedeutung zugunsten der Verweise auf die vorpolitischen Bürgertugenden oder, bei Robespierre, zugunsten eines höheren Wesens der Vernunft. An diesem Fall soll gezeigt werden, warum das Recht in diesem Kontext nicht als Verschränkungsmedium von Transzendenz und Gemein Sinn verstetigt werden konnte, sondern von konkurrierenden Transendenzen wie der Vernunft, der Nation oder dem Volk überlagert wurde. Zentrale, in den politischen Begründungspraktiken zu analysierende Begriffe des französischen Diskurses sind: „Raison“, „Nation“, „peuple français“, „volonté générale“, „être suprême“, „constitution“, „bonheur de tous“, „bonheur commun“, „homme nouveau“, „nature“ etc.

Für England kann dagegen als Kontrastfolie gezeigt werden, wie das Gründungsmoment demokratischer Verfassungsstaatlichkeit durch historische Transzendierung unverfügbar gehalten wurde – zugleich aber in Form des Common Law immer als ein Ausdruck gemeinsinniger Stiftung verstanden werden konnte. Untersuchungsziel ist in diesem Zusammenhang insbesondere, ob durch die revolutionäre Umbruchsituation der amerikanischen Unabhängigkeit und auf dem europäischen Kontinent ein Legitimationsdruck erzeugt wurde, mit dem sich auch die rechtlich vermittelte

***Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.***

Die Grundrechte der Paulskirchenversammlung in einer Lithographie von Adolf Schroeder, Mainz 1848 Foto: Bundesarchiv, Bild ZSg 8-515

Spannungsbalance von geschichtlich-rationaler Transzendenz und autonomer Setzung verschieben musste.

## DEMOKRATISCHE UND TOTALITÄRE ORDNUNGEN

Im zweiten Schritt sollen im Kontrast zur demokratischen Ordnungsbildung das Wechselspiel von Transzendenz und Gemeinsinn im Diskurs totalitärer Herrschaftsordnungen untersucht werden. Hierbei interessieren zunächst vor allem die Übergänge demokratischer und totalitärer Herrschaftsordnungen: In diesen Transformationen vollziehen sich Veränderungen im Diskurs über die politischen und rechtlichen Geltungsgrundlagen juristischer (und politischer) Deutungseliten, die als Verschiebungen von pluralen zu monovalenten Verweisungszusammenhängen verstanden werden können. Zunächst aber sind in der Weimarer Gründungsdebatte Versuche zu beobachten, zentrale rechtlich-demokratische Ordnungsprinzipien durch eine sakralisierende Aufladung auf Dauer zu stellen (so bspw. Friedrich Naumanns „Versuch volksverständlicher Grundrechte“, der in Form eines Grundrechte-Katechismus vorgestellt wurde). Die Kritik am Positivismus in der Auseinandersetzung der Weimarer Staatsrechtslehre verdeutlicht nicht nur, dass auch die Geltung positiv gesetzten Rechts in der Verschränkung von Gemeinsinn und Transzendenz auf außerrechtliche Verweise angewiesen ist. Wo in diesem „antipositivistischen“ Diskurs Autoren wie R. Smend noch die Entwicklung einheitsstiftenden Sinns im Rahmen

der rechtsstaatlichen Verfassungsordnung behaupten, setzt Carl Schmitt das Recht einem politischen Verweisungszusammenhang aus, an dessen Ende („Der Führer schützt das Recht“) die Entwertung des eigenständigen demokratischen Rechts steht. Schon zuvor, in seiner Politischen Theologie, tritt eine argumentative Strategie zutage, in der die Legitimität moderner sozialer und politischer Ordnung dem Grunde nach dementiert wird. Ziel der Untersuchung ist es, die in diesen Positionen aufscheinenden Gemeinsinns- und Transzendenzkonstruktionen als Ausgriffe in totalitäre Begründungsformen zu analysieren. Insbesondere gilt es hier, auch die Rolle des staatsrechtlichen Diskurses nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten zu untersuchen. Gefragt werden soll, ob und wie die juristischen Geltungsbehauptungen unter der Bedingung einer politischen Fremdbestimmung versuchen, ihre Transzendierungsleistung fortzuschreiben und damit das Regime mit der Geltungsressource „Legalität“ versorgen. Eine analoge, wenn auch nicht gleichzusetzende Problematik findet sich in den Gründungsdiskursen der DDR. Hier soll untersucht werden, ob nicht ebenfalls Recht und Verfassung mit Legitimationserwartungen aufgeladen sind – wenngleich diese an eine ‚tieferen‘, das positive Recht transzendierende Gesetzmäßigkeit des historischen Materialismus gebunden werden. Ziel ist es, die Bezüge auf das Recht im Moment der Gründung 1949 sowie in den darauf folgenden Jahren herauszuarbeiten und die von den deutenden Akteuren ins Feld geführten Geltungsgründe des sozialistischen Rechts zu analysieren. Zentraler Autor und Akteur in diesem Kontext ist der Jurist Karl Polak, der das Rechtsverständnis des neu gegründeten Staates in Frontstellung zum „bürgerlichen“ Positivismus artikuliert. Damit aber forderte er auch den – schwachen – Widerspruch des sich selbst als „unpolitisch“ verstehenden Privatrechts gegen eine politische Instrumentalisierung heraus. Das Recht in der DDR steht so gerade in der Anfangsphase unter dem Druck konkurrierender Sinnstiftungen durch Geschichte, Vernunft und Gesellschaft. Im Kontext des historischen Materialismus kommt es zu einer Transzendierung des Rechts, die, so die These, nicht mehr als Eigentranszendierung, sondern als politische Instrumentalisierung gewirkt hat.

## POSTTOTALITÄRE WIEDERBEGRÜNDUNG DEMOKRATISCHER ORDNUNG

In einem dritten Schritt gilt das empirisch-vergleichende Erkenntnisinteresse des Projektes den posttotali-



***Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.***

Arbeiter neben einem Madonnenbild auf den Mauern der Werft in Danzig. Losungen der Gewerkschaft Solidarność: Gerechtigkeit und Gleichheit für das ganze Volk! Nur Solidarität und Geduld garantieren uns den Sieg! Es leben die freien und unabhängigen Gewerkschaften und der Friede auf der ganzen Welt! Foto: Z. Mista

tären Begründungsphasen demokratischer Verfassungsstaaten nach dem Zweiten Weltkrieg sowie den postsozialistischen Gründungen nach 1989. In diesen Kontexten radikaler gesellschaftlicher und politischer Umbrüche, so die Hypothese, werden mit der Neu- und Wiederbegründung demokratischer Ordnung auch deren Bindungs- und Verpflichtungsformen neu artikuliert. Ein Indiz für diese Annahme findet sich darin, dass hier jeweils neue Verfassungen entstanden, die als gemeinsinnige Stiftungen verstanden oder, wie im Falle des Grundgesetzes, angeeignet werden konnten. Insbesondere die Präambeln, denen ausdrücklich die Aufgabe zugeschrieben wird, die Quellen des Rechts explizit zu machen, bringen dabei Legitimitätsressourcen symbolisch zum Ausdruck, die den Moment der Ordnungsstiftung transzendieren. Dabei finden sich Verfassungen mit explizitem Verweis auf „Gott“ neben Verfassungen, die starke gemeinwohlorientierte Verpflichtungsformeln in den Mittelpunkt stellen, ebenso wie Verfassungen, die neben Gott andere Quellen universeller Werte kennen und damit die Möglichkeit pluraler Transzendenzstiftung explizit hervorheben. Folgende Transzendenzformeln und -metaphoriken können hier beispielhaft genannt werden: „Im Bewusstsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen ...“ (Grundgesetz der BRD), „Angesichts des Trümmerfeldes, zu dem eine Staats- und Gesellschaftsordnung ohne Gott ...“ (Bayerische Verfassung), „in Dankbarkeit gegenüber unseren Vorfahren“ und „verpflichtet, alles Wertvolle aus dem über tausendjährigen Erbe an kommende Generationen weiterzugeben“ (Verfassung der Republik Polen), „von dem Willen geleitet, der Gerechtigkeit, dem Frieden und der Bewahrung der Schöpfung zu dienen“ (Verfassung des Landes Sachsen).

## LITERATUR

VORLÄNDER, Hans: Demokratie. Geschichte, Formen, Theorien, München <sup>2</sup>2010.

VORLÄNDER, Hans: Die Verfassung. Idee und Geschichte, München <sup>3</sup>2009.

VORLÄNDER, Hans (Hg.): Zur Ästhetik der Demokratie. Formen der politischen Selbstdarstellung, Stuttgart 2003.

VORLÄNDER, Hans (Hg.): Integration durch Verfassung, Wiesbaden 2002.

VORLÄNDER, Hans: Gründung und Geltung. Die Konstitution der Ordnung und die Legitimation der Konstitution, in: MELVILLE, Gert/ VORLÄNDER, Hans (Hg.): Geltungsgeschichten. Über die Stabilisierung und Legitimierung institutioneller Ordnungen, Köln/Wien/Weimar 2002, S. 243-263.

VORLÄNDER, Hans: Der ambivalente Liberalismus. oder: Was hält die liberale Demokratie zusammen? in: Zeitschrift für Politik, 42 Jg., Heft 3, 1995, S. 250-267.

VORLÄNDER, Hans (zus. mit Ulrike FISCHER): Zivilreligion und politisches Selbstverständnis. Religiöse Metaphorik in den Antrittsreden der Präsidenten Ford, Carter, Reagan und Bush, in: GOETSCH, Paul /HURM, Gerd (Hg.): Die Rhetorik amerikanischer Präsidenten seit F. D. Roosevelt, Tübingen 1993, S. 217-231.

## MITARBEITER/-INNEN

Dr. Oliviero Angeli

Maik Herold, M.A.

Jan Röder, M.A.

Steven Schäller, M.A.

Dr. Daniel Schulz

Dr. Julia Schulze Wessel

## TRANSZENDENZ UND GEMEINSINN ALS RESSOURCEN POLITISCHER ORDNUNGSKONSTRUKTION

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des  
Urheberrechts entfernt.*

Hambacher Fest (Montage): Gemeinsinn als Produkt geteilter Situationsdefinitionen

**//** WIE SICH  
POLITISCHE ORD-  
NUNGEN BILDEN  
UND WELCHE  
ROLLE SOZIALE  
WIRKLICHKEITS-  
KONSTRUKTIONEN  
DABEI SPIELEN.

Wie politische Ordnungen konstruiert sind, hängt davon ab, wie Menschen jene Situationen definieren, welche es aus ihrer Sicht nötig machen, Institutionen einzurichten. Eine bestimmte Situationsdefinition zieht also das Hinwirken auf eine bestimmte Ordnungsform nach sich. Untersucht wird, welche Vorstellungen von Transzendenz und Gemeinsinn dabei leitend sind. Das Teilprojekt analysiert die prägenden Diskurse der Bundesrepublik Deutschland, der Friedlichen Revolution und des Aufbaus der neuen Bundesländer sowie der Errichtung und Ausgestaltung des europäischen Institutionensystems.

Politische Ordnung entsteht aus der Herstellung und Durchsetzung allgemein verbindlicher Regelungen und Entscheidungen. Deren Geltung und Fortbestand hängt ab von Prozessen gesellschaftlicher Wirklichkeitskonstruktion. Kern von diesen sind Situationsdefinitionen und von ihnen angeleitete Handlungen. Das berühmte Thomas-Theorem beschreibt diesen Zusammenhang wie folgt: „Wenn Menschen eine Situation als gegeben definieren und ausgehend von dieser Situationsdefinition handeln, dann sind die Folgen dieses

Handelns real, ganz gleich, wie unreal die jenem Handeln zugrunde liegende Situationsdefinition war.“ Derart angeleitete Handlungen pflegen in vielfältigen Institutionalisierungen zu enden, die durch wirklichkeitskonstruktive Praktiken (re-)stabilisiert und als Rahmen weiterer (politischer) Interaktion genutzt werden. Den Situationsdefinitionen wiederum liegen meist solche Diskurse voraus, in welchen geprägt wird, wie eine Situation denn nun zu definieren sei. Wer die Konstruktion politischer Ordnung verstehen und erklären will, wird also die Praxen und Ressourcen konkret wirklichkeitskonstruktiven Handelns ebenso untersuchen müssen wie die solches Handeln prägenden Situationsdefinitionen sowie die alledem vorgelagerten Diskurse.

Im Teilprojekt I sollen insbesondere diese situationsdefinierenden Diskurse vergleichend in drei Fällen untersucht werden. Analysiert werden erstens Aufbau, Stabilisierung und Geltungssicherung der politischen Ordnung der Bundesrepublik Deutschland zwischen 1949 und der Gegenwart; zweitens Aufbau, Stabilisierung und Geltungssicherung der politischen Ordnung der seit dem Zweiten Weltkrieg entstehenden Europäischen Union; und drittens die Destabilisierung der DDR, die gestalterischen Orientierungsversuche in der Friedlichen Revolution sowie der anschließende Neuaufbau politischer Ordnung in den neuen Bundesländern bis heute. Im Einzelnen wird durch Dokumentenanalyse, Gruppendiskussionen und qualitative Interviews empirisch ergründet, welche Rolle Verweise auf ‚Transzendenz‘ und ‚Gemeinsinn‘ als Ressourcen der (De-) Konstruktion, Stabilisierung oder Veränderung politischer Ordnung jeweils spielten. Über den Begriff der ‚Transzendenz‘ werden dabei jene Diskurse, Praktiken, Semantiken und Symbolformen zum Untersuchungsgegenstand, in denen politische Strukturen und Prozesse auf Vorstellungen, Ereignisse, Figuren und kulturelle Muster bezogen werden, die über sie hinausgehen und ihnen dadurch jenen Sinn und jene Geltung vermitteln, die für Eigenwahrnehmung, Selbstreflexion und Handlungsorientierung notwendig sind. ‚Gemeinsinn‘ wiederum erfasst jene – von einer (werdenden) politischen Gemeinschaft (mehr und mehr) geteilten – kognitiven, motivationalen, kommunikativen und symbolischen Diskurse und Praktiken, die generalisierte Sinnwelten erzeugen und die Grundlage für koordiniertes Handeln sowie eine Voraussetzung für die Herstellung politischer Ordnung bilden.

Empirische Analysen zu alledem versprechen tiefgehende und auch für aktuelle Debatten wichtige Einsichten in die soziomoralischen Grundlagen der aus der Katastrophe des Nationalsozialismus hervorgegangenen und – wider ursprüngliche Befürchtungen – so stabilen politischen Ordnung (West-) Deutschlands; in die – nach dem Zusammenbruch des Sozialismus sowie seit der Wiedervereinigung sehr komplizierten – soziomoralischen Grundlagen der so ganz noch nicht stabilisierten politischen Ordnung der neuen Bundesländer; sowie in die soziomoralischen Grundlagen der – aus dem ‚Europäischen Bürgerkrieg‘ hervorgegangenen und während mehreren Vertiefungs- und Erweiterungsschritten immer wieder Belastungsproben unterzogenen – politischen Ordnung des europäischen Staatenverbundes. Zu alle-

PROF. DR.  
WERNER J. PATZELT

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen  
des Urheberrechts entfernt.*

## LEHRSTUHL FÜR POLITISCHE SYSTEME UND SYSTEMVERGLEICH, TU DRESDEN

Werner J. Patzelt begann seinen wissenschaftlichen Weg mit dem Studium der Politikwissenschaft, Soziologie und Geschichte an den Universitäten München, Straßburg und Ann Arbor (USA). Die Universitätslaufbahn begann 1980 als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Politikwissenschaft der Universität Passau. Promotion (1984) und Habilitation (1990) erfolgten ebenfalls dort. 1991 nahm er seine Tätigkeit an der TU Dresden auf, zunächst als Gründungsprofessor des dortigen Instituts für Politikwissenschaft, seit 1992 als Inhaber des Lehrstuhls für Politische Systeme und Systemvergleich. Seit Mitte der 1980er Jahre gehört die Parlamentarismusforschung zu den kontinuierlich bearbeiteten Untersuchungsfeldern. Als Ergebnis der Arbeit im Dresdner SFB 537 ‚Institutionalität und Geschichtlichkeit‘ stand jüngst die Ausarbeitung des ‚Evolutorischen Institutionalismus‘ im Mittelpunkt seiner theoriebildenden Forschungen. Dieser erweitert – auf evolutions-theoretischer Grundlage – die seit den 1980er Jahren wieder prominent gewordenen institutionenanalytischen Ansätze der Sozialwissenschaften über den etablierten ‚Historischen Institutionalismus‘ hinaus zu einer komplexen Entwicklungstheorie institutioneller Formen.

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Bundestag: Symbol für Transzendenz und Gemeinsinn Foto: Privat

dem werden solche politischen Diskurse, von ihnen geprägte Situationsdefinitionen und von diesen letzteren angeleitete ordnungsgenerierende Praxen/Politiken empirisch untersucht, die ihrerseits zu langfristig folgenreichen Institutionalisierungen führten – beispielsweise zur ‚Westintegration‘ (West-)Deutschlands, zur Übernahme der westdeutschen politischen Ordnung nach der Friedlichen Revolution in Ostdeutschland oder zum Aufbau des politischen Systems der heutigen EU. Die konkrete Auswahl aus den grundsätzlich einschlägigen Diskursen richtet sich dabei nach der Reichhaltigkeit ihrer Bezüge auf Transzendenz und Gemeinsinn.

#### FORSCHUNGSSTAND UND LEITGEDANKEN DES PROJEKTES

Das Teilprojekt untersucht die Rolle von Transzendenz und Gemeinsinn als Ressourcen politischer Ordnungskonstruktion an drei empirischen Fällen. Dabei geht es um die Frage, wie sich die politischen Ordnungen der Bundesrepublik Deutschland, in Sonderheit auch Ostdeutschlands, sowie der Europäischen Union unter Rückgriff sowohl auf Transzendenz (d.h. auf als unverfügbar behandelte ‚Sachverhalte‘) als auch auf Gemeinsinn (zweifach verstanden als ‚Sinn für das Gemeinsame‘ und als ‚mit anderen geteilter Sinn‘) konstituieren bzw. (re-)stabilisieren.

Zwar weisen viele ‚westliche‘ Staaten mit lange schon etablierter Politikwissenschaft hinsichtlich der Grundlagen, der Herausforderungen und der Stabilisierungsme-

Lissabon-Vertrag (2007) Foto: Council of the EU

chanismen ihrer politischen Ordnungen sehr umfangreiche und detailreiche Forschungsstände auf, an denen weiterführende Studien gut ansetzen können. Doch auch dort mangelt es an empirischen Studien darüber, welche Transzendenz- und Gemeinsinnsbezüge sich bei den wirklichkeitskonstruktiv folgenreichen Sprechweisen und Argumentationsfiguren sowohl der politischen Klasse als auch der durchschnittlichen Bürger tatsächlich nachweisen lassen. Hinsichtlich der letzteren, die zu untersuchen sich das Teilprojekt erst in einem fortgeschrittenen Stadium seiner Arbeiten vorgenommen hat, kommt die Forschung bislang selten über Interpretationen von immer umfangreicher verfügbaren Umfragedaten hinaus. Insbesondere zur Verwendung von für die Generierung und Stabilisierung politischer Ordnung relevanten Bezugnahmen auf Transzendenz und Gemeinsinn in konkreten Alltagssituationen und Alltagsdiskursen gibt es nahezu keine empirisch-sozialwissenschaftlichen Studien, obwohl sich genau dort zentrale Prozesse der gesellschaftlichen Konstruktion politischer Wirklichkeit abspielen.

Dieses Muster des Forschungsstandes gilt auch für die konkret ins Auge gefassten Vergleichsfälle. Zwar gibt es recht umfangreiche Literatur zur Entwicklung der Grundlagen westdeutscher politischer Kultur und politischer Ordnung, die wiederum prägend für Gesamtdeutschland seit der Wiedervereinigung geworden ist; ziemlich gut untersucht sind auch die an sie gestellten Herausforderungen sowie die ‚Demokratiegründung‘ in den neuen Bundesländern und deren soziomoralische Voraussetzungen; und auch die Forschung zu den Antriebskräften,

Institutionalisierungsprozessen und Krisen des europäischen Einigungsprozesses ist mittlerweile reichhaltig. In den meisten Arbeiten ist jedoch ein allenfalls nachrangiges Interesse am systematisch-sozialwissenschaftlichen Eindringen in die mikrosozialen Tiefenschichten der bei alledem ablaufenden wirklichkeitskonstruktiven Prozesse zu finden. Deshalb ist auch die situationsdefinierende Kraft von Verweisen auf Transzendenz und Gemeinsinn im Verlauf von – politische Ordnung generierenden, stabilisierenden oder destabilisierenden Prozessen – bislang ohnehin nur wenig und auch kaum systematisch vergleichend untersucht worden.

Geschuldet ist diese Forschungslücke ganz wesentlich den politikwissenschaftlichen Rezeptionsmängeln beim soziologisch-theoretischen Schrifttum zur Konstruktion sozialer Wirklichkeit in der Art von P. Berger / Th. Luckmann oder A. Giddens und gerade auch der Ethnomethodologie. Ebenso wurde die Diskursanalyse, obgleich immer wieder herangezogen, noch nicht systematisch mit wirklich empirisch-analytischen Untersuchungen der Konstruktion politischer Ordnung verbunden. Auch fehlte es lange Zeit an jenem – in Form des Evolutorischen Institutionalismus nun bereitgestellten – Theorierahmen, mit dem eben dies hätte getan werden können. Innerhalb dieser Theorie, die immer schon die Prozesse der sozialen Konstruktion politischer Ordnung einbeschloss, sollen nun – die angeführten Forschungslücken schließend – durch empirische Vergleichsstudien zentrale Prozesse der Konstruktion der konkreten politischen Ordnung Deutschlands und Europas untersucht werden, und zwar genau dort, wo Verweise auf sowie Praxen von Transzendenz und Gemeinsinn eine wichtige Rolle als deren Ressourcen spielen.

## ANALYSEKATEGORIEN UND DEREN NUTZUNG

Transzendenz und Gemeinsinn werden im Teilprojekt I vollständig im Sinne des überwölbenden Theorieansatzes des Sonderforschungsbereiches 804 verstanden, nämlich nicht als Gegensatzpaar, sondern als komplementäre, gleichermaßen Erklärungskraft besitzende Variablen. Konkret meint das: Über den Begriff der Transzendenz werden jene Diskurse, Praktiken, Semantiken und Symbolformen zum Untersuchungsgegenstand, in denen die erforschten politischen Strukturen und Prozesse auf Vorstellungen, Ereignisse, Figuren und kulturelle Muster bezogen werden, die – als ‚Unverfügbares‘ und damit im

Grunde ‚sozial Tabuisiertes‘ – über sie hinausgehen und ihnen dadurch jenen Sinn und jene Geltung vermitteln, die für Eigenwahrnehmung, Selbstreflexion und Handlungsorientierung notwendig sind. Gemeinsinn meint jene – von einer (werdenden) politischen Gemeinschaft (mehr und mehr) geteilten – kognitiven, motivationalen, kommunikativen und symbolischen Diskurse und Praktiken, die generalisierte Sinnwelten erzeugen und die Grundlage für koordiniertes Handeln sowie eine Voraussetzung der Herstellung politischer Ordnung bilden.

Die in diesem Forschungsprojekt näher zu erschließende ‚abhängige Variable‘ ist also das konkret entstandene/entstehende politische Ordnungsgefüge der Bundesrepublik Deutschland, dabei in Sonderheit auch der neuen Bundesländer, sowie der Europäischen Gemeinschaft/Union. Als ‚unabhängige Variablen‘ sind dabei die ordnungskonstituierenden *Praxen*, die ihnen vorgelagerten und solche Praxen anleitenden *Situationsdefinitionen* sowie jene Diskurse zu untersuchen, in denen diese Situationsdefinitionen, Handlungsrepertoires und Sinnordnungen geprägt bzw. in Geltung gehalten werden.

## IM MITTELPUNKT DER ANALYSE: DISKURSE UND IHR KONTEXT

Der analytische Schwerpunkt liegt deshalb auf der empirischen Untersuchung situationsdefinierender und handlungsprägender *Diskurse*, weil sich gerade in ihnen der von ordnungskonstituierenden Akteuren gemeinte Sinn ihrer Handlungen sowie die Geltungsgründe ihrer Sinndefinitionen besonders valide erfassen lassen. Als Diskurse werden dabei jene sprachlich produzierten und in Machtdispositiven eingebetteten Sinnzusammenhänge verstanden, die – über Anschlusspraxen aller Art – als Ressourcen weiterer Ordnungskonstruktion genutzt werden können. Der Begriff des Diskurses wird somit einestails im Foucault'schen Sinn gehandhabt, indem nicht allein das Sprachliche, sondern stets auch dessen Kontextualisierung in die Untersuchung integriert und die Diskursanalyse als – an deren inhaltlichen Ressourcen interessierte – Untersuchung kommunikativer wirklichkeitskonstruktiver Praktiken betrieben wird. Andernteils werden Diskurse entlang der ethnomethodologischen Erfassung von Darstellungstechniken, Interpretationsverfahren und szenischen Praktiken sowie als wichtiger Teil der ‚politics of reality‘ studiert. Offenkundig umfassen solche Diskurse

***Das Bildmaterial wurde aus Gründen des  
Urheberrechts entfernt.***

Wende 1989: Erosion einer politischen Ordnung Foto: Heinz Ducklau

nicht nur Sprachliches, sondern über das – in Form von Texten zugängliche – Sprachliche hinaus als dessen Kontexte stets auch Nichtsprachliches. Zum Nichtsprachlichen zählen etwa die (symbolischen, ‚bühnenbildnerischen‘ und situativen) In-Szenierungen des – als Rede oder in gleich welcher Art (Autobiographien, Aufsätze...) als Text verfertigten – Sprachlichen; die das alles umbettenden Institutionalisierungen (z. B. Reden in einer, oder als Repräsentant einer, spezifischen Institution); sowie obendrein vielerlei Persönlichkeitsmerkmale (Alter, Sozialisation, Herkunft...) von Sprechenden bzw. Schreibenden. Also richten sich die Untersuchungen des Teilprojektes I auch auf alles dies. Derlei empirische Analysen versprechen im Übrigen nicht nur ein besseres Verständnis dessen, was die untersuchten politischen Ordnungen wohl ‚im Innersten zusammenhalten‘ mag, sondern liefern überdies für aktuelle Debatten wichtige Einblicke in die soziomoralische Grundlagen der drei Untersuchungsfälle: die Bundesrepublik Deutschland seit 1949, die späte DDR und die neuen Bundesländer im Vorfeld und Nachgang der Friedlichen Revolution, sowie das politische System der Europäischen Union.

## FALLAUSWAHL

Warum wurden genau diese Fälle ausgewählt? Erstens sollen im Dienst der überwölbenden Fragestellung des Sonderforschungsbereichs 804 besonders erkenntnis-trächtige Fälle untersucht werden. Das ist beim spektakulären Gelingen stabiler Ordnungskonstruktion in Deutschland und Europa nach der Katastrophe des ‚Eu-

ropäischen Bürgerkriegs‘ sowie nach dem Scheitern des Realsozialismus gewiss der Fall: Nicht nur geht es um sehr herausfordernde ordnungskonstituierende Prozesse, sondern obendrein um solche, in denen Verweise auf ‚Transzendenz‘ und ‚Gemeinsinn‘, desgleichen von solchen Verweisen angeleitete Praxen, ganz evident wichtige wirklichkeitskonstruktive Ressourcen waren.

Zweitens sollen solche Fälle untersucht werden, deren Bedeutung für speziell auch die deutsche Politikwissenschaft wichtig ist. Das ist bei den hier ausgewählten Fällen ganz offenkundig so: Es wird die aus der ‚deutschen Katastrophe‘ hervorgegangene und anschließend sehr stabile politische Ordnung (West-) Deutschlands mit den Konstruktions- und Stabilisierungsmodalitäten jener Ordnungen verglichen, die nach der Friedlichen Revolution in den neuen Bundesländern sowie nach dem Zweiten Weltkrieg (und nach dem Ende des Ost/West-Konflikts mit großen Entwicklungssprüngen) in Europa so erfolgreich entstanden sind.

Drittens gelingt es durch diese Fallauswahl, alle ‚Aggregatzustände‘ politischer Ordnung – relative Stabilität, Bruchigwerden oder Zerfallen, Neuerrichtung sowie (Re-) Stabilisierung – vergleichend in den Blick zu nehmen und somit Aussagen über situationsspezifische Bedingungen von Bezugnahmen auf Transzendenz und Gemeinsinn zu erschließen. Dadurch sollte es möglich werden, auch Typologien von Verwendungsmustern der Rekurse auf Transzendenz und Gemeinsinn zu erstellen.

## MATERIAL UND METHODEN

Das Material zur Untersuchung von Bezugnahmen auf Transzendenz und Gemeinsinn als Ressourcen politischer Ordnungsgenerierung, -stabilisierung, -fragmentierung oder -restabilisierung bieten *Diskurse* im oben umrissenen Sinn. Am leichtesten werden sie fassbar in Texten, etwa in Form von verschriftlichten Reden oder Positionspapieren aller Art. Von alledem aus wird sodann jenes Kontext- und Hintergrundmaterial erschlossen, das Aufschluss über die konkrete und (einst) situationsdefinierende Intention und Wirkung jener Texte gibt. Zu solchem Kontext- und Hintergrundmaterial gehören u.a. Zeitzeugenberichte und Erinnerungsbücher, journalistische Berichterstattungen und Kommentare, wissenschaftliche Studien und demokratiepolitische Umfragen, desgleichen natürlich Bilder sowie



Film- und Tondokumente. Die Auswahl des Materials erfolgt dabei zielgerichtet entlang ausgewählter ‚Sondierschnitte‘. Im Fall Westdeutschlands sind das beispielsweise so wichtige Themen wie die Westintegration oder Veränderungen am § 218 StGB. Im Fall Ostdeutschlands sind solche ‚Sondierschnitte‘ dort anzusetzen, wo sich Erörterungen um eine an der Stelle der bisherigen DDR zu errichtende und stabil zu haltende politische Ordnung finden. Sie reichten im Verlauf und Nachgang der Friedlichen Revolution von Vorstellungen von einer ‚reformierten DDR‘ über den Wunsch nach Übernahme ‚westlicher Demokratie‘ bis hin zur Weiterbewahrung von ‚bewährten DDR-Errungenschaften‘. Bei der Untersuchung der europäischen Ordnungskonstruktion werden ganz wesentlich Texte zum Scheitern der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft, zu den verschiedenen ‚Europäischen Verfassungsverträgen‘ oder zu wegweisenden Entscheidungen über eine gemeinsame Finanzordnung der Europäischen Union heranzuziehen sein.

Den Ausgangspunkt für die Auswahl der Sondierschnitte kann man im Fall Westdeutschlands/Gesamtdeutschlands bei in Parlamenten gehaltenen Reden nehmen, weil in freiheitlich-demokratischen Systemen alles die politische Ordnung in ihrem Innersten Bewegende auch früher oder später im Parlament verhandelt wird. Im Falle Ostdeutschlands ist es möglich, sich auf vielerlei oppositionelle Positionspapiere aus der Endphase der DDR sowie auf die Protokolle des ‚Zentralen Runden Tisches‘ zu stützen und von dort aus nach jenen wichtigen Diskursen zu suchen, in denen es um die Ausgestaltung der künftigen politischen Ordnung Ostdeutschlands geht. Und für ‚Europa‘ als Untersuchungsgegenstand bietet es sich an, sowohl von den im Europäischen Parlament gehaltenen Reden als auch von den zahlreichen Erinnerungsbüchern ‚europäischer Akteure‘ auszugehen, desgleichen von den Reden wichtiger Repräsentanten, etwa Staats- und Regierungschefs.

Das zunächst zu analysierende Textmaterial wird in späteren Projektphasen fallweise um jene zentralen Einsichten ergänzt, die nur durch die Befragung geeigneter Zeitzeugen sowie durch Diskurse in Focus-Gruppen gewonnen werden können. Gerade durch diese Methoden kann dann auch ganz gezielt die alltagspraktische Bedeutung von Rekursen auf Transzendenz und Gemeinsinn ermittelt werden. Das verfügbare oder erhobene Material wird, seiner Eigenart entsprechend, entlang der Regeln qualitativer Sozialforschung ausgewertet. Zunächst werden anhand besonders evidenter Fälle des Rückgriffes auf Transzendenz und Gemeinsinn für beide analytischen Begriffe mehrere Ankerbeispiele entwickelt, anhand welcher eine klare Operationalisierungskette von der jeweiligen analytischen Kategorie zum konkreten Material ausgearbeitet und illustriert wird. Nach einer Phase der Einarbeitung werden dann alle am Projekt beteiligten Mitarbeiter am gleichen Material parallel Analysen von Transzendenz- und Gemeinsinnrekursen durchführen und so die Grundlagen für ganzheitliche Analysen der interessierenden Prozesse politischer Ordnungskonstitution schaffen. An deren Ende wird sich die Frage beantworten lassen, was so unterschiedliche politische Ordnungen wohl ‚im Innersten zusammenhalten‘ mag.

## LITERATUR

PATZELT, Werner J.: Politiker und ihre Sprache, in: DÖRNER, Andreas/VOGT, Ludgera (Hg.): Die Sprache des Parlaments und Semiotik der Demokratie, Berlin/New York 1995, S. 17-54.

PATZELT, Werner J.: Mikroanalyse in der Politikwissenschaft. Eine ethnomethodologische Perspektive, in: IMMERFALL, Stefan (Hg.): Parteien, Kultur und Konflikte. Beiträge zur multikulturellen Gegenwartsgesellschaft, Opladen 2000, S. 223-253.

PATZELT, Werner J.: Warum und welcher Patriotismus unverzichtbar ist, in: RÖßLER, Matthias (Hg.): Einigkeit und Recht und Freiheit. Deutscher Patriotismus in Europa, Freiburg u.a. 2006, S. 53-77.

PATZELT, Werner J.: Stimmung, Atmosphäre, Milieu. Eine ethnomethodologische Analyse ihrer Konstruktion und Reproduktion, in: DEBUS, Stephan/POSNER, Roland (Hg.): Atmosphären im Alltag. Über ihre Erzeugung und Wirkung, Bonn 2007, S. 196-232.

PATZELT, Werner (Hg.): Evolutorischer Institutionalismus. Theorie und empirische Studien zu Evolution, Institutionalität und Geschichtlichkeit, Würzburg 2007.

## MITARBEITER/-INNEN

Cathleen Bochmann, M.A.

Antje Buchholz, M.A.

Dr. Stephan Dreischer

Sebastian Heer, M.A.

Katharina Kern, M.A.

Janett Krätzschar-König, M.A.

Christoph Meißelbach, M.A.

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Giovanni Paolo Pannini: Roma Antica (1755 ) Foto: Staatsgalerie Stuttgart

**//** ICH KENNE  
ZWEI WUNDERBARE  
SPRACHEN, DIE EINE  
REDET NUR GOTT,  
DIE ANDERE REDEN  
NUR WENIGE AUS-  
ERWÄHLTE UNTER  
DEN MENSCHEN:  
DIE NATUR UND  
DIE KUNST.“

(NACH W. H. WACKENRODER, 1797)

Das Spannungsverhältnis einer transzendenten Begründung sozialer Ordnungen und unterschiedlicher Formen von Gemeinsinn soll im Teilprojekt K mit Blick auf die Funktion Roms für den Autonomisierungsprozess der Künste (Themenschwerpunkt I) sowie als soziologische Analyse der Formen ihrer Förderung und Vermarktung in der Gegenwart (Themenschwerpunkt II) bestimmt werden. Dabei wird in beiden Arbeitsbereichen Kunst vor dem Hintergrund gesellschaftlicher und ökonomischer Umbruchprozesse als wirkungsmächtiges Medium der Transzendierung und mit Blick auf eine Mobilisierung von Gemeinsinn untersucht.

#### THEMENSCHWERPUNKT I: ROMKÜNSTLER

Den Rahmen der Analysen bildet Rom als ein (von den Nationalstaaten aus gesehen) exterritorialer und als „Ewige Stadt“ selbst ‚transzendenter‘ Raum, in welchem sich die quasi-religiöse Eigentranszendierung der Künste in einzigartiger Weise vollzog. Die Tiberstadt war für Jahrhunderte externer Bezugspunkt für nicht-italienische Kunstbewegungen, innerhalb deren die stets

virulente Opposition zwischen Frankreich und Deutschland, Klassizismus und Romantik rekonstruiert wird. Das äußerte sich auch in dem unrealisiert gebliebenen Projekt einer – mit der *Académie de France à Rome* vergleichbaren – deutschen (Reichs-)Akademie. Anhand der daraus entstehenden Spannungslagen soll verständlich gemacht werden, wie dieser transnationale Kontext eine sich universalistisch verstehende ‚Künstlerrepublik‘ ermöglichte und zugleich zum Formationsort konkurrierender *nationaler* Kunstauffassungen werden konnte. Seit der Stiftung des von Colbert initiierten und durch Ludwig XIV. im Jahre 1666 erstmals vergebenen *Prix de Rome* hatten die französischen Stipendiaten die Aufgabe, Paris nach dem Vorbild des antik-imperialen Zentrums zu einem neuen Weltort der Künste zu machen.

Aber auch die deutschen, der Wiener Akademie entflohenen, Lukasbrüder bzw. „Nazarener“ wurden zu den entscheidenden Begründern eines normierenden Akademismus im 19. Jahrhundert. Sie lebten in Rom im Kloster San Isidoro nach dem Muster eines gildenähnlichen Verbandes und schufen ihre Bilder unter dem Einfluss Dürers als dem künstlerischen Repräsentanten des Nordens und Raffaels als dem des Südens. Dabei wollten sie sich in den Dienst einer Wiederbelebung des *Römischen Reiches Deutscher Nation* stellen, indem sie Ideen der romantischen Literatur und Philosophie mit Mitteln der Malerei umzusetzen suchten.

## THEMENSCHWERPUNKT II: KUNSTFÖRDERUNG UND KUNSTMARKT HEUTE

Einen Ausgangspunkt für die Analyse gegenwärtiger Umbruchprozesse im Kunstsystem, das immer noch von älteren Transzendierungsversprechen der Künste und der aus ihnen folgenden Mobilisierung von Gemeinsinn geprägt ist, bildet die Explosion der Kunstmarktpreise und das Zusammenspiel von Kunstmessen und Sammlerstrategien seit dem jüngsten Jahrhundertbeginn. Ökonomisch basiert dieser systemische Wandel auf einer Nachfrage durch neue Käuferschichten, die von einem historisch einzigartigen Liquiditätstransfer getragen wird und sich trotz der Finanzkrise des Jahres 2008/09 inzwischen re-stabilisiert hat. In diesem Kontext entstehen auch die veränderten kunstbezogenen Verhaltensmuster einer neuen, massenmedial verstärkten ‚collection culture‘.

Forschungsgegenstand sind dabei ebenso neuartige Präsentationsformen des Kunstbesitzes – von *Sammlungs-* und *Sammler*museen bis hin zu nur eingeschränkt zugänglichen ‚Art Rooms‘. Mit diesen Themenfeldern verbunden ist die Analyse neuartiger Ambivalenzen im Verhältnis des Kunstkonsums „der Reichen“ zu den an Gemeinsinn appellierenden Bemühungen staatlicher und kommunaler Instanzen angesichts der Misere öffentlicher Haushalte. Getragen werden die aktuellsten systemischen „Kunst“-Transformationen durch neue Eliten und reiche Spitzenschichten, welche – an alte Traditionen anknüpfend – in den Künsten auch ein Distinktionsmedium sehen. Insofern erlauben Analysen zum Kunstsystem mittelbar auch Rück-

PROF. DR.  
KARL-SIEGBERT REHBERG

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen  
des Urheberrechts entfernt.*

PROFESSUR FÜR SOZIOLOGISCHE  
THEORIE, THEORIEGESCHICHTE UND  
KULTURSOZIOLOGIE, TU DRESDEN

Buchhändler, Lokaljournalist, Mitarbeiter im Deutschen Bundestag, seit 1969 Studium der Soziologie und Politische Wissenschaft in Köln und Aachen, dort 1973 Promotion bei Arnold Gehlen, Privatdozent und Mitglied der Gruppe der Professoren. 1992 Gründungsprofessor für Soziologie und Inhaber des Lehrstuhls für Soziologische Theorie, Theoriegeschichte und Kulturosoziologie an der TU Dresden, 1994-1997 Dekan der Philosophischen Fakultät, am 1.10.2009 zum (ersten) Senior Professor an der TU Dresden ernannt. Wissenschaftlicher Leiter der *Dresden School of Culture* in der Dresden International University. 2003-2007 Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Gastprofessuren in Leiden, Rom, Neapel, Paris, Lausanne, Basel und Trento, seit 2009 Korrespondierendes Mitglied des Collegio San Carlo in Modena, 1996-2008 Mitglied des SFB 537 (auch als Vorstandsmitglied) und des Europäischen Graduiertenkollegs 625, seit 2009 des SFB 804. Wissenschaftlicher Koordinator des BMBF-Verbundprojektes „Bildatlas: Kunst in der DDR“. Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher Beiräte.

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Philipp Veit: Die Einführung der Künste in Deutschland durch das Christentum (1834) [Bildnachweis: Städelmuseum Frankfurt am Main](#)

schlüsse auf die Vermögens- und Reichtumslage dieser Gruppen. Mittels biographischer Tiefeninterviews werden Gruppen von Kunstsammlern vergleichend im Hinblick auf Leitbilder, Rollenmodelle und gesellschaftliche Wirkungsabsichten untersucht. Dabei geht es auch um Veränderungen des Kunstengagements von Wirtschaftsunternehmen als einem Indikator für den Wandel ökonomischer und gesellschaftlicher Beziehungen.

## LEITLINIEN DER FORSCHUNG

### THEMENSCHWERPUNKT I: ROMKÜNSTLER

Rom war seit Jahrhunderten ein Attraktionsort, der durch seine Kunstschatze und den seit Winckelmann die Renaissance noch einmal überbieten wollenden Rückbezug auf die Antike Künstler aus ganz Europa anzog. Auftrags- und Marktchancen ergaben sich dort durch die *Grand Tour* europäischer Bildungseliten und die stetig einströmenden Pilger. Untersucht wird, in welcher Weise diese gegenüber den eigenen Heimatländern *exterritoriale* Situation einerseits zu einem wichtigen Faktor für die Herausbildung autonomer Kunst und deren Universalisierung wurde, andererseits in dieser vor und zugleich transnationalen Konstellation Konkurrenzbeziehungen entstehen ließ, welche paradoxerweise zur Herausbildung *nationaler* Kunstformen und -institutionen führten.

Zwar arbeiteten in der römisch-katholischen Welthauptstadt Künstler aus vielen Nationen, traditionell aus den Niederlanden, später auch aus England und den skandinavischen Ländern. Jedoch waren Franzosen und Deutsche seit der Mitte des 18. Jahrhunderts dominant, so dass deren Konkurrenzspannungen und ihr Verhältnis zu den in Rom arbeitenden italienischen Künstlern paradigmatisch ins Zentrum gerückt werden können.

Die Zeit der „Deutsch-Römer“ begann symbolisch mit der Ankunft Johann Joachim Winckelmanns im Jahre 1755. Dieser Ära (in der 1786-88 auch Goethe in Rom weilte) folgte eine zweite Phase, die mit der Ankunft Asmus Jacob Carstens' im Jahre 1792 einsetzte und in der sich die Landschaftsmalerei von Joseph Anton Koch, Karl Philipp Fohr, Ludwig Richter, Johann Christian Reinhart u.a. entfaltete. Es ist dies auch die Periode, in der Olevano Romano als externer arkadischer Kunstort gegenüber dem seinerseits ‚externen‘ Rom wichtig wurde. Sodann verändert sich die Szene 1810 durch die Nazarener, welche im Zentrum des Katholizismus in quasi-klösterlicher Gemeinschaft die Freskenmalerei zu erneuern suchten. Eine religiöse Überhöhung der Künste wurde durch die Verbindung von romantischer Literatur (Novalis, Tieck, Wackenroder, Gebrüder Schlegel) und der kunstreligiösen Aufladung durch Schelling geschaffen, wie sie das Gemälde des Nazareners und Frankfurter Stä-

del-Direktors Philipp Veit *Die Einführung der Künste in Deutschland durch das Christentum* (1834) programmatisch vorführt, welches 1835 zeitgleich mit dem berühmteren Bild *Der Triumph der Religion in den Künsten* von Friedrich Overbeck entstand. Schließlich folgten bis zur deutschen Reichsgründung eine Fülle weiterer Künstlerpräsenzen, wie beispielsweise Franz Catel, dem sich die gemeinnützige Stiftung *Pio Istituto Catel* verdankt, oder Julius Schnorr von Carolsfeld, Anselm Feuerbach, Ludwig Richter und Franz von Lenbach u.v.a.

Einen Rahmen für das künstlerische Wirken schuf nicht nur die *Académie de France à Rome*, vielmehr war auch die ‚Urinstitution‘ der Kunstakademien, die *Accademia di San Luca*, ein maßgeblicher Bezugspunkt für die Konkurrenzen zwischen den in Rom arbeitenden Künstlern. Sie wurde zum Prototyp nicht nur für andere Akademien in Italien, sondern auch für die 1648 gegründete Pariser *Académie de peinture et de sculpture*, die *Royal Academy* in London oder die Akademien in Amsterdam, Kopenhagen, ebenso in wichtigen deutschen Residenzen. Noch nach der Etablierung der herrschaftlich repräsentativen französischen Kunstinstitution in Rom versprach die *Accademia di San Luca* ein derartiges Prestige, dass man die Bitte ihrer Mitglieder und des Principe Giovanni Pietro Bellori gerne aufgriff und sie 1676 satzungsmäßig mit der Pariser Kunstakademie verband. Trotz dieser formellen Verbindung mit Frankreich hatten vor allem deutsche Kunstströmungen auf die *Accademia* Einfluss, etwa die religiöse Romantik eines Johann Evangelist Scheffer von Leonhardshoff. Der Mitbegründer des Lukasbundes, Friedrich Johann Overbeck, wurde sogar deren Ehrenmitglied. Konkurrenzen zwischen den Nationen dürften sich auch in der Gründung der 1754 durch ein Breve Benedikts XIV. gegründeten *Accademia del Nudo* ausdrücken, deren Ausbildung im Aktzeichnen und Kopieren gegen das Monopol dieses Grundlagenstudiums in der französischen Akademie gerichtet gewesen sein soll. Nicht minder gilt das für manche Privat-„Akademie“, wie etwa die von Anton Raphael Mengs oder von Pompeo Batoni. Die Geschichte der seit 1755 immer wieder gescheiterten Versuche zur Gründung einer deutschen (Reichs-) Akademie ist vor diesem Hintergrund zu sehen.

Allerdings waren andere, über Rom hinausreichende, deutsche institutionelle Gründungen erfolgreich: Im Palazzo Caffarelli entstand auf dem Kapitolsberg das Deutsche

Archäologische Institut, also keine Lehranstalt, sondern eine Forschungseinrichtung, wie sie bis heute für die deutsche Außenwissenschaftspolitik charakteristisch geblieben ist. Im Zentrum des antiken Rom waren mit den Gesandten der preußischen Regierung wichtige Förderer und Initiatoren der deutschen Kunstentwicklung tätig, etwa Barthold Georg Niebuhr oder Wilhelm von Humboldt; in ihren Häusern bildeten sich gesellige Kreise und wurde die Gründung des *Vereins der Kunstfreunde im preußischen Staat* angeregt, der in ganz Deutschland wirken und seinen Hauptsitz in Rom haben sollte. Auch gingen die Gründung der Allgemeinen Deutschen Kunstgenossenschaft und die Idee einer deutschen Nationalgalerie auf die römischen Verflechtungen zurück, obschon letztere erst am Ende des 19. Jahrhunderts in Berlin realisiert wurde.

Die kunstsoziologische Forschungshypothese lautet, dass in diesen römischen, gewissermaßen entgrenzten Gegenwelten zu den Nationenbildungen gerade *nationale* Ästhetiken entstanden sind: im Falle Frankreichs und seines zentralistischen Akademismus als vorgedachter und organisatorisch umgesetzter Plan, in Deutschland hingegen als Ergebnis widersprüchlicher Prozesse und einer enthusiastischen Idealisierung. Dabei wird zugleich eine zweite bemerkenswerte Inversion interessant: die Verwandlung der anti-akademischen, in freien Künstlerassoziationen in Rom lebenden Nazarener, die nach der Rückkehr in ihr Vaterland zu Schöpfern eines neuen Akademismus in Deutschland wurden. Für die merkantilistischen Planungs-rationalisten fürstlicher und staatlicher *gloire* und das Projekt einer französischen „Universalmonarchie“ war Kunst ein zugleich wirtschaftliches und politisches Mittel, die eigene Ordnung zu einer überlegenen zu machen (eine Haltung, die sich noch in den großen Kunstraubzügen Napoleons I. fortsetzte). Die deutschen Künstler hingegen suchten in Rom den authentischen Ort der sogar die Geschichte noch transzendierenden Künste.

## THEMENSCHWERPUNKT II: KUNSTFÖRDERUNG UND KUNSTMARKT HEUTE

Die durchgesetzte Kunstautonomie (und damit nach wie vor verbundene Sakralisierung der Künste) wird im zweiten Themenschwerpunkt an aktuellen Umbruchprozessen im Bereich der Kunstförderung und des Kunst-sammelns untersucht, wobei auch Wandlungen der Auffassungen von Gemeinsinn sichtbar werden.

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Art Basel Miami Beach Foto: Ludwig Rauch/BMW Group AG/PR-ÖA

Hintergrund ist der „Hype“ auf dem Kunstmarkt im letzten Jahrzehnt mit seinen strukturellen Verwerfungen im Zeitalter des Finanzkapitalismus. Hier entstanden kunstbezogene Verhaltensmuster in einer neuen gehobenen ‚Popkultur‘ (‚Kernmarke‘), in welcher Kunst „heißer als Mode“ und erfolgreicher als die Krisenmärkte der Popmusik und des Films geworden zu sein scheinen.

Die Entwicklung globaler Märkte zeigt sich etwa im steigenden Einfluss von internationalen Kunstmessen. Ergänzt wird das durch eine zunehmend auf Großereignisse zentrierte Ausstellungskultur. Das hat für die öffentlichen Museen in ihrer Funktion als Leitinstitutionen des Sammelns und der Geltungskünste ambivalente Folgen. Im Kontext dieser veränderten Tektonik der Kunstwelt sollen die sich wandelnden Formen der Kunstförderung und des Sammelns einerseits am Beispiel veränderter unternehmerischer Kulturinitiativen, andererseits am Beispiel des Kunstkonsums neuer Geldeliten untersucht werden. Dabei ist danach zu fragen, ob sich hier neue Formen einer „bürgerlichen“ Gemeinnsinnsorientierung entwickeln.

Ein *Untersuchungsfeld* ist der Analyse der Kunstförderung von Wirtschaftsunternehmen (Banken eingeschlossen) im Spannungsfeld ökonomischer und kommunikativer Globalisierungsprozesse gewidmet. Vermutet wird eine zunehmende Ablösung mäzenatischer Aktivitäten, zuerst durch Sponsoring, inzwischen verstärkt auch durch Kunstprojekte, die der bilanztechnischen Wertschöpfung dienen sollen und kurzfristig image-orientiert sind. Schließlich sind

Kunstmesse in Dubai (Mai 2007) Foto: Lutz Jäkel

neueste Beispiele des Wechselverhältnisses einer künstlerischen *Project Art* mit Strategien der Kreativitätssteigerung in Unternehmen zu behandeln.

Eine Ausgangshypothese für diese Fragestellung ist, dass sich im Bereich unternehmerischer Kunstförderung eine Generationsablösung innerhalb der Firmenleitungen vollzieht, die mit einer grundlegenden Verschiebung kultureller Handlungslogiken verbunden ist. Die Kalküle eines „neuen Geistes des Kapitalismus“ (Luc Boltanski/Ève Chiapello) könnten in Verbindung mit marketingstrategischen Ad-hoc-Bündnissen ein kontinuierliches Kulturengagement unterhöhlen. So dürfte mit diesen neuen Formen eines manageriellen Kunstengagements auch eine Entkoppelung von traditionell-mäzenatischen Werten verbunden sein. An die Stelle bürgerlich-öffentlicher *Gemeinnsinnsorientierung* träte dann zunehmend das Interesse an einer unternehmenszentrierten *Gemeinschaftsmobilisierung*.

In einem weiteren *Untersuchungsfeld* wird exemplarisch der Zusammenhang von Reichtumsentwicklung und einer damit zusammenhängenden Herausbildung neuer Akteursgruppen erforscht. Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen neue Figurationen im Feld des Sammelns durch repräsentative Eliten von (zunehmend auch aus Asien, Lateinamerika oder Osteuropa stammenden) ‚Globalisierungsgewinnern‘ und neuen Vermögenseliten. Dem exorbitanten Sammeln von Kunstobjekten korrespondiert im Feld der Präsentation eine tendenzielle Abkehr von tra-



ditionellen Gesten des Gebens. Dieser Bedeutungswandel zeitgenössischer Bildkünste für die Repräsentationsansprüche gesellschaftlicher Maßgeblichkeitsschichten wird im Hinblick auf Leitbilder, Rollenmodelle und gesellschaftliche Wirkungsabsichten hin analysiert.

Solche Entwicklungen legen den Schluss nahe, dass sich die „Sakralisierung“ profanen Reichtums durch die Künste auch in säkularisierten Welten als stabiler erweise als die gemeinsinnigen Aktivitäten in Bürgergruppen, die durch Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen miteinander vernetzt sind. Gleichzeitig ist die Kulturpolitik zunehmend gezwungen, an die damit verbundene zivilgesellschaftliche Verantwortlichkeit zu appellieren. So gibt es zunehmend dringlicher werdende ‚Gemeinsinnszumutungen‘ der Öffentlichkeit an die eben beschriebenen Gruppen, wobei die von diesen entwickelten Praktiken im Kulturbereich untergründig zu einer Relativierung der öffentlichen Kulturinstitutionen führen können. Besonders die zu untersuchenden Veränderungen einer maßgeblichen, durch die neuen Käufer-, Sammler- und Nutzerschichten vollzogenen Kapitalisierung der institutionellen Kunstzusammenhänge (bis hin zu einem schwer kontrollierbaren System für Geldwäsche) zeigen gravierende Folgen für das traditionelle *staatliche* System der Kunstförderung.

Relevant werden vor diesem Hintergrund die vielgepriesenen Modelle einer *public private partnership*. Aktuell zeichnet sich jedoch eine Enttäuschung auf Seiten der Repräsentanten wichtiger Kulturinstitutionen ebenso wie ein programmatischer Rückzug der privaten Kunstsammler von derlei privat-öffentlichen Mischformen ab. An die Stelle der Stiftung oder Dauerleihgabe für öffentliche Museen (die, wie jüngste Beispiele erneut belegen, die Chance zur privaten Kultursteuerung durch einzelne Großsammler möglich macht) treten neuartige Formen einer halböffentlichen Privatisierung der erworbenen Werke in Sammlermuseen oder exklusiven Präsentations-Orten, welche die Sammler nach Belieben öffnen oder abschotten können.

Die durch Kunstkonsum erzeugte Visibilisierung „reicher“ Gruppen und Schichten in einer ansonsten „unsichtbaren Klassengesellschaft“ macht die Untersuchung der ästhetischen (Selbst-)Erhöhung durch die Bildkünste zugleich zu einem Beitrag zur zeitgeschichtlichen und kulturwissenschaftlichen Reichtums- und Elitenforschung.

Nicht zuletzt werden die damit verbundenen Transformationen der Künstlerrolle und ihrer Funktion für die Transzendierungsleistung der Künste in die Untersuchungen einbezogen. Seit der – anfangs noch provokativ wirkenden – strategischen Selbstvermarktung der amerikanischen *Pop Art* in den 1960er Jahren ist eine Veränderung des Fremd- und Selbstbildes der Künstler zu beobachten. Das gilt nicht nur für die in internationalen Rankings gelisteten Erfolgskünstler, sondern auch für die bei entsprechender Marktbeschleunigung schon in den Kunsthochschulen entdeckten (und oft schnell wieder vergessenen) ‚emerging artists‘.

## LITERATUR

KAISER, Paul / REHBERG, Karl-Siegbert (Hg.): Enge und Vielfalt. Auftragskunst und Kunstförderung in der DDR, Hamburg 1999.

MARX, Barbara / REHBERG, Karl-Siegbert (Hg.): Sammeln als Institution. Von der fürstlichen Wunderkammer zum Mäzenatentum des Staates, München 2006.

REHBERG, Karl-Siegbert / SCHMIDT, Hans-Werner (Hg.): 60/40/20. Kunst in Leipzig seit 1949 [Ausstellungskatalog Museum der bildenden Künste Leipzig und der Kunsthalle der Sparkasse Leipzig], Leipzig 2009.

VERGOOSSEN, Manuela: Museumsvereine im 19. Jahrhundert. Ein typologischer Vergleich charakteristischer Beispiele, Neuried 2004.

VERGOOSSEN, Manuela: Kunstvereinskunst. Status stabilisierende Aspekte bürgerlicher Bilder in Kunstvereinen des 19. Jahrhunderts [Habilitationsschrift, Dresden 2010].

## MITARBEITER/-INNEN

Dr. des. Tino Heim

Dr. Paul Kaiser

PD Dr. Dominik Schrage

PD Dr. Manuela Vergoossen

Dr. Patrick Wöhrle

## DAS PLANBARE UND DAS UNVERFÜGBARE.

### MODELLE VON TRANSZENDENZ UND GEMEINSINN IN ARCHITEKTUR UND STÄDTEBAU IM 20. JAHRHUNDERT

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Le Havre: Place de L'Hôtel-de-Ville Foto: [Hans-Georg Lippert](#)

**//** IN ARCHITEKTONISCHEN VISIONEN, IM GEBRAUCH UND IN DER WAHRNEHMUNG VON ARCHITEKTUR MANIFESTIEREN SICH KONSTRUKTIONEN GESELLSCHAFTLICHER IDENTITÄT.

Das Teilprojekt betrachtet planerische, gestalterische und lebensweltliche Modelle von Transzendenz und Gemeinsinn in Architektur und Städtebau des 20. Jahrhunderts sowie deren mediale Repräsentation. Es analysiert den häufig damit verbundenen demiurgischen Anspruch und fragt darüber hinaus nach der symbolischen Bedeutung von Baumaterialien und Konstruktionsweisen. Im Mittelpunkt der Untersuchung steht die parallele, teilweise vergleichende Betrachtung von Beispielen aus Frankreich, Deutschland und den USA; zeitlicher Schwerpunkt ist die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Das 20. Jahrhundert ist geprägt durch weitreichende soziale und politische Veränderungen, die sich in euphorischer Aufbruchsstimmung darstellen, zugleich aber auch als krisenhaft erfahren wurden. Der eine Pol dieses Spannungsfeldes manifestiert sich in Strömungen, die den technisch-sozialen Entwicklungsprozess als Fundament für neue, architektonisch formulierte Ideen von Gemeinsinn und von innerweltlichen Transzendenzenerfahrungen nutzen. Ihr Leitbild ist die Metaphysik der Maschine, die Verfügbarmachung

des bisher Unverfügbaren zum Wohle aller und zur Schaffung einer besseren Welt; ihr Feindbild ist das in Tradition Gebundene und dem Zugriff Entzogene. Der andere Pol wird markiert durch Visionen, die das Bauen an Unhinterfragbares und Unverfügbares anbinden. Sie suchen Halt in der Tradition, in der Geschichte und im zeitlos Gültigen. In ihrem Kontext werden Bildende Kunst, Architektur und Städtebau zum Felsen in der Brandung, zur Kompensation für den Verlust früherer Glaubenswahrheiten und damit zu „Rückzugsorten der Metaphysik und Erfahrungsmodi von Transzendenz“ (Hans Vorländer).

An einigen Punkten der Entwicklung, besonders im Wiederaufbau nach den beiden Weltkriegen, in der Konsolidierungsphase der USA nach 1890 oder in der politischen Systemkonkurrenz der 1930er und 1950er Jahre kommt es zu spannungsvollen Überlagerungen zwischen den beiden Polen. Aus diesem Bezugsrahmen werden exemplarisch fünf Themenfelder bearbeitet, die an Kristallisationspunkten dieser Entwicklung stehen und wechselseitig aufeinander bezogen sind. So wird als Grundlage für die weiteren Arbeitsfelder die Bedeutung von Materialität sowohl in der Bautechnologie als auch in der Architekturwahrnehmung erforscht. Zwei weitere Projektbereiche befassen sich mit den Konstruktionen von Identität im Wiederaufbau nach den beiden Weltkriegen, wobei der städtebaulichen (Neu-) Ordnung als Ausdruck der Gesellschaft eine besondere Bedeutung zukommt. Diese Überlegungen werden flankiert von Untersuchungen zur Planung zentraler Stadträume und Gemeinschaftsbauten, um anhand der Gestaltung der „Mitte“ Rückschlüsse auf die Funktionsweisen symbolischer Aufladung von Architektur in einer modernen, säkularen Gesellschaft ziehen zu können. Ein fünfter Bereich widmet sich vergleichend dazu der Bedeutung historisierender Campusplanungen in den USA für die Konstituierung einer Universitätsgemeinschaft.

Die Projektbereiche sind in mehrfacher Hinsicht miteinander verflochten: Äußerlich durch den betrachteten Zeithorizont oder den geographischen Rahmen, vor allem jedoch inhaltlich durch den je individuellen Bezug auf folgende vier Betrachtungskategorien:

### **1. Agora und Void.**

*Die Inszenierung der Mitte in Architektur und Städtebau.*

Architektonische Visionen menschlichen Zusammenlebens gipfeln häufig in monumentalen Gemeinschaftsbauten. Für diese Bauten wird oft kein Inhalt vorgeschlagen, an die Stelle traditioneller Symbolisierungen von Transzendenz wie Kathedrale oder Schloss tritt der leere, wenngleich baulich überhöhte Ort oder sogar der von materieller Substanz losgelöste, metaphorisch überhöhte Begriff.

### **2. Mensch und Maschine.**

*Die Technik als Mittel der Transzendenz Erfahrung.*

Die industrielle und maschinelle Produktion von Architektur wird einerseits als notwendiges Übel einer rationellen und kostengünstigen Bau-

**PROF. DR.  
HANS-GEORG LIPPERT**

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen  
des Urheberrechts entfernt.*

**PROFESSUR FÜR BAUGESCHICHTE,  
TU DRESDEN**

Nach dem Architekturstudium an der Universität Kaiserslautern und der TH Darmstadt war Hans-Georg Lippert von 1984-1988 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachgebiet Baugeschichte der TH Darmstadt. Dort folgte auch die 1989 abgeschlossene Promotion zur Entwicklung des stadtbürgerlichen Wohnhausbaus an der Wende zur Neuzeit. Von 1990-1997 übernahm er, neben seiner Tätigkeit als Architekt und Bauhistoriker bei der Dombauverwaltung Köln, Lehraufträge an der Universität Dortmund, der RWTH Aachen und der FH Köln. Im Jahr 1997 wurde Hans-Georg Lippert an der Universität Dortmund mit Forschungen zur Debatte um die symbolhafte Bedeutung des Kölner Doms im 20. Jahrhunderts habilitiert. Seit 1998 hat er die Professur für Baugeschichte an der Fakultät Architektur der TU Dresden inne. Dort war Hans-Georg Lippert u. a. von 2003-2008 als Leiter des Teilprojekts U (Architekturgeschichte) im SFB 537 „Institutionalität und Geschichtlichkeit“ tätig und ist seit 2006 Mitkoordinator des Forschungsnetzwerks „Neue Tradition“, dessen Ziel die kritische Analyse traditionalistischer Architekturströmungen im 20. Jahrhundert ist.

produktion angesehen, andererseits pries Henry van de Velde bereits 1912 Maschinen als „Geschöpfe einer höheren Stufe“.

### 3. Unbehaustheit und Heimat.

*Die Stiftung von Gemeinsinn durch Traditionalismus und durch eine neue Bürgerlichkeit.*

Nicht nur die Kirchen möchten der modernen Immanenz ein Transzendenz und Gemeinsinn stiftendes Modell entgegensetzen, das in der Vergangenheit verankert wird. Auch im Alltag sollten die Verwerfungen der Moderne aufgefangen werden im supranationalen Sicherheitsversprechen einer neuen Bürgerlichkeit.

### 4. Weltbaumeister und Ingenieur.

*Der Architekt als „Rivale des Schöpfers“.*

Planungen des 20. Jahrhunderts sind häufig von einem Universalitätsanspruch geprägt, da sie einen Architekten erfordern, der alles vorausdenkt und als „Gestalter einer Totalität des Lebens“ (Hans Poelzig) auftritt. Er konstruiert Gemeinsinn ex nihilo und verkörpert Transzendenz in eigener Person.

Aus dem durch diese Kategorien eröffneten Spannungsfeld erwächst eine Methodik, mit deren Hilfe Prozesse und Mechanismen analysiert und Leitbegriffe herausgearbeitet werden. Vor allem hierin und in der engen Vernetzung der Projektbereiche liegt das innovative Potenzial des Teilprojekts. Darüber hinaus ergeben sich Möglichkeiten konkreter Zusammenarbeit mit anderen Projekten, etwa den Sozialwissenschaften und der Politikwissenschaft, aber auch mit der Kunstgeschichte, Technikgeschichte und Theologie.

## PROJEKTBEREICH 1:

### MATERIALITÄT UND BEDEUTUNG.

#### BAUTECHNOLOGIE UND

#### ARCHITEKTURWAHRNEHMUNG

#### IM 20. JAHRHUNDERT.

Der Zusammenhang zwischen Konstruktion, Material und Form ist seit dem 19. Jahrhundert ein zentrales Thema des architekturtheoretischen Diskurses und schlägt sich bis heute in der Forderung nach „Materialgerechtigkeit“ und „konstruktiver Ehrlichkeit“ nieder. Ungeachtet dessen hat sich erst in jüngster Zeit ein Bewusstsein der spezifischen Materialität der Architektur

der Moderne herausgebildet. Materialien und Konstruktionen sind dabei nicht nur Träger von Bedeutung, von gestalterischen Ideen und Visionen, sondern ermöglichen über ihre funktionale Bestimmung hinaus Erfahrungen individueller Entgrenzung, wie sie beispielsweise Ilja Ehrenburg 1927 angesichts seines Besuchs im Dessauer Bauhaus eindringlich schilderte, welches „ganz aus einem Stück gegossen zu sein scheint wie ein beharrlicher Gedanke, und seine Glaswände, die einen durchsichtigen Winkel bilden, mit der Luft verfließend und doch von ihr getrennt durch einen exakten Willen“. Gerade am Beispiel Glas wird deutlich, wie sich die Bedeutungszuweisung und gemeinsinnliche Wahrnehmung eines Materials grundlegend verändern kann: Verkörperte bis in die 1930er Jahre Glas als kristalliner Baustoff die expressionistische Vision einer körperlosen, elementaren Architektur, setzte sich nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland immer mehr die Konnotation als Ausdruck einer modernen, „transparenten“ Demokratie durch. Die Analyse dieses Wandels und seine Auswirkung auf die Materialhierarchie, der eine normative Semantik in Frage stellt, verspricht aus ungewöhnlicher Perspektive Erkenntnisse zu den Betrachtungskategorien Agora und Void und Unbehaustheit und Heimat, findet doch die Bedeutungszuschreibung an Materialien im Spannungsfeld zwischen dem architektonischen Versprechen von Dauerhaftigkeit und regionaler Identität sowie der Tendenz zur Immaterialität und Leere als Voraussetzung individueller Transzendenz Erfahrung statt. Neben den Codierungen werden jedoch auch Verarbeitungstechnologien und Oberflächenqualitäten untersucht. Während die Materialeigenschaften als „inneres Materialdesign“ nach Kategorien von Funktionalität, Bearbeitungsfähigkeit und Ökonomie beschrieben werden können, geht es beim Oberflächendesign um die Produktion von ästhetischen Qualitäten und um die bildhafte Inszenierung von Atmosphären. Dieses Auseinandertreten geht einher mit einer allgemeinen Dominanz der technisch vermittelten Wahrnehmung und führt letztlich zu einer maschinell gebundenen Entstofflichung der Ästhetik. Aus dem Verständnis der Architekturoberfläche als Bedeutungs- und Informationsträger, als Schnittstelle zwischen Bauwerk und Benutzer, ergibt sich die Verbindung eines diskursanalytischen Ansatzes mit der parallelen Überprüfung der schriftlichen und bildlichen Quellen am konkreten Bauobjekt, etwa durch die Auswertung restauratorischer Untersuchungen.

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Rotterdam, Van Nelle Fabrik Foto: [Andreas Schwarting](#)

## PROJEKTBEREICH 2: DIE RUHE NACH DEM STURM. KONSTRUKTIONEN VON IDENTITÄT IM WIEDERAUFBAU FRANKREICHS, BELGIENS UND OSTPREUSSENS NACH 1914.

Der Erste Weltkrieg zeichnete eine Schneise der Zerstörung durch Europa. Während russische Truppen in Ostpreußen Bausubstanz vernichteten, verursachte der Durchmarsch deutscher Truppen durch Belgien und erst recht der anschließende Stellungskrieg in Frankreich die Zerstörung ganzer Landschaften. Architektur rückte als bedrohtes Kulturgut in die öffentliche Wahrnehmung und erlangte hinsichtlich ihres identifikationsstiftenden Symbolwerts für die Gemeinschaft nationale Wichtigkeit. Ein die Kriegshandlungen begleitender propagandistischer Kampf um kulturelle Überlegenheit schrieb mit einem Mal auch Bauten und Kunstwerken in der Provinz den Wert höchster und spezifisch nationaler Kultur zu. Im Krieg und in der Aufbauphase danach wurde daraufhin eine doppelte Kompensationsleistung gefordert: Wiedergutmachung für die Kriegszerstörungen und zugleich für den Verlust von Traditionsbindung in einer Industriegesellschaft, für die der Weltkrieg als drastische Metapher diente. So erhofften sich die Verantwortlichen in Frankreich mit dem Wiederaufbau zugleich eine „reconstitution“, eine Wiederherstellung der französischen Gesellschaft. Die hierfür geforderte „Architecture bien de chez nous“ (Marc Bédarida) mit Identität und Gemein-sinn stiftenden Strategien fand in Deutschland ihre Par-

allele in der Suche nach „Heimat“ als Kompensation für die „transzendente Obdachlosigkeit“ (Georg Lukács) – ein Versuch, der kriegsbedingten Unbehaustheit der Bevölkerung im konkreten und übertragenen Sinne entgegenzuwirken. Der anschließende Diskurs, der sich über der Leerstelle der baulich wie ideologisch verlorenen Mitte entfaltet, gilt dem Spannungsfeld von Agora und Void. Offenbar kann sich der wiederaufbauende Architekt anlässlich der Dramatik der apokalyptischen Situation über seine Rolle als Wiedererwecker authentischer Wohnhaustraditionen hinaus zudem als Gestalter ganzer Landschaften, als Weltbaumeister und Ingenieur ins Spiel bringen. Es ist zu klären, wie sich diese Entwicklung im Diskurs der Zeit spiegelt, wie sie in neue Begriffe gefasst wird und welche Nachwirkung sie entfaltet. An Beispielen aus Belgien, Nordfrankreich und Ostpreußen werden die Mechanismen sowohl zur Heimatbindung wie zur Generierung von Transzendenz und Gemein-sinn erforscht, denn die Zerstörungen betrafen die Staaten beider Lager und bieten somit Vergleichsmöglichkeiten zwischen den Wiederaufbaukonzepten.

## PROJEKTBEREICH 3: HOMOGENITÄT UND DIVERSITÄT. KONSTRUKTIONEN VON IDENTITÄT IM WIEDERAUFBAU FRANKREICHS NACH 1940.

Der französische Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg markiert eine Phase der Umbrüche nicht nur unter politischen und sozioökonomischen, sondern auch unter städtebaulichen und architektonischen Aspekten. Die Kriegszerstörungen trafen so unterschiedliche Städte wie die Residenz- und Hochschulstadt Caen, das Seebad Royan, die Hafenstädte Dunkerque, Le Havre und Saint-Malo oder die Arbeiterstädte Saint-Dié und Maubeuge. Sie zwangen nicht nur Neues zu schaffen, sondern ermöglichten auch – unabhängig von Bestehendem – über grundsätzliche Fragen wie das Bild der Stadt nachzudenken. So erklärte das Ministerium für Wiederaufbau die Städte Dunkerque, Le Havre, Royan und Saint-Dié neben Calais und Toulon zu „laboratoires de recherche sur l'urbanisme“.

Anhand ausgewählter Städte sowie des zeitgenössischen Diskurses wird erforscht, wie Architekten und Stadtplaner versuchten, die Städte neu zu strukturieren und gleichzeitig das bestehende historische Erbe zu sichern. Wie wer-

den ortsprägende Elemente der Agora hierarchisiert und welcher Stellenwert wird traditionellen Institutionen wie Kirchen oder Rathäusern im Stadtbild zugewiesen? Moderne Stadtplanungen, etwa Le Corbusiers Entwürfe für Saint-Dié und La Rochelle, huldigen einer Maschinenbegeisterung, die selbst durch ihr Scheitern zum Erkenntnisgewinn im Verhältnis von Mensch und Maschine beiträgt. Über die Raumstrukturen hinaus ist die Stadt, ihre Materialität und Farbigkeit, aber auch ihre kanonische Wahrnehmung Teil der kollektiven Erinnerungen und Teil dessen, was man im Deutschen mit „Heimat“, im Französischen am ehesten mit „identité régionaliste“ beschreibt. Bei aller materiellen Zerstörung bleibt die historische Stadt als ein Fundus von „Zeichen“ bestehen, und obwohl die zentralistische Organisation des Wiederaufbaus oft nicht das „Heimatgefühl“ der Einheimischen berücksichtigte, wurde teilweise versucht, mithilfe dieser „Zeichen“ Heimat zu schaffen: Durch die Verarbeitung von „lokalpatriotischem“ Material sollte über Traditionsbezüge und Ortsidentität an die Geschichte angeknüpft und somit dem Gefühl der Unbehautheit entgegengewirkt werden. Diese Wiederaufbauplanungen lagen in der Hand eines „architecte en chef de reconstruction“, der durch das Ideal der „austerité“ und seine amtscharismatische Legitimation als allmächtiger Demiurg, als Weltbaumeister und Ingenieur, erschien. Es ist zu fragen, wie bei einer Generation, die den Begriff construire mit der Erschaffung von Welten gleichsetzte, die notwendige Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen und Fachleuten zwangsläufig zum Wandel im Selbstverständnis führte.

#### PROJEKTBEREICH 4:

##### TOPOS UND POLIS.

##### ZENTRALE STADTRÄUME UND

##### GEMEINSCHAFTSBAUTEN IN FRANKREICH

##### UND DEUTSCHLAND 1900-1960.

Die unruhige Zeit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erweckte den Wunsch nach dauerhaftem symbolischen Ausdruck in Architektur, vor allem auch dort, wo politische und soziale Werte und Ideale traditionell kulminieren: in zentralen Stadträumen und Gemeinschaftsbauten. Einer modernen und säkularen Gesellschaft war es jedoch nicht mehr möglich, hierfür die alten Institutionen wie die Kirche oder das Patriziat zu bemühen. Stattdessen mussten neue Anknüpfungspunkte geschaffen werden. Die bauliche Umsetzung führte zu Architekturensembles, die am

ehesten mit dem in den USA im Umkreis des City-Beautiful-Movement geprägten Begriff „Civic Center“ gefasst werden können. Diese Bauten werden im Spannungsfeld zwischen Zweckerfüllung und symbolischer Überhöhung, gegliederter Funktionsvielfalt und multifunktional nutzbarer Leere (Void) errichtet: Auf diese Weise entsteht die Agora einer neuen Polis (durchaus im idealisiert antiken Sinne), und dieser Polis wird ein Ort, ein Topos gestiftet. 1926 lieferte der Dichter Paul Valéry mit seinem Text „Eupalinos ou l'Architecte“ dazu das literarische Manifest einer „kulturellen und sozialen Geordnetheit in hierarchisch gebauter Fügung“ (Christian Freigang).

Anhand von Planungen für Industriestädte in Deutschland und Frankreich untersucht der Projektbereich, welche Werte in den Bauten ihren Ausdruck finden, und ob der politisch-moralische Anspruch mit dem verwendeten gestalterischen Apparat zur Deckung zu bringen ist. Auch Bürgermeister, die dem Ideal einer Arbeiterdemokratie verpflichtet waren, gaben oft klassischen Architekturformen den Vorzug. Damit versuchten sie, die Herausforderungen des gesellschaftlichen Wandels durch konservative Gestaltungsansätze zu mildern (den proletarius zum classicus aufzuwerten) und den Bürgern eine Heimat in der Unbehautheit der Moderne zu schaffen. Aber auch weil es sich um Städte handelt, deren Bewohner täglich der Realität der Maschine ausgesetzt waren, bemühen die Entwürfe für die neue Agora statt einer Industrieästhetik die Vertrautheit und Schönheit der klassischen Form. Dieses Phänomen verspricht spannende Erkenntnisse zur Beziehung zwischen Mensch und Maschine.

#### PROJEKTBEREICH 5:

##### CAMPUS ALS KOSMOS.

##### AMERIKANISCHER UNIVERSITÄTSBAU 1890-1940.

Um 1900 wurden für die inzwischen etablierten amerikanischen Universitäten vermehrt Gesamtplanungen erstellt, die den Geist der Universität verkörpern sollten. Bei diesen Planungen lassen sich gleichsam „unter Laborbedingungen“ Transzendenzmechanismen und die Generierung von Gemeinsinn untersuchen: Einerseits wird die amerikanische Universitätsgemeinschaft durch den Campus klar definiert und von der Umgebung getrennt, andererseits zeichnet sie sich durch einen raschen Generationswechsel aus, sodass Mythen und Traditionen schneller entstehen können. Die Angehörigen einer



amerikanischen Universität verstehen sich zudem in einem hohen Maße als Gemeinschaft, konstituiert durch strukturierende Rituale in einem Studienalltag, für den wiederum die Architektur den Rahmen bereitstellt. Spannend ist in diesem Zusammenhang eine bauliche Besonderheit der Campusuniversität, die seit Thomas Jeffersons University of Virginia ein fester Bestandteil der Anlage zu sein scheint: die zentrale Rasenfläche. Mit Blick auf diesen Void der Universitätsagora ist einerseits zu fragen, wie der freie Platz bespielt und räumlich gefasst wird, andererseits, wie Hierarchisierung konstituiert und ein Gesellschaftsmodell in Architektur umgesetzt wird. Da amerikanische Colleges Studienanfängern das gesamte Lebensumfeld bieten, werden sie zu einer Heimat auf Zeit. Die Wahrnehmung und Bedeutungsaufladung der Architektur als Heimat vollzieht sich jedoch nicht nur im direkten Umgang mit ihr, sondern auch räumlich und zeitlich von den Bauwerken getrennt als Erinnerungsbild. Wie Architektur die Erinnerung strukturieren kann, um trotz der räumlichen Trennung die lebenslange Bindung der ehemaligen Studenten an ihre Universität zu stärken, ist ein wichtiger Aspekt in der Debatte um Unbehaustheit und Heimat. Obwohl amerikanische Colleges mit moderner Technik erbaut werden, bestimmt der Anschein rein handwerklicher Bauweisen ihr Erscheinungsbild. Technik als Mittel einer zeitgemäßen Transzendenzerfahrung wird negiert, was wiederum Aufschlüsse zum Verständnis des Verhältnisses von Mensch und Maschine verspricht. Die Planung eines Universitätscampus ermöglicht es dem Architekten als Weltbaumeister und Ingenieur, die Gesamtheit des (Universitäts-) Lebens zu gestalten und damit seinen Universalitätsanspruch einzulösen.

## AUSBLICK

In den folgenden Projektphasen ist geplant, die Ergebnisse der fünf Bereiche in zeitübergreifende Diskurstraditionen einzubinden, etwa zu Regionalismus und Internationalität, Wohnlichkeit und Heimat sowie in die Systemkonkurrenz westlicher „Democracy“ versus „sozialistische Stadt“. Dabei steht die Analyse von Technik und Technokratie als Modus von Transzendenz in Architektur, Urbanistik und deren mediale Vermittlung im Zentrum des Interesses. Auf der Basis dieser historischen Untersuchungen erfolgt in einem abschließenden Schritt die Untersuchung und Neubewertung aktueller Diskussionen wie das Unbehagen an der architektonischen Moderne, die Suche nach der „europäischen Stadt“ sowie die gesellschaftliche Relevanz der Denkmalpflege.

***Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.***

Dresden-Pillnitz, Friedrichsgrund

Foto: Hans-Georg Lippert

## LITERATUR

KÖTH, Anke/KRAUSKOPF, Kai/MINTA, Anna/SCHWARTING, Andreas (Hg.): Building America (Bd. 1 Die Erschaffung einer neuen Welt, Dresden 2005; Bd. 2 Migration der Bilder, Dresden 2007; Bd. 3 Eine große Erzählung), Dresden 2008.

LIPPERT, Hans-Georg/KRAUSKOPF, Kai/ZASCHKE, Kerstin (Hg.): Neue Tradition, Bd. 1 Konzepte einer antimodernen Moderne in Deutschland von 1920-1960, Dresden 2009; Bd. 2 Vorbilder, Mechanismen und Ideen, Dresden 2010; Bd. 3 Europäische Architektur im Zeichen von Traditionalismus und Regionalismus, Dresden 2010.

KÖTH, Anke: Wolkenkratzerkirchen. Ein amerikanischer Bautyp der 1920er Jahre, Dresden 2010.

SCHWARTING, Andreas: Die Siedlung Dessau-Törten. Rationalität als ästhetisches Programm, Dresden 2010.

LIPPERT, Hans-Georg: Historismus und Kulturkritik. Der Kölner Dom 1920-1960 (Studien zum Kölner Dom, Bd. 7), Köln 2001.

## MITARBEITER/-INNEN

Dipl.-Ing. Rut-Maria Gollan

Dr.-Ing. Kai Krauskopf

Maren Lübnitz

Dipl.-Ing. Kerstin Zschke

## DAS FORTSCHRITTSVERSPRECHEN VON TECHNIK UND DIE ALTRUISMUSBEHAUPTUNG DER INGENIEURE IN DER TECHNOKRATISCHEN HOCHMODERNE (CA. 1880 - 1970)

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Gedenktafel für die Opfer des Absturzes der B-152, 1959, Friedhof Dresden-Klotzsche  
Foto: [Detlev Fritsche](#)

**/// SELBSTLOSIGKEIT  
ALS GEMEINSINN.  
WIE ES INGENIEUREN  
GELANG, DEN FORT-  
SCHRITTSOPTIMISMUS  
DER EPOCHE MIT VER-  
TRAUENSWÜRDIGKEIT  
UND FASZINATION  
AUSZUSTATTEN.**

Zwischen 1880 und 1970 beflügelte der Glaube an den technischen Fortschritt einen Technikenthusiasmus, der zu einer der zentralen Geltungsgeschichten der Hochmoderne geriet. Dieses Phänomen ist in hohem Maße erklärungsbedürftig. In dem Maße, wie das Vertrauen in die Fähigkeiten der Technik wuchs, soziale und kulturelle Probleme lösen zu können, erfuhr Technik eine nahezu heilsgeschichtliche Bedeutung. Diese Entwicklung scheint vor allem durch eine selbst attestierte Gemeinwohlorientierung der Ingenieure gefördert worden zu sein. Das Projekt untersucht, wie eine weithin akzeptierte Altruismusformel die partikularen Interessen der Ingenieure zu einer statuserhöhenden und gegen Kritik immunisierenden Gemeinsinnsbehauptung transzendierte.

Zu den prägenden Phänomenen der „technokratischen Hochmoderne“, die sich in etwa auf die Jahre zwischen 1880 und 1970 eingrenzen lässt, zählt ein szientistisch befeuertes Fortschrittsversprechen von Technik. Dieses diente auch dazu, Zukunft und Technik als Ressourcen zur Erfah-

rung von Transzendenz zu erschließen. Wir können diese Epoche zwar auf diese Weise charakterisieren, doch wissen wir noch viel zu wenig über die konstituierenden und stabilisierenden Bedingungen, die deren Einheit und Epochencharakter begründeten. Daher gilt das erkenntnisleitende Interesse unserer Forschungen jenen Konstellationen, die für die Entstehung und das robuste Beharrungsvermögen eines omnipräsenten Technikoptimismus sorgten, der auf der Vermutung unbegrenzter Steigerungsfähigkeit für das Gemeinwohl einsetzbarer technischer Mittel gründete.

Die zentrale Hypothese unseres Forschungsprojektes ist, dass eine Altruismusbehauptung der Ingenieure, die als Hauptträger der „technokratischen Hochmoderne“ identifiziert werden können, den technisierten Fortschrittsoptimismus mit einem hohen Maß an Vertrauenswürdigkeit und Faszination ausstattete. Über die Altruismusformel wurden partikulare Interessen dieser Berufsgruppe zu einer statuserhöhenden und gegen Kritik immunisierenden Gemeinssinnsbehauptung transzendiert. Während erstens die Altruismusbehauptung für die Gruppe der Ingenieure einen gemeinsamen Bezugspunkt bildete und in diesem Sinne gemeinsinnig war, formten technisierte Fortschrittserwartungen zweitens einen über diese Gruppe hinausgreifenden „common sense“, der den zu untersuchenden Zeitraum „technokratische Hochmoderne“ in seiner Gesamtheit charakterisiert. Ingenieure scheinen sich drittens nicht nur eine innovative Funktion zugewiesen, sondern ebenso, indem sie technischem Handeln per se eine Gemeinwohlorientierung attestierten, eine kurative Funktion reklamiert zu haben. Leitfrage unserer Untersuchungen ist daher, in welchem Ausmaß die von uns angenommene Altruismusbehauptung normativ konnotierten technischen „Fortschritt“ wesentlich gestützt und wiederholt befruchtet hat, vice versa aber auch, wie das technische Wandel eingeschriebene Zukunftspathos die Gemeinssinnsbehauptung der Ingenieure stabilisiert und vitalisiert hat.

In dem Teilprojekt werden drei systematisch und historisch eng verwobene Diskursbereiche unterschieden, in denen sich Selbst- und Fremdeutungen der Ingenieure sowie das Fortschrittsversprechen der „technokratischen Hochmoderne“ einerseits zwar aufeinander Bezug nehmend formierten, zum anderen gleichwohl in je spezifischer Form manifestierten. Diese Diskursbereiche bilden zugleich von einander abgrenzbare Untersuchungsfelder unseres Forschungsprojektes: Erstens werden die Einführung von neuen Technologien sowie der Umgang mit denselben in den Blick genommen. Dabei dienen Energie- und Produktionstechnologien sowie die Technisierung des Alltags als Beispiele. Zweitens werden in einem weiteren Forschungsfeld Konzeptionen des technisierten Zukunftspathos in Gestalt technischer Utopien untersucht. Drittens werden schließlich die Wahrnehmung von und der Umgang mit riskanten Technologien sowie technischen Katastrophen als vermeintlicher Kontrapunkt zu den Fortschrittsversprechungen und Altruismusbehauptungen fokussiert.

PROF. DR.  
THOMAS HÄNSEROTH

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen  
des Urheberrechts entfernt.*

LEHRSTUHL FÜR TECHNIK-  
UND TECHNIKWISSENSCHAFTS-  
GESCHICHTE, TU DRESDEN

Thomas Hänseroth ist seit 1993 Inhaber des einzigen Lehrstuhls in Deutschland, der in der Denomination neben der Technikgeschichte auch die Geschichte der Technikwissenschaften ausweist. Seine Forschungsschwerpunkte bilden am Denkmodell der Innovationskultur orientierte Untersuchungen zum Aufstieg szientistischer Leitbilder in Wissensproduktion und technischer Praxis. Daneben hat er Forschungen zum Nützlichkeits- und Fortschrittsversprechen von Technikwissenschaften und „verwissenschaftlichter“ Technik betrieben. Ihn interessiert insbesondere, wie die Entwicklung der Technikwissenschaften und die Verwissenschaftlichung der Technik als ein Signum der Moderne die technisierte Welt entfesselten, zugleich aber beständig neues Nicht-Wissen und neue Ungewissheit produzierten. Dabei kann er immer wieder beobachten, wie sich der Aufstieg des Szientismus in Konstellationen vollzog, in denen Interessenlagen von Staat und Ingenieurprofession zusammenfanden. Thomas Hänseroth hat zahlreiche Drittmittelprojekte betreut: etwa im BMBF-Forschungsverbund „Innovationskultur in Deutschland (1999-2004)“ sowie in der DFG-Forschungsgruppe „Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1920-1970“ (2004-2008).

## FORSCHUNGSINTERESSE UND -GEGENSTAND

TRANSZENDENZ UND GEMEINSINN IN DER  
TECHNOKRATISCHEN HOCHMODERNE

Die Gewissheit gerichteten Fortschreitens der Menschheit vom Schlechteren zum Besseren zählt zu den zentralen Signaturen der in der Forschung inzwischen von ihren normativen und teleologischen Implikationen entkernten „Moderne“. Die „technokratische Hochmoderne“ als eine Periode derselben rekurriert auf zwei dynamisierende Modernisierungsschübe um 1900 und in den 1960er/70er Jahren. Damit reicht die Hochmoderne, auf Deutschland bezogen, vom Kaiserreich, das inzwischen als „Wetterküche“ langer Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts gilt, bis zum Abschied von stringenter Wissenschafts- und Technikgläubigkeit sowie von technokratischen Mach- und Planbarkeitsutopien. Letzteres vollzog sich in den Staaten des Westens zwischen den 1960er und 1970er Jahren, als sich Belege für technikkritische und zukunftskeptische Zeitdiagnosen verdichteten. In den Ländern des real existierenden Sozialismus unterlag der betriebene Fortschrittskult zwar ebenso semantischen Metamorphosen und schließlich einem signifikanten Verlust an Bindekraft, blieb aber bis zu deren Zusammenbruch zentrale diskursive Leitkategorie der Herrschaftslegitimation und sinnweltlichen Absicherung.

Obwohl die Wahrnehmung technischen Wandels durchaus ambivalent war, dominierte für lange Jahrzehnte ein technischer Enthusiasmus, der die „Fortschritte“ der Technik in das Epochenbewusstsein als eindeutige Fortschrittsbelege integrierte und zu einem Erhaltungsprinzip der technokratischen Hochmoderne wurde. Im Zuge der Verdichtung vermuteter unbegrenzter Steigerungsfähigkeit technischer Mittel zum „common sense“ der Epoche lagerten sich an Technik Transzendenzen und Gemeinsinnsbehauptungen an, unter denen ein auch auf das Soziale Bezug nehmendes Zukunftspathos besonders hervorsteht. In summa erfuhr die Technik nachgerade eine „heilsgeschichtliche“ Bedeutungszuweisung, womit Technik als eine Ressource zur Erfahrung von Transzendenz erschlossen wurde. Dabei war die Hochmoderne in der Wahrnehmung der Zeitgenossen keineswegs eine durch Technik austarierte, sozial „befriedete“ Epoche. Im Gegensatz zu vorangehenden und folgenden Zeitabschnitten war sie gleichwohl durch ein kaum erschütterbares Ver-

trauen geprägt, mit Technik auch soziale und kulturelle Probleme lediglich unter einem Zeitvorbehalt lösen zu können. Damit empfing technisches Handeln zugleich Sinn von der Zukunft, womit letztere als Transzendenzressource verfügbar gemacht wurde.

Diese Phänomene sind in hohem Maße erklärungsbedürftig, auch insofern, als im abgelaufenen Jahrhundert Ingenieure und Wissenschaftler in bis dahin nicht für möglich gehaltener Weise ebenso das destruktive Potential von Technik ausbauen und der bis in die 1960er Jahre obwaltende robuste Technikoptimismus nicht zuletzt zwei technisierte Weltkriege überdauerte. Daher gilt das erkenntnisleitende Interesse des Teilprojekts wesentlichen Ressourcen von Heraufführung, Stabilisierung und Beharrungsvermögen des szientistisch befeuerten Fortschrittsversprechens von Technik als Transzendenz technischen Handelns in der Hochmoderne. Zentrale These ist, dass insbesondere die Altruismusbehauptung der Gruppe der Ingenieure den technisierten Fortschrittsoptimismus mit einem hohen Maß an Vertrauenswürdigkeit und Faszination ausgestattet hat. Es ist historisch und systematisch der Frage nachzugehen, wie es dieser Selbstbeschreibung der Ingenieure gelang, gemeinsinnig zu werden, also Akzeptanz bis hin zu gesellschaftlicher Selbstverständlichkeit zu erzeugen und welche Modi und Vorstellungen von Transzendenz in diesem Prozess generiert wurden und ihn zugleich beförderten. Unser Erkenntnisinteresse rekurriert auf das wechselwirkende Stabilisierungsverhältnis von technisiertem Fortschrittsoptimismus und Altruismusbehauptung der Ingenieure. Diese Perspektive birgt Erklärungskraft zur Beantwortung zentraler Fragen zur Hochmoderne: Wie konnte die Transzendenz technischen Handelns in säkularisierte Heilserwartungen im Konnex mit der Altruismusbehauptung der Akteure schließlich eine solche Wirkmacht entfalten, dass negative Folgen technischen Wandels als lediglich temporäre Begleiterscheinung und unvermeidlich im Sinne eines dem technischen Fortschritt „Tribut zollen“ wahrgenommen wurden? Weshalb geriet nicht die scheinbar auf Dauer gestellte Implementation neuer Technik mit ihren tief greifenden gesellschaftsformenden Herausforderungen unter Legitimationsdruck, sondern im Gegensatz dazu Refugien der Fortexistenz traditioneller Technik oder Bereiche mit eher gering ausgeprägter technischer Veränderungsdynamik? Was führte schließlich zum Zusammenbruch des technisierten Fortschrittsversprechens?

***Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.***

Lenin und die Elektrifizierung – Kommunismus, das ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung, Plakat von Shass-Kobelev, 1925

Foto: Stadtgeschichtliches Museum Leipzig

Über die Analyse von Einstellungen, Werten, Normen und Leitbildern sowohl aus der Ingenieurs- als auch der Nutzerperspektive will das Projekt die Genese, Verstetigung und wiederholte Stabilisierung der Technisierung von Fortschrittserwartungen im Kraftfeld von Transzendenz und Gemeinsinn in den Blick nehmen. Die Konzeptualisierung des Projekts soll es dabei erlauben, Chancen und Vorteile diachroner und synchroner Herangehensweisen zu vereinigen. Im Rahmen synchroner Studien werden die Konstellationen der jeweiligen Periode in der Mikroperspektive analysiert, die diachrone Gesamtperspektive leitet makrohistorische Problemstellungen aus einer längeren Chrono-

logie her. Dazu konzentrieren sich die Untersuchungen auf drei eng miteinander verbundene Diskursbereiche, die gleichwohl voneinander abzugrenzen sind: die Einführung neuer Technologien, die Konzeption technischer Utopien und die Verarbeitung technischer Katastrophen.

## NEUE TECHNOLOGIEN

Erster und naheliegender Ort für Betrachtungen, wie die Altruismusbehauptung normativ konnotierten technischen „Fortschritt“ wesentlich gestützt hat, sind an die Durchsetzung neuer Technologien geheftete Bedeutungszuschreibungen und Hoffnungsüberschüsse. Hier lässt sich eruieren, wie das technische Wandel eingeschriebene Zukunftspathos die Gemeinsinnsbehauptung der Ingenieure stabilisiert und vitalisiert hat. Technik tritt im Ergebnis von kulturell überformten gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen ins Leben der Menschen. Unter der Annahme, dass die Durchsetzung neuer Technik oft von Zukunftsverheißungen der Heilung gesellschaftlicher und kultureller Problemlagen wesentlich befördert wurde, sollen daher Diskurse und Praktiken der Durchsetzung neuer Technik analysiert werden.

Mit Energie-, Alltags- und Produktionstechniken werden dabei zentrale technische Signaturen der Hochmoderne untersucht, die besonders stark mit Hoffnungsüberschüssen aufgeladen waren und den Status materieller Symbolsysteme des reklamierten Altruismus erhielten. Zu vermuten ist, dass ein Element der Altruismusbehauptung auf die in Deutschland seit der Industriellen Revolution in Politik und Gesellschaft nachgerade permanent geführten technisch-industriellen Rückstandsdebatten rekurrierte, die lediglich sich wandelnde räumliche Bezüge aufwiesen. Zunächst war Großbritannien die Projektionsfläche, sodann wurde nach dem Ersten Weltkrieg ein Rückstand gegenüber den Siegermächten ausgemacht und die „amerikanische Gefahr“ beschworen. Diese wurde während des Nationalsozialismus weiter bemüht, bis sie schließlich in der Zeit des Wirtschaftswunders als „technologische Lücke“ für Furore sorgte. Im östlichen Teil Deutschlands galt es derweil, die Bundesrepublik zu überholen, womit das Rückstandssyndrom der DDR eine Projektionsfläche erhalten hatte.

Zu fragen ist insbesondere nach diskursiven Mustern und Repräsentationsformen der Altruismusbehauptung. Welche

***Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.***

Futuristic air travel, Zeichnung von Harry Grant Dart, 1900/10.

Foto: [Library of Congress, Washington/ DC](#)

technischen „Fortschritte“ dienten jeweils in besonderem Umfang als Referenzgrößen und Projektionsflächen der Gemeinnsinnsbehauptung? Ist ein Zusammenhang der Konstruktion von Altruismusbehauptungen mit technischen Leitbildern nachweisbar? In welchem Ausmaß haben an neue Technik geheftete Altruismuszuschreibungen der Ingenieure den Aufbau von Vertrauen in die Möglichkeit genereller Kalkulierbarkeit und damit technokratischer Gestaltung lebensweltlicher Bereiche und Prozesse genährt? Hatte dies Auswirkungen auf Konjunkturen sozial-politischer Planungen, die sich vornehmlich im Ordnungsdispositiv des Social Engineering manifestierten?

## TECHNISCHE UTOPIEN

Die Hochmoderne war wesentlich durch *technische* Utopien und die Idee einer durch neue *Technik* heraufzuführenden besseren Welt geprägt. Dies gilt in besonderem Ausmaß für sowohl im historischen Materialismus wurzelnde Sozialutopien marxistischer Provenienz als auch die besonders in den 1950er und 1960er Jahren entworfenen Modernisierungstheorien, die zwar keineswegs gleich, sehr wohl aber vergleichbar technisch pointiert waren. Insofern gibt es gute Gründe, von einer „Technisierung“ der Zukunftsvorstellungen auszugehen. Zudem scheinen in technischen Zukunftsvorstellungen Technik- und Wissenschaftsgläubigkeit eine enge Liaison eingegangen zu sein. Allein die Semantik der im ausgehenden 19. Jahrhundert aufkommenden Science Fiction verweist auf die Bedeutung des Szientismus der Hochmoderne

für die Konstruktion wirkungsmächtiger technisierter Zukunftsvorstellungen. Dies leitet auf die These, dass von der Autorität der Wissenschaft, namentlich ihrem Objektivitäts- und Gewissheitsversprechen, gestützte technische Utopien Altruismusbehauptung und Wissenschaftsrhetorik in einer Weise zusammenführten, die für den Aufbau von Vertrauen in und die Legitimation von technisierten Zukunftsvorstellungen sorgten. Unsere Hypothese ist, dass die Wirkmacht des Fortschrittsversprechens von Technik in der Hochmoderne im Konnex mit der es stützenden Altruismusbehauptung der Ingenieure instruktiv in technischen Utopien aufzusuchen sein wird. Dies verbindet sich wiederum mit der Annahme, dass aus kollektiven Zukunftsvorstellungen und -hoffnungen zwar wenig über spätere Wirklichkeiten zu erfahren, gleichwohl profundes Wissen über Vergangenheit und Gegenwart, namentlich auch kollektive Zukunftshoffnungen und -ängste, zur Zeit der Generierung der Utopie zu schöpfen ist – waren und sind doch technikbasierte Zukunftsvorstellungen ein bedeutsames Medium gesellschaftlicher Technikdiskurse und dabei vorgenommener Bedeutungszuschreibungen.

Wie und in welchem Ausmaß trugen Altruismusbehauptungen zur Generierung wirkungsmächtiger technischer Zukunftsvorstellungen bei? An welche Leitbilder knüpften technische Utopien bevorzugt an und inwieweit nahmen sie Bezug auf Altruismusbehauptungen zeitspezifischer Technologien? Welche Formen des „Fortschritts“, insbesondere welche Heilserwartungen, Verheißungen, Bilder und Vorstellungswelten, transportierten die vom Altruismus gestützten Zukunftserwartungen? Gegen welche Ängste wurden Utopien jeweils mobilisiert, an welche Hoffnungen knüpften sie an?

## RISKANTE TECHNIKEN UND TECHNISCHE KATASTROPHEN

Sowohl die an bereits implementierte Techniken geknüpften Fortschrittserwartungen als auch technische Utopien produzieren oft zugleich ihre negativen Inversionen. Diese speisten sich ebenso aus dem Umgangswissen mit riskanten Techniken in der Zeit wie aus der rekursiven Befürchtung, gerade durch die Verwirklichung von Utopien könnten erwartete Triumphe in negative Folgen oder gar Hybris umschlagen. Vornehmlich über technische Unfälle und technische Katastrophen nahmen die sich entfaltenden Industriegesellschaften in der Hochmoderne wahr,



dass Technik im Vergleich zur Vormoderne keineswegs geringere, sondern weitaus umfangreichere Gestaltungsprobleme hervorrief. Daher ist zu fragen, weshalb Technikoptimismus und Altruismusbehauptung offenkundig geraume Zeit von der alltäglichen Erfahrung nicht funktionierender oder Unfälle und Katastrophen auslösender Technik kaum ernsthaft konterkariert worden zu sein scheinen. Unter der Prämisse, dass Diskurse über die Sicherheit von Technik relationale Diskurse sind, die stets in Wechselwirkung mit anderen soziokulturellen Wertdebatten stehen, gilt es daher mittels der Analyse von Wahrnehmung und Verarbeitung versagender Technik die Frage zu beantworten, auf welche Weise diese über lange Jahrzehnte nicht als Kontrapunkt zum Fortschrittsversprechen zu wirken vermochte.

In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts setzte sowohl das Reden über technisch verursachte Risiken als auch die Etablierung von Regulierungsmustern vor- und nachsorgender Orientierung für riskante Techniken ein. Über diese Diskurse und Praktiken erfolgte wesentlich die Konstruktion der die Hochmoderne prägenden Auffassungen von Risiko und Sicherheit sowie die Perzeption und Regulierung von (Un-)Sicherheitsproblemen, Unfällen und Katastrophen. Dabei war schon die Einstufung versagender Technik als „Unfall“ oder „Katastrophe“ ein Akt sozialer Zuschreibung. Die solcherart konstituierten Orientierungs- und Handlungstableaus begründeten Pfadabhängigkeiten und wirkten weit in das 20. Jahrhundert hinein.

Es sollen daher Wahrnehmungs-, Deutungs- und Regulierungsroutinen sowie Strukturen des Sicherheits- und Konfliktmanagements einschließlich der Interessenkonstellationen bei den beteiligten Akteursgruppen betrachtet werden. Dabei geht es sowohl um die Organisation von Expertise durch den Staat, die ein signifikantes Charakteristikum von Wissensgesellschaften darstellt, als auch um das unhintergehbare Problem von Expertenkulturen, Entscheidungen unter den Bedingungen unvollständigen Wissens treffen zu müssen. Hier ist die Frage zu stellen, welche Rolle die Altruismusbehauptung bei jener sozialen Konstruktionsleistung spielte, die Ingenieure zugleich zu konkurrenzlosen Experten in technischen Sicherheitsdingen, also de facto in eigener Sache, werden ließ.

Wie reagierten Ingenieure auf Irritationen, die, von einer breiten Öffentlichkeit wahrgenommene, versagende Technik hervorrief? Was bedeutete das Versagen „normengerecht“ konstruierter Technik für die von Ingenieuren zur Legitimation ihres Insistierens auf Wertneutralität und „Sachzwängen“ reklamierte „normative Kraft des Faktischen“? Ist bereits für die Hochmoderne nachweisbar, wie sich ein Paradigmenwechsel im Denken über (Un-)Sicherheit anbahnte, indem vermeintlich mit den Methoden moderner Wissenschaft zu erlangende Gewissheiten in wissenschaftlich beschreibbare Risiken verwandelt wurden? Reagierten Ingenieure auf die Erosion des Gewissheitsversprechens von Wissenschaft in Teilen der Gesellschaft, einschließlich ihrer eigenen Gruppe, mit einem semantischen Umbau ihrer Legitimationsdiskurse?

## LITERATUR

HÄNSEROTH, Thomas/BUSCHMANN, Mirko: Auf dem Konstruktionspfad: Die DFG-geförderte maschinenwissenschaftliche Forschung 1920–1970, in: HERBERT, Ulrich, u.a. (Hg.), Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Stuttgart 2010.

HÄNSEROTH, Thomas: Artes mechanicae und scientia naturalis, in: MELVILLE, Gert/ STAUB, Martial (Hg.): Enzyklopädie des Mittelalters, Bd. 2, Darmstadt 2008, S. 179–191.

HÄNSEROTH, Thomas: Gelehrte Bilder: Zur symbolischen Einlösung des Nützlichkeitsversprechens frühneuzeitlicher Wissenschaft durch geometrisierte Wissensrepräsentationen in der Bauliteratur des 17. und 18. Jahrhunderts, in: MEYER, Torsten/POPLOW, Marcus (Hg.): Technik, Arbeit und Umwelt in der Geschichte (Günter Bayerl zum 60. Geburtstag), Münster u.a. 2006, S. 201–220.

HÄNSEROTH, Thomas: Die Konstruktion „verwissenschaftlichter“ Praxis: Zum Aufstieg eines Paradigmas in den Technikwissenschaften des 19. Jahrhunderts, in: DERS. (Hg.): Wissenschaft und Technik. Studien zur Geschichte der TU Dresden, Köln u.a. 2003, S. 15–36.

HÄNSEROTH, Thomas u.a. (Hg.): Innovationskulturen und Fortschrittserwartungen im geteilten Deutschland, Köln u.a. 2001.

## MITARBEITER/-INNEN

Dr. Uwe Fraunholz

Detlev Fritsche, M.A.

Martin Schwarz, M.A.

Dr. Volker Stöhr

Sylvia Wölfel, M.A.

Anke Woschech, M.A.

## KONSTRUKTIONEN VON TRANSZENDENZ UND GEMEINSINN IN TECHNIK UND THEOLOGIE

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

„Wüstenschiff“, Autor unbekannt (1932) Foto: [Deutsches Bundesarchiv](#), Bild 102-13577

**///** ICH LEBE ALLERDINGS DER FESTEN ÜBERZEUGUNG, DASS DEM REICHE CHRISTI DIE ERFINDUNG DER DAMPFWAGEN UND SCHIENENBAHNEN EINE WEIT BEDEUTENDERE POSITIVE FÖRDERUNG GELEISTET HAT ALS DIE AUSKLÜGELUNG DER DOGMEN VON NICÄA UND CHALCEDON.“

RICHARD ROTHE, THEOLOGE (1799-1867)

Das Teilprojekt untersucht, wie moderne Technik im Prozess ihrer gesellschaftlichen Umsetzung auf die Bewältigung von Unverfügbarkeiten verweist und wie umgekehrt die Theologie in ihren Entwürfen von Transzendenz direkt oder indirekt auf die technische Moderne reagiert. Das Teilprojekt untersucht hierzu drei Technikdiskurse des 20. Jahrhunderts unter der Leitfrage, wie solche Transzendenzen zur Herstellung von Gemeinsinn in Anspruch genommen werden.

Das Projekt geht davon aus, dass Technik und Theologie über Transzendenzbehauptungen um die Deutungshoheit über Weltbilder und ihre handlungsleitenden Potenzen, also um den Gemeinsinn, konkurrieren. Gerade darin zeigt sich jedoch zugleich der gemeinsame Horizont abendländischer Technik und Theologie als Arbeit am Unverfügbaren. Besonders sichtbar werden Transzendenzkonstruktionen genau dann, wenn durch die Technik die Grenze zwischen dem Verfügbaren und dem Unverfügbaren verschoben wird. Denn dies hat Folgen sowohl für die soziale Ordnung als auch für den Ort des Menschen in dieser Ordnung. Daher sind Inhalte und Formen von Transzendenzbezügen sowie ihr Verhältnis zum Gemeinsinn und zum Individuum zu bestimmen.

Das Teilprojekt analysiert drei paradigmatische Technikdiskurse im 20. Jahrhundert: Industrieteknik, Kerntechnik und Biotechnik. Zunächst geht es um die durch die sogenannte Zweite Industrialisierung hervorgerufene Debatte um die soziale und kulturelle Bedeutung der Technik in den 1920er und 1930er Jahren. Sie bestimmte seither die Technikwahrnehmung weiter Kreise des Christentums unter dem Verdacht, dass die technische Verfügbarmachung von Mensch und Welt die Technik selbst unverfügbar macht, während sie die Unverfügbarkeit des Heiligen verletzt. Die beiden anderen Bereiche behandeln die Debatten um die Kerntechnik und die Biotechnik. Diese Techniken gelten als die Eroberungen des Unverfügbaren schlechthin.

In der Zusammenschau dieser Gebiete, die historisch wie systematisch betrachtet die Schnittpunkte des Technikdiskurses im 20. Jahrhundert darstellen, wird sich ein umfassendes und differenziertes Bild der Beziehung von Transzendenz und Gemeinsein in Technik und Theologie ergeben. Ziel des Teilprojekts ist es, die wechselseitigen Transformationsprozesse zu erschließen, die Technik und Religion als bleibend aufeinander bezogene Deutungshorizonte der Moderne erweisen.

## STAND DER FORSCHUNG

Gegenüber den bisherigen Arbeiten, die die Technik im Allgemeinen zum Ausgangspunkt nehmen, sollen im Projekt konkrete Techniken im Medium der Diskurse über sie untersucht werden.

Dass Technik nicht wertfrei ist, ist in der Forschung entgegen der älteren Debatte inzwischen Konsens. Neu ist jedoch gegenwärtig der umgekehrte Zug, der das Verbleiben der Technik in rein immanenten Bezügen einklagt und damit in der Tradition kulturkritischer Untersuchungen des 20. Jahrhunderts steht. Das beantragte Projekt geht demgegenüber davon aus, dass Transzendenzbezüge fester Bestandteil abendländischer Technik sind und dass vor aller Ideologiekritik deren Form und Funktion genau zu beschreiben sind. Derartige Transzendenzbezüge sind dabei nicht allein in christlichen Motiven zu finden. Mit Blick auf kulturelle Transendenzen wird im Teilprojekt eine Sammlung von Bildmaterial angelegt und analysiert. Damit wird in gewisser Hinsicht Neuland betreten, da bis auf wenige Ausnahmen eine solche Fokussierung auf Bilder in der Theologie noch nicht geschehen ist, obschon es theologische Untersuchungen zu Bildern gibt. Eine systematische Erschließung des Themas existiert ebenfalls noch nicht. Die Frage der Transzendenzbezüge der Technik wird in den einschlägigen Disziplinen kaum beachtet. Allerdings liegen in der Technikgeschichte erste Ansätze und Analysen vor, die sich aus historischer Perspektive dem Verhältnis von Technik und Religion nähern. Weiterhin wurden vereinzelt in sehr ideologiekritischer Weise die religiösen Bezüge von Technik untersucht. Während es inzwischen eine umfangreiche Literatur zum Verhältnis Naturwissenschaft und Theologie gibt, steht die Forschung zur Technik aus theologischer Perspektive noch am Anfang. Insgesamt gilt für die Theologie des 20. Jahrhunderts, dass die geringe Beschäftigung mit dem Thema,

PROF. DR.  
CHRISTIAN SCHWARKE

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen  
des Urheberrechts entfernt.*

PROFESSUR FÜR SYSTEMATISCHE  
THEOLOGIE, TU DRESDEN

Nach dem Studium der evangelischen Theologie in Hamburg und München (1981-1986) war Christian Schwarke Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Systematische Theologie der Universität München. Nach der Promotion 1990 absolvierte er den Vorbereitungsdienst für das Pfarramt in Norderstedt bei Hamburg und wurde 1993 ordiniert. Ab gleichem Jahr war er als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut Technik-Theologie-Naturwissenschaften an der Ludwig-Maximilians-Universität München tätig. 1997 erfolgte nach Forschungsaufenthalten in den USA die Habilitation. Im Jahr 1998 übernahm er Lehrstuhlvertretungen in Dresden und Hamburg. Seit 2000 lehrt er als Professor für Systematische Theologie an der TU Dresden. Zwischen 2003 und 2006 war Christian Schwarke Studiendekan und von 2006 bis 2009 Dekan der Philosophischen Fakultät an der TU Dresden. Zu seinem außeruniversitären, interdisziplinären Engagement gehören die Mitgliedschaft in der Ethikkommission (III) der Berliner Charité zwischen 1994 und 2003 sowie seine wissenschaftliche Beratungstätigkeit für das Staatsministerium für Kultus 2003/04 (Lehrplankommission) und aktuell für das Deutsche Hygienemuseum in Dresden.

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Pierre Brauchli: Babylon heute (1979) [Quelle: Treffpunkt RU 9/10. Katholischer Religionsunterricht im 9./10. Schuljahr. Erarbeitet von Reinhard Bamming und Maria Trendelkamp. München 1993, S.91.](#)

die sich in einer äußerst schmalen Monographiendichte widerspiegelt, in einem eklatanten Missverhältnis zur Bedeutung der Technik steht. Dies gilt zumindest für Arbeiten, die sich nicht konkreten ethischen Fragen zuwenden.

Die drei oben genannten Forschungsbereiche des Teilprojektes sind unterschiedlich gründlich erforscht worden. Zur theologischen Technikdiskussion in den 1920er Jahren gibt es keine Arbeiten. Die nach wie vor einschlägigen Forschungen zur Theologie in der Weimarer Republik orientieren sich an der politischen Frage nach dem Verhältnis der Kirchen zur Weimarer Republik. Aus technikhistorischer Perspektive gibt es jedoch Arbeiten, die den größeren Zusammenhang des Verhältnisses von Technik und Kultur thematisieren. Theologisch etwas besser erschlossen

ist die Diskussion um die Kerntechnik in den 1950er bis 1980er Jahren. Die wenigen Arbeiten kreisen auch hier um Fragen der politischen Ethik. Dennoch bieten sie Materialaufarbeitungen der Quellen, die zu analysieren sind. Die Diskussion um die Biotechnik ist von Beginn an durch eine gleichzeitige historiographische Beobachtung geprägt gewesen. Auch wurden wiederholt Sammlungen und Darstellungen theologischer Argumentationen veröffentlicht. Aber dies geschah bis heute nicht durch die Analyse einzelner Diskurse, sondern als Teil einer theologischen Standortbestimmung.

Das Teilprojekt bearbeitet die Frage nach Transzendenz und Gemeinsinn exemplarisch am Beispiel zweier bestimmender Faktoren moderner Gesellschaften und möchte einerseits einen Beitrag leisten zur empirisch-historischen Aufklärung des Zusammenhangs der Leitbegriffe „Transzendenz“ und „Gemeinsinn“ und andererseits zum Umfang und zur Tragweite des Begriffs und der Gehalte des Transzendenten in der modernen Gesellschaft. Binnen-theologisch versteht sich dies als Beitrag zur Theologiegeschichte des 20. Jahrhunderts und zur systematisch-theologischen Technikreflexion im Interesse ethischen Erkenntnisgewinns. Da es sowohl im Bereich der Technik als auch in der Theologie stets eine rege transatlantische Aufmerksamkeit gegeben hat, dies in der Theologie jedoch noch sehr wenig erforscht ist, wird durch einen Vergleich mit den USA zugleich ein Beitrag zur „transatlantischen Religionsgeschichte“ angestrebt.

## FORSCHUNGSPERSPEKTIVEN

### 1. FORMEN DES TRANSZENDENTEN

In der Selbstwahrnehmung weiter Teile der Theologie wie der öffentlichen Wahrnehmung verhalten sich Technik und Christentum antithetisch zueinander. Das hat seinen Grund darin, dass bislang kein Ort identifiziert und akzeptiert wurde, an dem und von dem aus sich Techniken und die religiösen Traditionen des Abendlandes in ihren gemeinsamen Bezügen verstehen lassen. Ein plausibler Deutungsbezug ist aber selbst nicht binnentheologisch, sondern nur durch eine kulturwissenschaftliche Perspektive zu gewinnen.

Zunächst müssen deshalb die Transzendenzbezüge in Technik und Theologie in den jeweiligen Diskursen cha-

rakterisiert werden. Entsprechend der Leitunterscheidung „verfügbar“/„unverfügbar“ geht es sowohl um im engen Sinne religiöse bzw. christliche Motive als auch z. B. um Verweise auf die Geschichte, die Natur oder den Gemeinsinn selbst, wenn sie als Transzendenzbehauptungen verwendet werden.

Dabei sind u.a. folgende Fragen forschungsleitend: Welche Inhalte, Motive, Bezüge und Kontexte des Transzendenten werden jeweils aufgerufen? In welchem Verhältnis stehen die Transzendenzbezüge zur jeweiligen Technik? Was bestimmt die Wahl bestimmter Bezüge? Werden sie von der Technik oder der Theologie in die Debatte eingebracht? Wie gezielt werden sie namhaft gemacht? Lassen Technik und Theologie gerade in ihren Transzendenzbezügen gemeinsame Wurzeln bzw. Ziele erkennen? Erlaubt das Material die Bildung von Typen bzw. Kategorien der Transzendenzbezüge? Lassen sich dabei kulturwissenschaftliche (z. B. religionssoziologische) und klassisch-theologische Kategorien fruchtbar aufeinander beziehen?

## 2. TECHNISIERUNG UND SOZIALE ORDNUNG

Dieser Fragenkomplex konzentriert sich auf jene Momente im Verhältnis von Technik und Gesellschaft, in denen der Umgang mit Transformationsprozessen des Transzendenten in Technik und Theologie im Blick auf die soziale Ordnung sichtbar wird.

Jede soziale Ordnung impliziert ein Verständnis davon, was man tun soll und was nicht: das Ethos. Dieses wiederum beruht auf einem Wissen darum, was man tun kann und was nicht. Verändern sich die Rahmenbedingungen dessen, was machbar ist, muss dies in die soziale Ordnung integriert werden. Technik verändert diese Rahmenbedingungen. Sie macht vordem Unverfügbares verfügbar. Das hat sowohl Folgen für die soziale Ordnung als auch soziale Folgen für die Menschen. Genau darauf reagieren öffentliche Technikkontroversen im Allgemeinen und kirchlich-theologische Stellungnahmen im Besonderen.

Die an Technikdiskursen Beteiligten sowohl in der Technik als auch in der Theologie haben die Technik im 20. Jahrhundert weitgehend als säkularisierend wahrgenommen. Unter diesem Blickwinkel gewannen die Transzendenzbezüge ihre diskursive Funktion im Blick auf die Ge-

***Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.***

Brokdorf (1985) Foto: Günter Zint

staltung des Gemeinsinns. Die These lautet hier, dass die Inanspruchnahme von Transzendenz die wahrgenommenen, technikinduzierten Säkularisierungsschübe auffangen soll. Dies geschieht jedoch auf sehr unterschiedliche Weise. So machen technikkritische Theologien in einer Antithese zur Technik traditionale Transzendenzen geltend, um der Technik die Legitimation zu entziehen. Diese Form des Umgangs wird öffentlich am stärksten wahrgenommen und gilt im 20. Jahrhundert als Grundform theologischer Technikbeurteilung.

Daneben ist aber ein anderer Effekt zu untersuchen: Sobald es einer Technik gelingt, den Gemeinsinn zu erobern, muss die Theologie ihre Transzendenzbehauptung modifizieren. Gerade weil die abendländische Technik in der Regel ursprünglich christliche Ziele partiell realisiert, verweist die Theologie auf eben diese Partikularität und hebt das bleibend Transzendente hervor. Dabei aber wird der Bereich des religiös Transzendenten (im Gegensatz zur immanenten Verfügbarkeit) stets weiter in die Transzendenz verschoben.

Aber auch die Technik muss Säkularisierungsschübe auffangen. Nur kann sie dies im Falle ihres Erfolgs unter Verwendung der Transzendenzbehauptungen positiv wenden, indem sie gleichsam eine Aufhebung behauptet.

tet: Der Blitzableiter bringt tatsächlich (wenn auch nur irdisches) Heil in einem elementaren Sinne. Der Preis ist jedoch die Entzauberung des Wetters.

In vielen Fällen kreist der gesellschaftliche Technikdiskurs dabei um die Frage, ob neue Techniken (oder die Technik überhaupt) und der damit einhergehende Wechsel zum Verfügbaren den Gemeinsinn der Gesellschaft befördern oder ihn nicht vielmehr untergraben. Daher spielen die Transzendenzbehauptungen als Streit um die Frage, wo die Grenze zum Unverfügbaren verläuft oder verlaufen soll, eine bedeutende Rolle im Ringen um den Gemeinsinn. Daraus ergeben sich Fragen: Welche Qualitäten benötigen Transzendenzbehauptungen, um erfolgreich Gemeinsinn zu mobilisieren? Auf welche Gemeinsinnsressourcen muss der jeweilige Transzendenzbezug dabei rekurrieren? Welche Anleihen werden bei der jeweiligen „Zivilreligion“ einer Gesellschaft gemacht? Welchen Erfolg haben diskursive Strategien in Abhängigkeit davon, ob sie Transendenzen in Übereinstimmung oder im Gegensatz zum *common sense* einer Gesellschaft in Anspruch nehmen?

### 3. TECHNIK UND ANTHROPOLOGIE

Weil es in Technikdiskursen zwar meist vorrangig um die sozialen Folgen der Technik geht, diese jedoch im Blick auf den einzelnen Menschen relevant und thematisiert werden, müssen auch die anthropologischen Dimensionen analysiert werden. Die im Spannungsfeld von Transzendenz und Gemeinsinn zentrale Frage nach der Grenze zwischen Machbarkeit und Unverfügbarkeit stellt sich jeweils konkret als die Frage danach, für wen irgendetwas verfügbar ist. Dies hat zwar zum einen wiederum eine soziale Komponente, soweit es um die Verfügungsmacht und Entscheidungsbefugnisse über Techniken geht. Insofern wird das Verhältnis der Menschen untereinander thematisiert. Zum anderen aber – und das lässt sich in allen Technikdiskursen des 20. Jahrhunderts nachweisen – geht es um das Verhältnis des einzelnen Menschen zur Technik. Hierzu gehören u. a. Diskurse über die in Charlie Chaplins „Modern Times“ ikonisch verdichtete Ohnmacht des Menschen gegenüber der Maschine oder Fragen nach dem Interface zwischen Mensch und Computer.

Zum einen soll unabhängig von religiösen Vereinnahmungen herausgearbeitet werden, wie der im 20. Jahrhundert technisch induzierte Disput über das angemessene Men-

***Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.***

Doppelhelix Foto: [Michael Dunning](#)

schenbild von der Inanspruchnahme und der Konstruktion von Transendenzen abhängt. Zum anderen lässt sich am Menschenbild die These der letztlich gemeinsamen Bezugnahmen von Technik und Theologie auf Transzendenz und Gemeinsinn prüfen. Damit wird zugleich ein theologischer Beitrag zu einer veränderten Wahrnehmung des Verhältnisses des Menschen zum Transendenten angestrebt, der die gegenwärtigen ethischen Debatten bestimmt.

Zwar war die Wahrnehmung der Technik um die Wende zum 20. Jahrhundert durch die „soziale Frage“ bestimmt, aber zumindest die deutsche Theologie konnte diese Fragen zunächst nicht anders als im Blick auf das Individuum bearbeiten. Aber auch die Technik macht den Menschen nicht nur zum Adressaten, sondern auch zum Thema ihrer Transzendenzbehauptungen, wie es bis in die Gegenwart an der Werbung für technische Erzeugnisse oder Anlagen ablesbar ist.

Zu fragen ist deshalb: Welche Menschenbilder prägen dabei jeweils das Bild der Technik und die Inanspruchnah-



me von Transzendenz? Welche wechselseitigen Einflüsse zwischen Mensch und Technik werden jeweils namhaft gemacht? Wie wird das Problem der Subjektqualität des Menschen im Verhältnis zur „Macht der Technik“ thematisiert? Was geschieht schließlich, wenn die Grenze zwischen Mensch und Maschine selbst fragwürdig bzw. durchlässig wird?

### **THEMATISCHE SCHWERPUNKTE: INDUSTRIE-TECHNIK, KERNTÉCHNIK UND BIOTECHNIK**

Unter diesen Forschungsperspektiven sollen im Projekt insgesamt drei exemplarische Techniken untersucht werden. Dabei geht es um Bereiche, die paradigmatisch technische Grenzverschiebungen vom Unverfügbaren zum Verfügbaren (und die damit verbundene Freisetzung neuer Unverfügbarkeiten) mit sich brachten. In einem ersten Bereich wird es um die durch die so genannte zweite Industrialisierung induzierte und im Wesentlichen als maschinell wahrgenommenen Veränderungen gehen, die in den 1920er und frühen 1930er Jahren in Deutschland und den USA diskutiert wurden. Die damals in Deutschland seitens der Theologie überwiegend kritisch beurteilte Entwicklung prägte die Technikwahrnehmung der protestantischen Theologie bis in die Gegenwart nachhaltig, sodass sich alle folgenden Technikdiskurse in der Theologie als Funktion dieser anfänglichen Konstellation erweisen. Die beiden weiteren Bereiche widmen sich den beiden Aspekten, die im 20. Jahrhundert immer wieder als die technischen Eroberungen des Unverfügbaren schlechthin wahrgenommen wurden: der Vorstoß in den „Kern der Materie“ und in den „Kern des Lebens“.

Alle drei Techniken sollen jeweils im Blick auf Deutschland und exemplarisch auf die USA bearbeitet werden. Die in mancher Hinsicht ähnliche Entwicklung in beiden Ländern (relativ späte, aber sehr rasche Industrialisierung ab 1870) bei einer gleichzeitig sehr verschiedenen religiösen und kulturellen Situation verspricht wichtige Aufschlüsse über das Verhältnis von möglicherweise technikimmanenten Faktoren einerseits und kultureller Partikularität andererseits. Der vergleichende Blick auf Deutschland und die Vereinigten Staaten erweist sich als schärfend, weil man daran die in allen Technikdebatten zentrale Frage bearbeiten kann, ob sich Transzendenzbehauptungen unterscheiden je nachdem, ob sie in einem eher technophilen oder einem eher technophoben gesellschaftlichen Kontext stehen. Auch die Zusammenhänge zwischen der Haltung zur Technik und der Position zum Gemeinwesen können sich mit einem Blick auf die Vereinigten Staaten unter verschiedenen Bedingungen betrachten lassen. So verbindet sich eine technikkritische Haltung in der Weimarer Republik mit der Kritik an der Demokratie, während sie zur gleichen Zeit in den USA gerade mit einem Plädoyer für die Demokratie einhergeht.

In der Zusammenschau dieser drei Gebiete soll sich ein umfassendes und gleichzeitig differenziertes Bild der Beziehung von Transzendenz und Gemeinsein in Technik und Theologie des 20. Jahrhunderts ergeben.

### **LITERATUR**

SCHWARKE, Christian: Die Kultur der Gene. Eine theologische Hermeneutik der Gentechnik, Stuttgart 2000.

SCHWARKE, Christian: Von Cyborgs, Klonen und anderen Menschen. Anthropologie und Ethik unter den Bedingungen moderner Wissenschaft, in: DEUSER, Hermann/KORSCH, Dietrich (Hg.), Systematische Theologie heute. Zur Selbstverständigung einer Disziplin (Veröffentlichungen der Wiss. Gesellschaft für Theologie, Bd. 23), Gütersloh 2004, S. 216-230.

SCHWARKE, Christian: Theologie und Technik. Was ist der Gegenstand einer theologischen Technikethik? In: Zeitschrift für Evangelische Ethik 49 (2005), S. 88-104.

SCHWARKE, Christian: Im Spiegel des Gehirns. Über die Inszenierung öffentlicher Debatten um die Freiheit des Willens, in: HALFMANN, Jost/ROHBECK, Johannes (Hg.), Zwei Kulturen der Wissenschaft revisited, Weilerswist 2007, S. 173-192.

SCHWARKE, Christian: Protestantismus und Wissenschaftskultur. Über Funktionen des Gesprächs zwischen der Theologie und den Naturwissenschaften, in: TANNER, Klaus (Hg.), Christentumstheorie. Geschichtsschreibung und Kulturdeutung (Theologie – Kultur – Hermeneutik, Bd. 8), Leipzig 2008, S. 117-130.

### **MITARBEITERINNEN**

Katharina Neumeister, M.A.  
Dipl.-Theol. Anne-Maren Richter  
Peggy Renger-Berka, M.A.

## TRANSZENDENZ UND GEMEINSINN IN PRIVATEN LEBENSFORMEN

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des  
Urheberrechts entfernt.*

Szene aus dem Spielfilm „Die Legende von Paul und Paula“  
Foto: DEFA-Stiftung/Manfred Damm, 1977

**// VOM ERFOLG DER  
ROMANTISCHEN LIEBE  
– ODER WAS HÄLT  
EHEN UND FAMILIEN  
IM 21. JAHRHUNDERT  
NOCH ZUSAMMEN?**

Private Lebensformen unterliegen einem starken Wandel. Einerseits werden Ehe- und Familienbeziehungen vielfältiger und gleichzeitig instabiler. Andererseits bleibt die Familie zentrale Quelle der Gemeinschaftswerte. Beziehungspartner sind füreinander da, Eltern für ihre Kinder und umgekehrt. Die kulturellen Voraussetzungen, welche die Umbrüche begleiten, sind bislang jedoch kaum untersucht. Daher befasst sich das Teilprojekt mit den Bedingungen und Ressourcen, die Paar- und Eltern-Kind-Beziehungen dauerhaft und stabil halten können. Hat die Liebe Religion als Legitimation abgelöst? Und wie kann Familie unter den veränderten Bedingungen gelingen?

Wir sind Zeugen eines tief greifenden Umbruchs privater Lebensformen, der sich sowohl auf den Beziehungsalltag erstreckt, als auch in einer wachsenden Vielfalt der Beziehungsformen und deren zunehmender Instabilität niederschlägt. Dieser Befund wirft im doppelten Sinne Fragen des sozialen Zusammenhalts auf: Das Individuum steht vor der Frage, inwieweit und unter welchen Bedingungen es seine Beziehungen noch stabil und dauerhaft gestalten kann. Für die Gesellschaft als Ganzes hat Ehe und Familie indes ein hohes Integrations- und Unterstützungspotenzial, welches sich auch durch einen expandierenden Wohlfahrtsstaat kaum ersetzen lässt. Umfänglich erforscht wird dieser Wandel auf der sozialstrukturellen Ebene. Auch liegen zahlreiche Studien zum veränderten Beziehungsalltag vor. Im wissenschaftlichen Fokus unterbelichtet jedoch ist die Frage nach den kulturellen Grundlagen dieser Wandlungsprozesse. Allenfalls ist vage von einem Werteverfall oder einer Auflösung

sung der Institution Ehe und Familie in eine auf Eigennutz ausgerichtete Vertragsgemeinschaft die Rede. Inwieweit sich jedoch Familienleitbilder, Erziehungsnormen und Erziehungswerte gewandelt haben, ist bislang nicht systematisch Gegenstand der Analyse. Auch fehlt kontinuierliche Forschung dazu, ob und inwieweit instabile Paarbeziehungen auch die Bindung und Stabilität des Eltern-Kind-Verhältnisses gefährden.

## WAS GIBT DER FAMILIE NOCH IHREN SINN?

Vor diesem Hintergrund befasst sich das Teilprojekt mit den kulturellen Voraussetzungen, Bedingungen und Ressourcen für die Stabilität und Kontinuität der sozialen Ordnung privater Lebensformen. Im Fokus stehen sowohl die Paar-, als auch die Eltern-Kind-Beziehung, die als Kern der Familie angesehen wird. Welche Verschiebungen der kulturellen Leitideen gehen mit den gesellschaftlichen Umbrüchen einher? Hat die Vorstellung der romantischen Liebe im 21. Jahrhundert die religiös fundierten Familienideale abgelöst? Wie werden diese Veränderungen von den Subjekten rezipiert, angeeignet und umgesetzt?

Transzendenz und Gemeinsinn bilden dabei die beiden zentralen Blickachsen, aus denen das Teilprojekt betrachten will, wie die Subjekte ihre persönlichen Beziehungen in der Gegenwart soziomoralisch fundieren und deren Kontinuität sichern. Ausgehend von den brüchig gewordenen religiösen Legitimationsmustern sollen verfügbare – entweder weiter bestehende oder neu generierte – kulturelle Muster, Figuren und Praktiken aufgezeigt werden, die den privaten Lebensformen Sinn und Geltung vermitteln.

## DIE BOTSCHAFT DER LIEBESFILME

Diese werden in den kulturellen Zuschreibungen vielfach als prototypische Institution des Gemeinsinns aufgefasst. Zu fragen ist, ob diese Diskurse weiterhin Bestand haben und welche Gestalt sie unter den Bedingungen annehmen, die Beziehungsformen zunehmend pluralisieren und gleichzeitig instabil machen. Das Teilprojekt wird diesen Fragen mithilfe einer wissenschaftlichen Diskursanalyse nachgehen, die sowohl populäre Ratgeber und Sachbücher zu Ehe und Familie, Dokumente politischer Debatten, Gerichtsurteile und wissenschaftliche Schriften als auch audiovisuelle Materialien, wie etwa populäre Fernsehserien und Spielfilme, einbeziehen wird. Welche kulturellen Deutungsmuster von Ehe und Familie werden dort vermittelt? In einem weiteren Schritt wird das Teilprojekt die an diese Leitbilder gekoppelten Rezeptions-, Aneignungs- und Handlungsmuster der Subjekte erforschen. Dafür sind Gruppendiskussionen geplant, wobei Milieu-, Generationen- und Geschlechterunterschiede berücksichtigt werden sollen.

## FORSCHUNGSINTERESSE UND -GEGENSTAND

In der aktuellen Forschung zum Wandel der privaten Lebensformen überwiegen familiendemografische und sozialstrukturelle Fragestellungen.

PROF. DR.  
KARL LENZ

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen  
des Urheberrechts entfernt.*

LEHRSTUHL FÜR  
MIKROSOZIOLOGIE, TU DRESDEN

Nach dem Studium der Soziologie, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und Psychologie in München promovierte Karl Lenz an der Universität Regensburg zu dem Thema „Alltagswelten von Jugendlichen.“ Es folgte 1992 die Habilitationsschrift „Zweierbeziehung. Zugänge aus einer soziologischen Perspektive.“ Im Folgejahr kam er an das Dresdner Institut für Soziologie. Der Forschungsschwerpunkt von Karl Lenz ist die Soziologie persönlicher Beziehungen. Sein zentrales Anliegen ist es, der weitgehenden Ausblendung von Ehen in der Familienforschung entgegenzuwirken und eine über die Ehe hinausreichende Paarforschung zu etablieren. In klarer Abgrenzung zu einer psychologischen Perspektive geht es um eine genuin (mikro-)soziologische Analyse persönlicher Beziehungen in der Tradition von Simmel, Schütz und Goffman. Neben der interaktiven Herstellung der institutionellen Ordnungsmuster auf der Handlungsebene werden dabei stets auch die kulturellen Vorgaben einbezogen, auf deren Grundlage die Wirklichkeitskonstruktionen der Paare erfolgen. Er befasste sich kritisch mit dem Familienbegriff, mit dem Ziel, diesen zu erweitern, um der kulturellen Variabilität von Familien gerecht zu werden.

Die kulturelle Ebene wurde in den letzten Jahrzehnten stark vernachlässigt. Dazu beigetragen hat sicherlich die starke Dominanz austauschtheoretischer Modelle in der Familienforschung – also der Fokus darauf, soziale Beziehungen und die gesellschaftliche Ordnung als Austauschstrukturen materieller und nicht-materieller Güter zu erklären. Die breite Rezeption der Individualisierungsthese im Anschluss an Ulrich Beck wiederum hat vor allem sozialstrukturelle Analysen angestoßen. So kommt Kultur in der gegenwärtigen Familienforschung meist nur in disparaten Versatzstücken zum Vorschein, wenn Wissenschaftler vage auf die „Norm der guten Mutter“ und die „Norm der verantworteten Elternschaft“ Bezug nehmen oder von Familienleitbildern, Erziehungsnormen und Erziehungswerten sprechen. Sofern diese Aspekte überhaupt zum Gegenstand empirischer Studien avancieren, werden sie aus der Sicht der Subjekte und anhand von Einstellungsfragen erfasst. Das Entstehen kollektiver Deutungsmuster mit Hinblick auf Transzendenz und Gemeinsinn in familiären Beziehungen jedoch wird dadurch weitgehend ausgeblendet. In die Paarforschung hat die kulturelle Dimension zumindest konzeptionell stärkeren Eingang gefunden, vor allem durch die Analyse romantischer Liebessemantik und ihres Wandels. Allerdings sind auch hierzu empirische Studien rar.

### EINSTELLUNGSFORSCHUNG IST ZU WENIG

Insgesamt mangelt es an Forschungsarbeiten, die die kulturelle Fundierung privater Lebensformen systematisch zum Gegenstand machen. Einstellungsfragebögen und einfache Studien zur Werteforschung reichen hierfür nicht aus. Notwendig sind Untersuchungen, die öffentliche Diskurse zu privaten Lebensformen mit ihren sozialmoralischen Appellen und Festschreibungen erforschen. Genau das ist das Anliegen des Teilprojekts. Dabei stehen zwei Beziehungsformen im Fokus: Die Eltern-Kind-Beziehung, die als Kern der Familie angesehen wird, und die Paarbeziehung. Die Verbindung dieser beiden Beziehungsformen lässt sich nicht mehr als sich gegenseitig stabilisierend, sondern als riskante Kopplung beschreiben: Die zunehmende Instabilität der Paarbeziehung kann die Bindung und Stabilität des Eltern-Kind-Verhältnisses gefährden.

Die massiven Transformationsprozesse werfen im doppelten Sinne Fragen des sozialen Zusammenhalts auf,

zunächst bezogen auf die Stabilität und Kontinuität der Beziehungsformen. Wie ist es unter den veränderten Rahmenbedingungen möglich, dass Ehen und Familien – oder präziser formuliert: Paarbeziehungen und Generationenbeziehungen – auf Dauer gestellt werden können? Wie können in diesen potenziell instabilen Beziehungsformen Vertrauen, Loyalität, erweiterte Reziprozität und solidarisches Handeln in einer umfassenden, für diese Sozialformen typischen Weise sichergestellt werden? Weiterhin werden Fragen nach dem sozialen Zusammenhalt für die Gesellschaft als Ganzes aufgeworfen. Ehe und Familie bzw. deren funktionalen Äquivalenten wohnt ein hohes Integrations- und Unterstützungspotenzial inne, welches selbst durch einen expandierenden Wohlfahrtsstaat bei weitem nicht ersetzt werden kann. Die Fortdauer dieses Potenzials jedoch ist durch die wachsende Instabilität dieser Beziehungsformen zumindest fraglich geworden. Der auf beiden Ebenen festgestellte oder antizipierte Verlust von Gemeinschaftsformen und sozialer Bindung legt es nahe, die Frage zu stellen, wie sich diese Beziehungsformen ‚trotz alledem‘ auf Stabilität und Kontinuität stellen lassen. Konkret bedeutet das: Welche Verschiebungen kultureller Leitideen kommen in den beschriebenen Umbrüchen zum Ausdruck? Auf welchen sozialmoralischen Grundlagen lassen sich Stabilität und Kontinuität persönlicher Beziehungen unter diesen veränderten Rahmenbedingungen (noch) fundieren?

### FAMILIE ALS PROTOTYP DES GEMEINSINNS

„Transzendenz“ und „Gemeinsinn“ stellen Schlüsselkonzepte dar, um die Bedingungen und Voraussetzungen stabiler und dauerhafter Ordnungsstrukturen privater Lebensformen systematisch zu analysieren. Familie und auch Ehe gelten in den öffentlichen Diskursen vielfach geradezu als Prototypen des Gemeinsinns. In den Anfängen einer persönlichen Beziehung wird eine gemeinsame Welt aufgebaut. Das umfasst Konstruktionen zum individuellen, aber auch gemeinsamen Sinn der Beziehung für ihre Elemente. Ausgehend von der eingeführten Differenz zwischen Staat, bürgerlicher Gesellschaft und Familie hat Georg Wilhelm Friedrich Hegel Familie als Ort des gemeinschaftlichen Ethos der ‚natürlichen Sittlichkeit‘ bezeichnet. Verbreitet sind auch moralische Appelle, in denen gefordert wird, das Ich zugunsten des Wir zurückzustellen und das Gemeinsame, vielfach symbolisiert in der Familie, in den Mittelpunkt der Handlungen zu stellen.

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Szene aus der Fernsehserie „Die Firma Hesselbach“ Foto: Hessischer Rundfunk, 1960

Nicht weniger eng sind Ehe und Familie mit Transzendenz verbunden. Unmittelbar evident wird dies, wenn man auf die lange Zeit bestehende religiöse Legitimation verweist. Seit dem Konzil von Lyon im Jahre 1274 wurde die Ehe in der christlichen, später katholischen, Glaubensgemeinschaft als Sakrament aufgefasst. Die Eltern-Kind-Beziehung ist in den Zehn Geboten verankert, deren Geltung unabhängig von der Kirchenspaltung Fortbestand hatte.

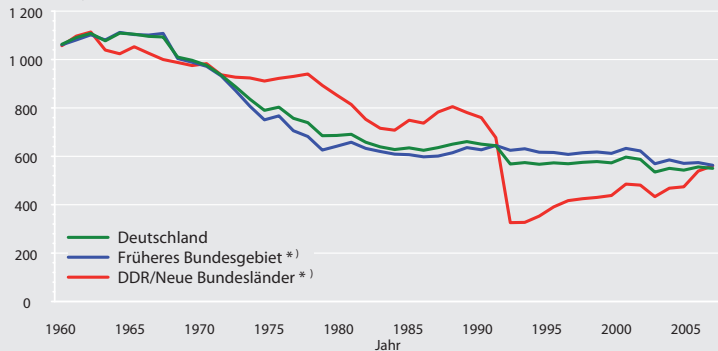
Die religiöse Legitimation von Ehe und Familie jedoch ist in der Gegenwart brüchig geworden, ohne dass dies aber ein völliges Verschwinden von transzendenten Begründungsmustern bedeuten muss. Auch ist davon auszugehen, dass sich die Gemeinsinnsorientierung bei der Gestaltung privater Lebensformen nicht in Auflösung befindet, sondern lediglich Verschiebungen unterworfen ist. Das Teilprojekt nimmt an, dass Transzendenz- und Gemeinsinnskonstruktionen bezüglich Ehe und Familie einen Wandel von fremdreferenziellen zu selbstreferenziellen Legitimationsmustern unterliegen. Dabei richtet sich der Blick auf überlappende Potenziale.

## LIEBE ALS ERSATZRELIGION?

Für die Analyse jedoch muss der Begriff der Transzendenz zunächst soziologisch fundiert werden. Dafür knüpft das Teilprojekt an das aus der phänomenologischen Sozialtheorie stammende Transzendenzkonzept an – vor allem an die daran anschließenden Thesen Thomas Luckmanns zur Schrumpfung der Transendenzen und zur Privatisierung von Religion. Weiterführend für die hier dargelegte Argumentation ist die Unterscheidung von Transendenzen einerseits nach jenen, die dem Wirklichkeitsbereich der alltäglichen Lebenswelt angehören, und anderen, die diesen Sinnbereich überschreiten. Zwar ist Transzendenz eine universelle subjektive Erfahrung, die Menschen überall machen. Wie aber diese erfahren und interpretiert wird, variiert von Gesellschaft zu Gesellschaft, von Epoche zu Epoche. Das Verschwinden der Religion aus der modernen Welt hat Luckmann als „ätiologischen Mythos der Moderne“ bezeichnet. Zwar komme es zu einer Schwächung der Plausibilitätsstrukturen des heiligen Kosmos, jedoch entstehe dadurch kein religiöses Vakuum. Stattdessen wird das Religiöse immer pluraler, da die soziale Differenzierung

Zusammengefasste Erstheiratsziffern der Frauen, 1960 bis 2005

Zusammengefasste Erstheiratsziffer



\*) ab 1990 jeweils ohne Berlin

Datenquelle: Statistisches Bundesamt und Berechnungen des BiB, Graphische Darstellung: BiB

#### Entwicklung der Heiratsverhaltens

Quelle: Statistisches Bundesamt/BiB, 2004

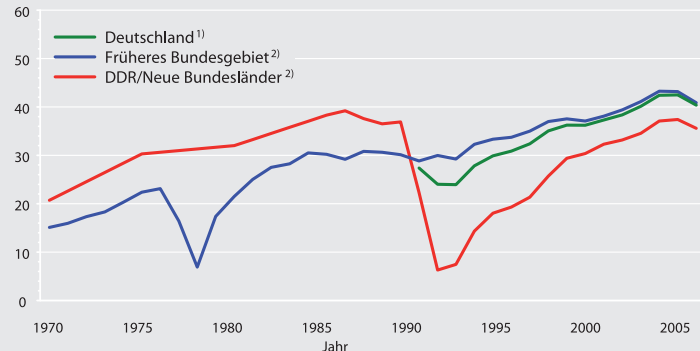
fortschreitet und Massenmedien diverse Sinnangebote vermitteln. Insofern haben Religionen jedoch – worauf vor allem Peter L. Berger hingewiesen hat – ihr Deutungsmopol verloren. Sie müssen mit anderen kulturellen Codes konkurrieren, auch solchen, die mit einem ähnlichen Anspruch auftreten.

Untersucht werden soll daher in diesem Teilprojekt, ob die Vorstellung der Liebe – wie bereits Max Weber vermutet hat – in Bezug auf Paar- und Generationenbeziehungen in Konkurrenz zur Religion oder gar an deren Stelle getreten ist. Dies scheint auch Ulrich Beck im Blick zu haben, wenn er von der Liebe als „irdischer Religion“ spricht. Je stärker die Individualisierung voranschreitet, desto überwältigender wird – so Beck – die Bedeutsamkeit der Liebe. Sie gewinnt eine Bedeutung, die bislang nur die Religion für sich in Anspruch nehmen konnte. Überraschenderweise hat die kulturelle Codierung der Liebe in Generationenbeziehungen deutlich weniger wissenschaftliche Aufmerksamkeit gefunden als in der Analyse von Paarbeziehungen.

Bezüglich der soziologischen Fundierung des Gemeinschaftsbegriffs greift das Teilprojekt auf die klassischen Bestimmungen von Max Weber und Émile Durkheim zurück und bezieht sich insbesondere auf die social-support-Forschung, die sich in den vergangenen Jahren im Rahmen der Netzwerkforschung entwickelt hat. Max Weber be-

Zusammengefasste Scheidungsziffern, 1970 bis 2005

je 100 Ehen



<sup>1)</sup> Aufgrund der unterschiedlichen rechtlichen Rahmenbedingungen für Scheidungen wurde auf einen Ausweis der zusammengefassten Scheidungsziffer für Deutschland vor 1990 verzichtet.

<sup>2)</sup> ab 1990 jeweils ohne Berlin

Datenquelle: Statistisches Bundesamt und Berechnungen des BiB, Graphische Darstellung: BiB

#### Entwicklung des Scheidungsverhaltens

Quelle: Statistisches Bundesamt/BiB, 2004

zeichnet Sozialbeziehungen als „Vergemeinschaftung“, sofern das darin eingebettete soziale Handeln „auf subjektiv gefühlter (affektueller und traditioneller) Zusammengehörigkeit der Beteiligten beruht“, und grenzt diese von der „Vergesellschaftung“ ab, die demgegenüber auf einem rational motivierten Interessenausgleich beruht. Auch wenn Émile Durkheim Grenzen eines ausschließlich rational gestalteten Sozialgefüges aufzeigt, verdeutlicht Webers Differenzierung dennoch, wie wesentlich die Gemeinnsinnsorientierung für diesen ‚anderen‘, nicht ausschließlich rationalen Typus von Sozialbeziehungen ist. Stärker als die Sphären der Politik, des Rechts und der Wirtschaft scheint sich Familie dem allgegenwärtigen Rationalisierungsdruck entziehen zu können und wird „als zentrale Quelle und Treuhänder der Gemeinschaftswerte“ aufgefasst. Weiterhin gelten Familien als der selbstverständliche Hort von Gemeinnsinn: Beziehungspartner sind füreinander da, Eltern für ihre Kinder und umgekehrt. Gemeinnsinn konkretisiert sich in Paar- und Generationenbeziehungen in umfangreichen alltäglichen Unterstützungsleistungen. Trotz aller Individualisierung bleibt die Familie weiterhin ganz unbestritten das primäre Unterstützungssystem, auf das sich die Individuen stützen (können).

Transzendenz und Gemeinnsinn werden im Teilprojekt also nicht getrennt, sondern gerade in ihrer Verschränkung betrachtet.



## ZWEI SCHWERPUNKTE DES TEILPROJEKTS

Das Teilprojekt beinhaltet zwei Forschungsschwerpunkte: Zum einen werden relevante Sinn- und Wissensordnungen daraufhin analysiert, wie sie Transzendenz und Gemeinsinn in Generationen- und Paarbeziehungen verankern. Zum anderen erforscht das Teilprojekt, wie Subjekte diese Ordnungen rezipieren und annehmen, sowie in ihren Handlungen umsetzen. Verschiedene Geschlechts-, Generationen- und Milieukontexte werden dabei berücksichtigt.

Die Erforschung der Sinn- und Wissensordnungen erfolgt als wissenssoziologische Diskursanalyse. Der Untersuchungszeitraum erstreckt sich auf die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg bis zur Gegenwart. Die 1950er Jahre und große Teile der 1960er Jahre dienen dabei als ein Zeitraum, der sich vielfach durch eine starke Familienorientierung und eine hohe Heiratsbereitschaft auszeichnet. Ab den 1970er Jahren jedoch haben sich in den privaten Lebenszusammenhängen deutliche Umbrüche vollzogen. Diese Veränderungen sollen möglichst breit erfasst werden, indem die 1950er und frühen 1960er Jahre der Gegenwart gegenübergestellt werden. Für den Zeitraum der deutschen Teilung wird bei der Auswahl des zu untersuchenden Materials darauf geachtet, dass ein angemessener Teil der Dokumente aus der DDR stammt. Es ist davon auszugehen, dass sich die Diskurse in der ost- und westdeutschen Gesellschaft unterschiedlich entwickelt haben.

Für eine umfassende Diskursanalyse ist es notwendig, eine breite Palette unterschiedlicher Forschungsmaterialien einzubeziehen. Die Untersuchung stützt sich auf drei Gruppen von Dokumenten:

- Fernsehserien und populäre Spielfilme als audiovisuelles Material
- Populäre Ehe- und Familienratgeber bzw. Beziehungsratgeber und erfolgreiche themenbezogene Sachbücher
- Dokumente zu politischen Debatten zur Ehe- und Familiengesetzgebung und zur Rechtsprechung

Im zweiten Forschungsschwerpunkt geht das Teilprojekt der Frage nach, wie die Muster, Figuren und Topoi der vorhandenen Sinn- und Wissensordnungen von den Handelnden rezipiert und angeeignet sowie in konkrete Handlungen innerhalb der Beziehungen umgesetzt werden. Dabei sind hierbei – im Gegensatz zur Einstellungsforschung – nicht primär die individuellen, sondern vielmehr die kollektiven Verarbeitungsmuster von Interesse. Daher arbeitet das Teilprojekt mit dem Verfahren der Gruppendiskussion, um empirischen Zugang zu diesen Mustern zu erlangen. Das Teilprojekt wird sich hierfür vor allem auf die Weiterentwicklung des Verfahrens durch Ralf Bohnsack stützen. So lässt sich ermitteln, wie die kulturellen Codierungen der Paar- und Generationenbeziehungen von Frauen und Männern sowie in unterschiedlichen Generationen und sozialen Milieus aufgenommen und verarbeitet werden.

## LITERATUR

LENZ, Karl: Soziologie der Zweierbeziehung. Lehrbuch, Wiesbaden 42009.

LENZ, Karl/NESTMANN, Frank (Hg.): Handbuch Persönliche Beziehungen, Weinheim 2009.

LENZ, Karl: Romantische Liebe – Fortdauer oder Niedergang?, in: TANNER, Klaus (Hg.): "Liebe" im Wandel der Zeiten. Kulturwissenschaftliche Perspektiven, Leipzig 2005, S. 237-260.

LENZ, Karl: Paare in Spielfilmen - Paare im Alltag, in: MAI, Manfred/WINTER, Rainer (Hg.): Das Kino der Gesellschaft – die Gesellschaft im Kino, Köln 2006, S. 117-147.

SCHOLZ, Sylka: Vom starken Helden zum zärtlichen Vater? Männlichkeit und Emotionalität in der DDR, in: BUROTTA, Manuel/VERHEYEN, Nina (Hg.): Die Präsenz der Gefühle: Männlichkeit und Emotionen in der Moderne, Bielefeld 2010, S. 203-228.

## MITARBEITER/-INNEN

Dipl.-Soz. Juliane Bendel

Sabine Dreßler, M.A.

Dipl.-Soz. Tino Schlinzig

PD Dr. Sylka Scholz

## TRANSZENDENZ UND GEMEINSINN IN GESCHICHTE UND GEGENWART DER PHILOSOPHIE

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

„Spottbild auf die Mainzer Republik: Reaktionäre Kirche und revolutionärer Terror“,  
Unbekannter Künstler Foto: [privat](#)

**// INWIEFERN SIND  
TRANSZENDENZ  
UND GEMEINSINN  
KONSTITUTIV FÜR EINE  
MENSCHLICHE WELT?  
DAS TEILPROJEKT  
REKONSTRUIERT DIE  
BEGRIFFE UND  
UNTERSUCHT, WIE SIE  
IN DIE PHILOSOPHI-  
SCHEN DISKURSE  
EINGEGANGEN SIND.**

Transzendenz und Gemeinsinn sind sinnkonstitutiv in den Formen alltäglicher Erfahrung verankert. Wie können diese Formen freigelegt und beschrieben werden? In welchem Verhältnis stehen Transzendenz und Sinn für Gemeinschaft in unserer Praxis? Diesen Fragen nach der fundamentalen Bedeutung von Transzendenz und Gemeinsinn sowie nach deren Verschränkung soll sich die Arbeit des Teilprojekts in der philosophischen Reflexion der Theoriediskurse von Aufklärung und Moderne widmen.

Die kontroverse Bestimmung der Begriffe Transzendenz und Gemeinsinn steht in der philosophischen Diskussion in Geschichte und Gegenwart selbst im Zentrum. Häufig wird sowohl in der theoretischen wie auch in der praktischen Philosophie Transzendenz zur Begründung von Geltungsansprüchen und zur Sinnkonstitution in Anspruch genommen. Es zeigt sich aber, dass der methodische Status des Rekurses auf Transzendenz und Gemeinsinn nicht Thema der Forschung war und ist. Der Ort sinnkonstitutiver Transzendenz wird in Aufklärung und Moderne (wohl auch schon in der Antike) in Formen

alltäglicher Erfahrung, Alltagssprache, gemeinem Menschenverstand, in lebensweltlicher Gewissheit und Evidenz angezeigt. Dass und wie dieser Rekurs jeweils möglich ist, bleibt aber im Kern ungeklärt und unreflektiert. Der Anspruch des Teilprojekts besteht daher darin, strukturelle Unklarheiten und defizitäre Begriffsbestimmungen hinsichtlich Transzendenz und Gemeinsinn zu klären und zu überwinden. Denn weder gibt es eine konsensfähige Beurteilung der Transzendenzdimension, noch der Gemeinsinndimension, noch insbesondere eine Reflexion auf den komplexen Konnex beider in ihrer Wechselwirkung. Da sie aber *de facto* ständig normenbegründend interagieren, ist die Aufklärung ihres vielschichtigen und ambivalenten Verhältnisses gerade im Hinblick auf die systematische Gegenwartsdiskussion ein Desiderat.

Es ist notwendig, zunächst drei Verhältnisse der Grundbegriffe zueinander strukturell zu differenzieren:

- *erstens* können Formen von Transzendenz sinnkonstitutiv für Formen von Gemeinsinn sein. So könnte gemeinsinniges soziales Handeln nur unter Bezugnahme auf ein universales Gesetz der Sittlichkeit sowie die Unantastbarkeit der Menschenwürde möglich sein;
- *zweitens* können Formen von Gemeinsinn konstitutive Bedeutung für Transzendenzbezüge haben, z.B. könnte sich durch das Handeln in Gemeinschaften die praxisleitende, gleichwohl transzendente Vorstellung von Gemeinwohl entwickeln, so wie sich karitative Tätigkeiten aus der Gemeindepraxis entwickeln;
- *schließlich* können Formen von Gemeinsinn, alltäglicher kommunikativer Rationalität und lebensweltlich-alltagsweltlicher Gewissheit (*gesunder Menschenverstand, common sense, sensus communis*) selbst als Transzendenz fungieren; als Beispiele seien hier das in Freundschaften entwickelte Vertrauen, die Liebe zwischen Partnern, Eltern und Kindern genannt.

Zu betonen ist, dass Transzendenz zwar religiös aufgefasst werden kann, aber nicht muss. Formen der Transzendenz bestimmen als Entzogenheit/Unverfügbarkeit konstitutiv überhaupt die menschliche Welt. Weiterhin wird auch der Gemeinsinnbegriff nicht auf sein politikphilosophisches Verständnis als Gemeinwohl verengt, sondern in seiner ganzen Ambivalenz zwischen epistemologischem *common sense* und ästhetischem *sensus communis* gehalten.

Das Teilprojekt untersucht die drei genannten Verhältnisse in diesem breiten Feld der thematischen Grundbegriffe in traditionellen und modernen systematischen Ansätzen insbesondere der Aufklärung und des 20. Jahrhunderts. Es wird jeweils gefragt, ob und wie Fortschritte bzw. Rückschritte in der Klärung und Präzisierung der Begriffe erfolgt sind und worin diese bestehen. Diese Bereitstellung komplexer Begriffe von Transzendenz und Gemeinsinn soll die systematische Integration der Frage nach der wechselseitigen Bezogenheit der Begriffe ermöglichen. Paradigmatisch wird die wechselsei-

PROF. DR.  
THOMAS RENTSCH

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen  
des Urheberrechts entfernt.*

LEHRSTUHL FÜR PRAKTISCHE  
PHILOSOPHIE/ETHIK, TU DRESDEN

Nach dem Studium der Philosophie, der Literaturwissenschaften (Germanistik, Romanistik) und der Evangelischen Theologie an den Universitäten Konstanz, Münster, Zürich und Tübingen promovierte Thomas Rentsch 1982 mit einer Arbeit über *Heidegger und Wittgenstein* an der Universität Konstanz. Als Hochschulassistent in Konstanz habilitierte er sich dort 1988 mit der Arbeit *Die Konstitution der Moralität*, in der er die philosophische Grundfrage „Wie ist eine menschliche Welt überhaupt möglich?“ mit Blick auf die Grundlegung der praktischen Philosophie untersuchte. Diese Kernfrage durchzieht sein systematisches Anliegen von Beginn an. Im April 1992 wurde er als Gründungsprofessor für Philosophie (mit Schwerpunkt Praktische Philosophie/Ethik) an die neu entstehende geistes- und sozialwissenschaftliche Fakultät der TU Dresden berufen. Zu seinen langjährigen Arbeitsschwerpunkten gehörte seit 1988 die Mitherausgabe des Historischen Wörterbuchs der Philosophie. Seine zahlreichen Veröffentlichungen befassen sich u.a. mit Moralität, Negativität, Transzendenz, dem Verhältnis von Philosophie und Theologie und der Ethik des Alterns.

tige Bezogenheit von Transzendenz und Gemeinsinn in der Philosophie der Lebenswelt (Edmund Husserl, Martin Heidegger, Jürgen Habermas) und der Philosophie der Alltagssprache (Ludwig Wittgenstein, Gilbert Ryle, Stanley Cavell) aufgezeigt. Sowohl für die Phänomenologie als auch für die Sprachanalyse lässt sich zeigen, wie Formen von Sinnkonstitution im Rückgriff auf Formen alltäglicher, lebensweltbezogener Rationalität entwickelt werden und daher gar nicht abzulösen sind von transzendenzbezogenen Hintergrundüberzeugungen. Die historisch-systematische Untersuchung soll in folgenden Projektphasen vertieft und erweitert werden. In systematischer Absicht vorausgreifend werden klassische und aktuelle Säkularisierungstheorien (Carl Schmitt, Hans Blumenberg, Jürgen Habermas, Charles Taylor) herausgefordert, indem sie auf ihre normativen Implikationen hin befragt werden.

Die aufgrund der Komplexität erforderliche Analyse der beiden Kernbegriffe setzt im Projekt zunächst beim Gemeinsinnbegriff an. Der komplexe Kontext des Gemeinsinnbegriffs bildet ein semantisches Feld, das von deskriptiven (theoretische Übereinstimmung, Menschenverstand) bis zu hochgradig normativen (Gemeinwohl, Solidarität, Menschenwürde) Begriffen reicht. In den ersten vier Jahren sollen im Teilprojekt die strukturellen Ambivalenzen des Gemeinsinnbegriffs in der Philosophie der Aufklärung (Anthony Ashley Shaftesbury, Giambattista Vico, Thomas Reid, Johann Nikolaus Tetens) bis zu Immanuel Kant aufgezeigt werden. Das begriffsgeschichtliche Interesse ist dabei jedoch der systematischen Frage nach einer möglichen Verbindung der erkenntnistheoretisch-gnoseologischen Auseinandersetzung mit dem *common sense* im Sinne geteilter Überzeugungen mit der normativen Frage nach Möglichkeit und Konstitution eines Sinns für das Gemeinschaftliche untergeordnet.

## FORSCHUNGSGEGENSTAND UND -INTERESSE

Das Teilprojekt zielt durch seine Auseinandersetzung mit der Philosophie der Aufklärung und des 20. Jahrhunderts während der ersten Projektphase auf drei Ergebnisse:

1. die Rekonstruktion des Begründungsverhältnisses von Transzendenz und Gemeinsinn in ausgewählten systematischen theoretischen und praktisch-philosophischen Diskursen der Philosophie der Lebenswelt und der Philosophie der Alltagssprache;
2. die kritisch-hermeneutische Klärung der sinnkonstitutiven Stellung von Transzendenz und Gemeinsinn in traditionellen und v. a. gegenwärtigen Säkularisierungsdiskursen;
3. die historische wie systematische Rekonstruktion des Begriffsfeldes Gemeinsinn zwischen theoretischer und praktischer Philosophie in ausgewählten Diskursen der europäischen Aufklärung.

Das Teilprojekt wird für seine Forschung auf die Methode der Textinterpretation zurückgreifen und zudem bereits vorliegende Untersuchungen, welche für die leitende Fragestellung relevant sind, umfassend auswerten. Das Vorgehen wird *erstens begriffs- und sprachanalytisch deskriptiv* sein, so dass die grundbegriffliche und begriffsgeschichtliche Rekonstruktion der Termini ‚Transzendenz‘ und ‚Gemeinsinn‘ sowie verwandter Begriffe auch ein Beitrag des Teilprojekts für den gesamten SFB ist. *Zweitens* werden die Einzeluntersuchungen *paradigmatisch* und *komparatistisch* angelegt, da die historischen Analysen systematische Ziele verfolgen. Dieses historisch-systematische Vorgehen wird *drittens* mit Blick auf die sozialen, praktischen und kulturellen Implikationen der jeweiligen Ansätze ihre kulturelle Kontextualität berücksichtigen. Und *schließlich* soll die Analyse *kritisch-hermeneutisch* sein, das heißt, sie muss die verdeckten, nicht bewussten und unreflektiert bleibenden Begründungsfunktionen von Transzendenz und Gemeinsinn freilegen und ihre ggf. ideologische Instrumentalisierung aufklären.

## 1. PHILOSOPHIE DER LEBENSWELT UND DER ALLTAGSSPRACHE

Mit dem Begriff der Lebenswelt reagiert Husserl auf die *Krisis der europäischen Wissenschaften*, indem er gegen die reduktionistische Auffassung der humanen Welt auf das Fundament und den Sinnhorizont aller Forschung in der nächsten und bekannten Umgebung der Forschenden verweist. Die Wissenschaft muss sich auf dieses Fundament und diesen Sinnhorizont besinnen, um aufgeklärte Wissenschaft im Sinne des Menschen zu sein. Der Begriff der Lebenswelt hat bei Husserl zunächst deskriptiven bzw. wissenschaftstheoretischen Status. Bei Heidegger wird er modifiziert als ‚durchschnittliche Alltäglichkeit‘ (und Eigentlichkeit), bei Habermas schließlich wird er normativ konnotiert. Lebenswelt ist hier der Hori-

***Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.***

M. Nähr: Wittgenstein (1930) Foto: ÖNB

zont von diskursiv ausgehandeltem Konsens, den es gegen die ‚Kolonialisierung‘ durch die Systeme der Ökonomie und der Bürokratie zu verteidigen gilt.

Im Projekt soll rekonstruiert werden, wie schon bei Husserl die gemeinsinnkonstitutiven Aspekte der Lebenswelt aus den streng erkenntnistheoretischen Analysen der Phänomenologie hervorgehen, in denen sie freigelegt werden (räumlich-zeitliche Orientierung, Leibapriori, passive Synthesis des inneren Zeitbewusstseins etc.). Aufschlussreich ist, dass dieses theoretische Fundament des Lebensweltrekurses bis in die späte *Krisis*-Arbeit durchgängig erhalten bleibt. Es ist die lebensweltliche Orientierungspraxis mit ihren pragmatischen Anforderungen, die zunächst theoretische Wahrheits- und Geltungsansprüche ermöglicht und vorzeichnet. Es soll untersucht werden, wie die Lebensweltanalyse in den Rückgriffen auf Husserl ihre stark praktisch-normative Akzentuierung bei Habermas erhält.

So wie der Begriff der Lebenswelt auf die alltägliche Welt als Quelle und Horizont wissenschaftlichen Fragens verweist, wird in der sogenannten analytischen Philosophie die Idee der normalen Sprache gegen die einer idealen Sprache gesetzt. Wittgenstein entwickelt in den 1930er Jahren gegen Gottlob Frege und Rudolf Carnap die Ansicht, dass es für die Philosophie keiner eigenen

wissenschaftlichen Sprache bedürfe, sondern dass die alltägliche Sprache dafür vollkommen ausreiche – ja, dass sie sogar besser geeignet sei, da die Fachsprache dazu tendiere, Scheinprobleme zu konstruieren. Dieser klassische Ansatz Wittgensteins wird von Ryle aufgenommen und gegenwärtig von Cavell in seinem Begriff des Gewöhnlichen und des menschlichen Wissens produktiv und innovativ weiterentwickelt. Wittgenstein selbst vertieft seinen Ansatz im Spätwerk *Über Gewißheit*.

Im Teilprojekt soll skizziert werden, inwiefern Alltags-sprachdiskurse je schon auf Transzendenz rekurren, so dass eine Analyse dieser Diskurse, die diese Bezüge nicht beachtet (wie z. B. G. E. Moore), hier einen ‚blinden Fleck‘ hat. Es lässt sich ein Spektrum von sehr impliziten, unreflektierten bzw. dogmatisch vorausgesetzten Formen des Verhältnisses von Transzendenz und Gemeinsinn bis hin zu sehr explizit und kritisch reflektierten Formen dieses Verhältnisses aufweisen. Es gilt, jeweils die Gründe für diese sehr unterschiedlichen begrifflichen und praktischen Verhältnisse zu rekonstruieren.

## 2. THEORIEN DER SÄKULARISIERUNG

Theorien der Säkularisierung – von Charles Taylor ‚Narrative der Säkularisierung‘ genannt – gehen davon aus, dass mit Humanismus und Aufklärung die zuvor bestehende enge Bindung an die Religion in allen Lebensbereichen zunehmend gelöst wird. So entstehen Sinnbedürfnisse und Begründungsprobleme, denen nur zum Teil durch Rekurs auf das ‚Sittengesetz in uns‘ oder auf das ‚vernünftige Weltbürgertum‘ begegnet werden kann. Die geplante Analyse von Theorien der Säkularisierung soll deren interne Komplexität und Ambivalenz herausarbeiten, die sowohl einen linearen Prozess der Verweltlichung und Immanentisierung religiöser Gehalte als auch einen Dualismus von Religion und Moderne als zu kurz greifende, reduktionistische Modelle der Geschichtsphilosophie erweisen können. Es ist einerseits zu zeigen, dass der immanente Lebensbezug z. B. auf Formen des Gemeinsinns bereits traditionelle Konzepte von Transzendenz wesentlich begründete. Das Teilprojekt wird andererseits auch herausarbeiten, dass ‚nachmetaphysisches Denken‘ (Habermas) kaum je ohne theoretische wie praktische Annahmen über transzendente Wirklichkeit auskommt. Scheinbar evidente und gegenläufige Oppositionen von Transzendenz und Immanenz von anspruchsvollen Säku-

larisierungstheorien sollen vertieft analysiert und kritisch überwunden werden. Insbesondere werden klassische und v. a. gegenwärtige Säkularisierungstheorien daraufhin untersucht, wie sie implizit oder explizit das Verhältnis von Transzendenz und Gemeinsinn insbesondere in praktischer, normativer Hinsicht bestimmen. Untersucht werden sollen näherhin: (1) die politisch-theologische Konzeption der Säkularisierung bei Schmitt und Jan Assmann; (2) die Säkularisierungs- und Legitimationstheorien von Schmitt und Blumenberg; (3) der Ansatz des ‚Postsäkularismus‘ in den neuesten Arbeiten von Habermas; (4) die Konzeption der Säkularisierung, wie sie von Ch. Taylor seit langem ausgearbeitet wird und wie sie umfassend in seinem Hauptwerk *A Secular Age* von 2007 ins Zentrum der Analyse rückt.

### 3. SENSUS COMMUNIS – GEMEINSINN UND GEMEINSAMER SINN

*Sensus communis* ist ein philosophischer Fachterminus, mit dem ein ganzer Bereich Alltagssprachlicher Ausdrücke verbunden ist: *Gemeinsinn*, *gesunder Menschenverstand*, *gemeine Menschenvernunft*, *Alltagsverstand* sind miteinander verwandte, aber nicht synonyme Begriffe. Bereits in der römischen Antike sind für den Ausdruck *sensus communis* fünf Sinnbezirke nachweisbar: Wahrnehmung, gemeinsames Gefühl, Intuition, Verstand bzw. geteilte Überzeugungen und soziale Gesinnung. Seit dem 18. Jahrhundert wird der Begriff im Deutschen als gemeiner oder gesunder Menschenverstand bzw. Menschenvernunft sowie als Gemeinsinn übersetzt. Im englischen Terminus *common sense* ist wie im lateinischen *sensus communis* eine Ambivalenz virulent, die im Ausdruck *gemeine Menschenvernunft* getilgt ist. *Common sense* ist auf dreierlei Weise zu verstehen: *Erstens* als das allen Menschen als Anlage gemeinsame Gemütsvermögen, durch das wir überhaupt wahrnehmen und urteilen können, *zweitens* als bestimmte Menge geteilter unmittelbarer Überzeugungen, die jedem konkreten Urteil als nicht zu bezweifeln-der Hintergrund schon vorausgehen müssen und die wir nicht eigentlich Wissen nennen können (*things we take for granted*, „Dies ist meine Hand“) und *drittens* als die Menge von geteilten Überzeugungen, an die wir uns gewöhnt haben (Meinung der Meisten). In der deutschen Übertragung als *Gemeinsinn* hingegen ist die Verbindung zur wissens- oder erkenntnisbezogenen Dimension des *sensus communis* gar nicht mehr sichtbar, insofern Gemeinsinn meist

als sozialer Sinn, als Sinn für die Gemeinschaft verstanden wird. Diese sozialphilosophische Dimension ist da verloren gegangen, wo man sich in der ästhetischen Philosophie auf den Kantischen Begriff des Gemeinsinns aus der *Kritik der Urteilskraft* bezieht, wie schon Gadamer in *Wahrheit und Methode* beklagt. Eine Untersuchung dieses Begriffsfeldes hat daher schon in der Darstellung das Problem, sich scheinbar durch die Verwendung eines dieser Begriffe bereits für eine bestimmte Bedeutung entschieden zu haben.

Gegenwärtig firmiert der Begriff in zwei sehr unterschiedlichen und oft unvermittelbaren philosophischen Strömungen an zentraler Stelle: als *Sinn für die Gemeinschaft (Sozialsinn)* in der politischen Philosophie (Neoaristotelismus und Kommunitarismus) und als *common sense* in der Erkenntnistheorie. Entgegen dieser Ausdifferenzierung in oft unvermittelbare Theoriewelten kontinentaler und analytischer Provenienz gilt die Aufmerksamkeit im Projekt einem vermuteten systematischen Zusammenhang im Begriff des *sensus communis*. Die leitende Frage kann so formuliert werden: *Wie verhalten sich Gemeinsinn als Sinn für die Gemeinschaft und Gemeinsinn als gemeinsamer Sinn (allgemeine Gemütsvermögen/entwickeltes System von Überzeugungen) zueinander?* Ihre Bearbeitung zielt auch auf eine Reintegration der ausdifferenzierten Bereiche der praktischen und der theoretischen Philosophie. Sie berührt dabei Fragen nach dem Status von Glauben/Fürwahrhalten/Überzeugtsein im Verhältnis zu (gerechtfertigtem) Wissen und Meinung sowie die Frage nach unserer Orientierung in der Welt.

### WIE ENTSTEHT EINE ‚GEMEINSAME WELT‘?

Die noch sehr allgemein gehaltene Leitthese der Untersuchung des *sensus communis*-Begriffs ist so formulierbar: Um Gemein(schafts)sinn ausbilden zu können, bedürfen wir eines gemeinsamen Sinns (gemeinsame Gemütsvermögen/entwickeltes System von Überzeugungen). Im Hintergrund steht die These, dass unsere kognitiven und praktischen Vollzüge immer schon imprägniert sind durch kulturelle, soziale und geschichtliche Einflüsse, so dass sie stets auf eine gemeinsame Welt bezogen werden müssen.

Historisch ist für die Betrachtung der Ambivalenzen des Gemeinsinnbegriffs insbesondere die Zeit der Aufklärung und Frühaufklärung von Interesse. In dieser Zeit sind alle



im lateinischen Begriff *sensus communis* enthaltenen Bedeutungsebenen von Gemeinsinn sowie die verschiedenen ihm angelagerten Begriffe valent, bevor im deutschsprachigen Raum des 19. Jahrhunderts die Berufung auf den *common sense* in Verruf gerät. Die systematische Frage soll daher historisch durch eine Analyse des Begriffsfeldes um *sensus communis* im 18. Jahrhundert eingeholt werden. Die Berufung auf den *common sense* ist in der Aufklärungsphilosophie auf dreifache Weise motiviert: Erstens durch einen *aufklärerisch-egalitären* Impuls, zweitens durch eine *anti-skeptische* Reaktion auf das gnoseologisch-epistemologische Problem des Empirismus David Humes und drittens durch eine *anti-individualistische* Reaktion auf Thomas Hobbes. Es stellt sich die Frage nach der Verquickung dieser Motive in verschiedenen Strömungen der Aufklärungsphilosophie einerseits, andererseits aber die, weshalb (und ob) es zu dem in der Forschung allgemein anerkannten Abbruch der *common sense*-Philosophie in der Deutschen Aufklärung durch Kant gekommen ist.

Angelegt wird der Projektbereich in drei Teilen: Zunächst soll die *Verbindung von Gemeinsinn und gemeinsamem Sinn* an dem Ort befragt werden, an dem sie ihren Einsatz in der Philosophie der Aufklärung hat: unter Rückgriff auf die Stoa sowie auf Motive des Humanismus bei Shaftesbury und Vico. Gefragt wird, ob sich Gemein(schafts)sinn nur dann ausbilden kann, wenn wir in kleinräumigen, homogenen Gemeinschaften gegenseitigen Takt und sozialen ‚Geschmack‘ (gemeinsamer Sinn) erlernen, die sich heute als vorreflexive Praxisformen sittlichen Empfindens reformulieren lassen.

In einer zweiten, eher historisch orientierten Fragebewegung wird es um die Fortführung der *common sense*-Philosophie in der Schottischen Schule um Thomas Reid sowie um das reichhaltige Begriffsfeld des *sensus communis* in der deutschsprachigen Aufklärungsphilosophie gehen. Insbesondere wird hier auf den systematischen Ort der virulenten Rede von der *Weltklugheit* im Zusammenhang mit *wahrscheinlichem*, jedoch *unsicherem Wissen* abgehoben. Es steht in Frage, welche Form von Wissen in den geteilten Geschmacksformen abgebildet ist und inwiefern eine holistisch angelegte Philosophie bloß wahrscheinliche, nicht logisierbare Gewissheit (Überzeugung) einholen muss.

Schließlich wird untersucht, inwiefern die Ergebnisse der ersten beiden Teile in Kants kritischer Philosophie produktiv gemacht werden können – gefragt wird hier nach der *Valenz* der bei Kant eher verurteilten *Weltweisheit (Klugheit)* für seine *praktische* in ihrem *Zusammenhang* mit seiner *theoretischen Philosophie*. Über die naheliegende Auseinandersetzung mit dem *sensus communis* in der *Kritik der Urteilskraft* hinaus soll auf den Begriff des *Vernunftglaubens* eingegangen werden, mit dem Kant in den sogenannten Pantheismusstreit zwischen Mendelssohn und Jacobi eingreift. Im Durchgang dieser Auseinandersetzung wird die Frage gestellt, inwiefern eine *kritische* Philosophie möglich ist, die geteilte Überzeugungen (Klugheit, ‚sozialer Geschmack‘) als notwendig für die Ausbildung von Gemeinschaftssinn versteht.

**Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.**

G. Döbler: Immanuel Kant Foto: ÖNB

## LITERATUR

RENTSCH, Thomas: Gott, Berlin/New York 2005.

RENTSCH, Thomas: Heidegger und Wittgenstein. Existential- und Sprachanalysen zu den Grundlagen philosophischer Anthropologie, Stuttgart 2003.

RENTSCH, Thomas: Negativität und Praktische Vernunft, Frankfurt a. M. 2000.

RENTSCH, Thomas: Die Konstitution der Moralität. Transzendente Anthropologie und praktische Philosophie, Frankfurt a. M. 2019.

SCHNEIDERREIT, Nele: Die Dialektik von Gemeinschaft und Gesellschaft, Berlin 2010.

## MITARBEITERINNEN

Constanze Demuth, M.A.

Dr. Nele Schneider

## DIE SAKRALISIERUNG DER KULTURNATION IM ITALIENISCHEN RISORGIMENTO

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Turin, Museo Nazionale del Risorgimento Italiano Foto: [Gero Merella](#)

**// VON DER  
FRAGMENTIERTEN  
GESELLSCHAFT  
ZUR EINIGEN  
NATION – WELCHE  
ROLLE SPIELEN  
TRANSCENDENZ-  
UND GEMEIN-  
SINNSBEZÜGE?**

Das Teilprojekt fragt nach den transzendenten und gemeinsinnigen Geltungsgründen der politischen Ordnung der italienischen Kultur- und Staatsnation in der Phase des Risorgimento. In theoretischer Perspektive richtet sich die zentrale Frage darauf, welche Rolle Transzendenz und Gemeinsinn als Bestandteile im Prozess der symbolischen Konstruktion der Nation haben. In historischer Perspektive geht es um die Frage, wie sich Sakralisierung und Säkularisierung der Nation als Hauptprozesse der nationalen Revolution in ihrer Eigenart und Vielfalt der Formen am Beispiel des Risorgimento verschränken und Konfliktpotential bieten.

Das Teilprojekt untersucht an erster Stelle Handlungs- und Deutungsprozesse im geographisch-historischen Kontext des Risorgimento, der staatlichen Wiedergeburt Italiens. Im Laufe dieser Epoche entsteht eine neue nationale Kultur, die sich nicht nur mit Bezug auf konkrete Erfahrungen und Zielsetzungen, sondern auch in Hinblick auf die Transzendierung traditioneller Sozialstrukturen und lokaler Identitäten definieren lässt. Deshalb werden Tugend-

und Moraldiskurse, Praktiken der Sakralisierung und Formen der Zivilreligiosität, politische Deutungszusammenhänge von Staatsräson und historischer Mission sowie Wege der Säkularisierung durch Transzendierung von Erfahrungsräumen paradigmatisch untersucht. Dabei geht es hauptsächlich um die Erforschung der Nationsbildung – mit dem allgemeinen Ziel, ein Erklärungsmodell zu entwickeln, das die Produktivität der Kategorien Transzendenz und Gemeinsinn auch im Bereich der historischen Soziologie und Politikwissenschaft unter Beweis stellt.

An zweiter Stelle erforscht das Teilprojekt die spezifische, wechselbezügliche Dynamik von Sakralisierung der „Kulturnation“ und Säkularisierung der „Staatsnation“ im Laufe des Risorgimento. Ziel dieses Untersuchungsschrittes ist es, die Säkularisierungskrise der italienischen Gesellschaft in der Vielfalt ihrer Erscheinungen zu rekonstruieren. Vereinfachend lässt sich sagen, dass die ideologisierte Sakralisierung der Nation als kultureller Einheit entscheidende Voraussetzung für die Mobilisierung staatsbildender Kräfte war. Die Säkularisierung hingegen – die den Charakter eines Kulturkampfes gegen die entmachtete katholische Kirche trägt – stellt einen Prozess dar, dem es an nötigen sozio-moralischen Ressourcen für die nationale Integration mangelt. Besonderes Augenmerk gebührt den verschiedenen Schritten der Sakralisierung, die sorgfältig untersucht werden sollen. Die Hauptakteure der nationalen Mobilisierung sind religiöse Erneuerer und säkularisierungssüchtige Freimaurer. Auch die wichtigsten Träger der Risorgimento-Ideologie sind religiös inspirierte Intellektuelle: an erster Stelle stehen Giuseppe Mazzini und Vincenzo Gioberti. Ziel der Untersuchung ist hier eine Darstellung des Risorgimento, dessen Leitideen als transzendierende Ordnungsvorstellung rekonstruiert werden sollen. Zugleich geht es darum, herauszufinden, welche Unverfügbarkeit stiftenden Mechanismen im Kontext unterschiedlicher sozio-politischer Milieus wirkten. Besondere Aufmerksamkeit liegt hier auf dem liberal-katholischen, dem laizistisch-republikanischen und dem sozialistischen Milieu. Wie sich Mythen bei den Sozialisten im Spannungsfeld von revolutionärer Transzendenz und reformistischen Gemeinsinnsdiskursen bildeten, ist hier zu unterstreichen. Eine umfassende, nicht rein ideengeschichtliche Darstellung dieser Schlüsselpassage der italienischen Geschichte in Hinblick auf das Zusammenspiel von Transzendenz und Gemeinsinn liegt noch nicht vor.

An dritter Stelle geht es – noch spezifischer – um die Erforschung der politischen Mythen des Risorgimento. Wenn Mythen die Einheit der Gegensätze und die Identität in Wandel und Verschiedenheit behaupten, liegt es nahe zu vermuten, dass eine so fragmentierte Gesellschaft wie die italienische vor (und teilweise auch nach) der nationalen Einigung einen hohen Bedarf an symbolischer Integration hatte. Die gemeinsame Aufbruchsstimmung eines revolutionären Zeitalters und das Verbrüderungsgefühl innerhalb der nationalen Bewegung bieten einen fruchtbaren Boden für Mythenbildung. Die Zeit des Risorgimento wird infolge dieser Annahme in Hinblick auf ihre Mythen und auf ihre spezifische Politisierung (vor allem innerhalb der sozialistischen Bewegung) untersucht.

PROF. DR.  
PIER PAOLO PORTINARO

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen  
des Urheberrechts entfernt.*

DIPARTIMENTO DI STUDI POLITICI,  
UNIVERSITÄT TURIN

Nach dem Studium der Philosophie und Sozialwissenschaften an der Universität Turin promovierte Pier Paolo Portinaro 1977 dort bei Norberto Bobbio zum Thema „La crisi dello jus publicum Europaeum. Saggio su Carl Schmitt“. In der Folgezeit führte er zahlreiche wissenschaftliche Tätigkeiten und Forschungsaufenthalte im Ausland durch, u.a. in Oxford, Wien, Tübingen und Freiburg, bis er 1984 Vertragsprofessor an der Universität in Turin wurde. Seine akademische Laufbahn war und ist besonders von Kooperationen mit deutschen Universitäten geprägt. Ende 1992 wurde er zum Professore associato für Politische Philosophie an der Universität Turin ernannt. Im Jahr 2000 erfolgte ebendort seine Ernennung zum Professore ordinario. Pier Paolo Portinaro beschäftigte sich seit seinen akademischen Anfängen theoretisch und ideengeschichtlich mit dem Spannungsfeld zwischen Recht und Politik. Die deutsche Staatsrechtslehre und Ideengeschichte spielte dabei stets eine bedeutende Rolle. Im Sonderforschungsbereich 537 „Institutionalität und Geschichtlichkeit“ an der TU Dresden hat er ebenfalls bereits als Projektleiter mitgearbeitet.

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Palazzo Reale di Napoli, il giorno 11 febbraio (1848), Litografia  
Foto: Roma, Istituto per la Storia del Risorgimento

Zuletzt analysiert das Teilprojekt die Pathologien einer nationalen Ordnung, die sich zwar durch den Rekurs auf Gemeinsinnsressourcen und den Verweis auf Unverfügbares konstituierte, aber dann in einen Zustand latenter und dauerhafter Krise geriet – mit Folgen, die offensichtlich bis in die Gegenwart fortdauern. Insbesondere die Permanenz langlebiger klientelarer Integrationsformen wird mit der Säkularisierungskrise erklärt; es wird erörtert, inwieweit Klientelverhältnisse eine Antwort auf das Versagen von Transzendenzleistungen im säkularen Bereich sind.

## FORSCHUNGSINTERESSE UND -GEGENSTAND

Die Geschichte des Risorgimento ist vom Konflikt dreier miteinander konkurrierender Ordnungsvorstellungen – Christentum, Nationalismus und Sozialismus – geprägt. Die missionarische Ausbreitung dieser Weltbilder hat zu konfliktträchtigen Gegensätzen ihrer Wahrheitsansprüche geführt. Wie andere nationalistische Erscheinungen ist auch das Risorgimento durch die Merkmale einer Missionsbewegung gekennzeichnet. Das Teilprojekt beabsichtigt, die Eigenart der Dialektik Sakralisierung/Säkularisierung und des missionarischen Überlegenheitsmythos im italienischen Risorgimento in Kontext anderer europäischer Erfahrungen (bevorzugte Parallele: Frankreich und Deutschland) detailliert zu rekonstruieren. Der deutsch-italienische Vergleich erweist sich hier als unentbehrlich,

um das ambivalente Verhältnis der Konstruktion von Kulturnation und Staatsnation deutlich zu machen. Einen gemeinsamen Grundzug der politischen Geschichte Deutschlands und Italiens in der Neuzeit bildet die verspätete Nationalstaatsbildung im Vergleich zu Großbritannien und Frankreich. Dies liegt einerseits an der Zugehörigkeit der Räume Deutschlands und Italiens zum mittelalterlichen Städtegürtel, dem Kernland der kontinentalen Handelsrouten mit seiner weitreichenden Autonomie der Städte; andererseits an der Zersplitterung bzw. dem Polyzentrismus dieser Räume. Zu der Zersplitterung haben im Falle Deutschlands u. a. die konfessionellen Gegensätze seit der Reformation, im Falle Italiens – neben den Stadtstaaten – die unterschiedlichen Einflüsse fremder Mächte und die bremsende Rolle des Kirchenstaates beigetragen. Eine Staatsnation im modernen Wortsinn sind beide Länder daher erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geworden. Die entscheidenden Anstöße gingen schließlich von der Peripherie aus, nämlich den wohlorganisierten und militärisch starken Königreichen Preußen und Sardinien-Piemont. Gemeinsam ist Italien und Deutschland am Anfang des 19. Jahrhunderts folgendes: 1) die Macht des kaiserlichen Erbes (des Römischen Reiches oder des Heiligen Römischen Reiches germanischer Prägung); 2) die Ausgrenzung im Zusammenhang mit der neuen Geoökonomie des modernen Kapitalismus; 3) die versäumte bürgerliche Revolution als Faktor nationaler Identität; 4) die Wechselwirkung zwischen der industriellen Revolution und der nationalen Revolution während eines begrenzten Zeitraums und die darauf folgende Häufung von Integrations- und Mobilitätskrisen.

Doch enden an diesem Punkt die Gemeinsamkeiten, da in Italien weder der preußische Weg der Industrialisierung verfolgt, noch – wie im Kaiserreich ab 1871 – ein effizienter und ausgebildeter bürokratischer Apparat errichtet wurde. Italien kannte mit Ausnahme von Piemont keine konsolidierte absolutistische Tradition. Sie konnte nicht existieren in einem traditionell zersplitterten Land, das so lange den verschiedensten Fremdherrschaften und Regierungen unterstellt war – von der rückschrittlichen Herrschaft des Kirchenstaates bis hin zu der revolutionären der napoleonischen Republiken. Auch fehlte in großen Teilen des Landes ein modernes Bürgertum, das fähig gewesen wäre, ein hegemoniales Konzept zu verwirklichen. So musste die Bildung repräsentativer In-

***Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.***

Nationaldenkmal für Viktor Emanuel II. in Rom [Foto: privat](#)

stitutionen zur Erstarrung bestehender Interessen und zum Partikularismus führen. Eben dieser Partikularismus mit seiner unerschöpflichen Vitalität und dem ständigen Wandel seiner Formen stellt eine Konstante und strukturelle Hürde für die Weiterentwicklung der politischen Institutionen Italiens dar.

Diese politischen Ordnungsprobleme spiegeln sich auch in den symbolisch-kulturellen Aspekten des Risorgimento: Als Anfang des 19. Jahrhunderts unter dem Eindruck der Französischen Revolution und der nachrevolutionären Erfahrungen das Nationale ins Zentrum politischer, gesellschaftlicher und kultureller Reflexion rückte, entstand ein reger Bedarf an symbolischer Integration. Zwei Modelle beherrschten in Europa die Szene: Die Erfindung des Griechenmythos in Deutschland und des Römermythos in Frankreich, wo der erste nach der Revolution innerhalb kurzer Zeit seine große Attraktivität verloren hatte, um eben Platz für einen neuen, republikanisch ausgerichteten, aber auch imperial anwendbaren Römermythos zu machen. In der politischen Mythenbildung geht Italien dennoch einen eigenen Weg.

Unter den politischen Mythen im Risorgimento verdienen, wie schon angedeutet, drei symbolische Narrationen eine besondere Beachtung: der Kampf der Lega Lombarda gegen Barbarossa und die Vespri siciliani gegen die Franzosen im 12. und 13. Jahrhundert sowie die genuesische Erhebung 1746 gegen Österreich. Das Pro-

jekt strebt symboltheoretische und sozialhistorische Fallstudien zu diesen Mythen an. Die symbolische Erweckungsleistung erscheint dabei ebenso wichtig wie der Blick auf die Akteure, die diese Mythen weitertragen. Mythenbildung und -verbreitung wurden oft von den nationalen Freimaurerlogen getragen, sodass in diesem Kontext auch die Fragen von Transzendenz und Gemeinsinn im Freimaurertum untersucht werden.

Als nach der Einigung die Befreiungsmythen ihre Bedeutung verloren (1861, dann weiter 1866, spätestens 1879 mit der Einnahme Roms), versuchte man diese mit einem neuen Integrationsmythos zu ersetzen. Die Darstellung des Treffens von Teano zwischen Giuseppe Garibaldi und dem König Italiens Vittorio Emanuele II. sollte beispielsweise die Versöhnung der republikanischen mit der monarchischen Komponente des Risorgimento symbolisieren. So erfolgreich die Erlösungsmythen des Risorgimento in der Tat waren, so schwach wirkte aber in der Folge der Versöhnungs- und Stabilisierungsmythos von Teano. In Anbetracht dieses Versagens hatte Jahrzehnte später der Faschismus den römischen Reichsmythos bemüht, um die nationale Integrationsarbeit unter Zwang fortzusetzen. Kaum Beachtung hatte nach 1815 und bis in die 1870er Jahre die römische Antike gefunden. Figuren aus der römischen Geschichte erscheinen vor allem als Vorbilder für Tugendhaftigkeit und weniger als Vorbilder für die Entstehung einer nationalen Identität. Die Sakralisierung der Nation überlebte hier nur noch in einer Hypertrophie des Monumentalen. Die italienische Säkularisierungspolitik andererseits schwächte sich seit dem Ende der 1870er Jahren ab und ließ die Kraft der originären Erlösungsmythen erstarren.

## **DIE MYTHEN DER ITALIENISCHEN NATION**

Die Ziele des Projektes sollen in drei eng miteinander verkoppelten Projektbereichen erarbeitet werden: Im Projektbereich A ist zunächst die theoretische Dimension Gegenstand der Reflexion. Kultur- und Staatsnation, Sakralisierung und Säkularisierung sind die Hauptkategorien, um die sich die Analyse dreht. Bereich A thematisiert so die Dialektik zwischen Sakralisierung der kulturellen Einheit und Säkularisierung staatlicher Ordnung im Risorgimento. Projektbereich B widmet sich verstärkt der mythischen Dimension der Nationsbildung, die als Mythos einer zukunfts offenen politischen Neugründung den dop-

***Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.***

„Italien von 1815 bis zur Gegenwart“ (1905)

Quelle: F. W. Putzgers Historischer Schul-Atlas

pelten Charakter eines Bedrohungs- und Verschwörungsmythos und eines säkularen Erlösungs- und Heldenmythos trägt. Von der Annahme ausgehend, dass politische Mythen nur dank ihrer Bildlichkeit besonders sinnfällig und einprägsam sind, lässt sich diese Komponente in den drei symbolisierten Narrationen erkennen, die eine zentrale Rolle während des Risorgimento spielen – die Lega Lombarda im Kampf gegen Barbarossa (1167), der sizilianische Aufstand gegen die Franzosen, die so genannten Vespri siciliani (1283), die Erhebung gegen die österreichische Besatzung in Genua (der junge Held namens Balilla, 1746). Diese drei Hauptnarrationen des Risorgimento sollen daher mit Berücksichtigung der bildenden Künste (Hayez), der Belletristik und des Musiktheaters (Verdi) be-

handelt werden. Die historische Dimension auf der Ebene der politischen Kultur wird dann im Projektbereich C am Beispiel der Entwicklung der sozialistischen Bewegung in Italien und der Entstehung des entsprechenden sozio-politischen Milieus detailliert herausgearbeitet. Hier geht es darum, mit einer Fülle empirischen Materials zu zeigen, wie die Sakralisierung der Kulturnation in die Sakralisierung der Träger der sozial-nationalen Revolution umgesetzt wird. Bereich C wird daher die Entwicklung der sozialistischen Bewegung in Italien in ihrer Vernetzung mit den verschiedenen Strömungen des Risorgimento rekonstruieren.

### ZWISCHEN MACHTTHEORIE UND INSTITUTIONENFORSCHUNG

Diese drei thematisch aufeinander bezogenen Projektbereiche werden nach fachlicher Ausdifferenzierung mit jeweils eigener methodischer Akzentuierung arbeiten. Als gemeinsamer methodischer Rahmen des Teilprojekts dienen jedoch einerseits die politische Soziologie Weber'scher Prägung (Lepsius, Popitz) und andererseits die Untersuchungen über Stabilisierung und Legitimierung institutioneller Ordnungen des Dresdner SFB 537. In der Weiterentwicklung der Weber'schen Machttheorie seitens Heinrich Popitz und dessen Theorie der Kreativität des sozialen Handelns wollen wir Bauelemente einer Theorie der kollektiven Identität und der nationalen Mobilisierung kategorial erfassen. Macht und Transzendenz werden hier in das Zentrum methodologischer Reflexion gestellt. Macht bedeutet dabei immer auch die Fähigkeit zur Transzendenz: „Weil wir fähig sind, erfahrene Wirklichkeiten zu transzendieren, können wir kreativ neue Wirklichkeiten hervorbringen.“ Transzendierung und Sinnstiftung erscheinen deshalb für eine Theorie des sozialen Handelns bedeutsam zu sein. Sie bedürfen in Bezug auf politische Prozesse weiterer Präzisierungen. Popitz definiert sinnstiftende Phantasie als „Eindringen in Verborgenes“ bzw. als „Eindringen in sinnlich nicht Wahrnehmbares“. Das Teilprojekt beabsichtigt, diesen theoretischen Ansatz für die Erforschung der politischen Mythenbildung brauchbar zu machen.

Auch das Instrumentarium der Begriffsgeschichte wird in Hinblick auf die Erforschung von Sakralisierung und Säkularisierung im Kontext der nationalen Mobilisierung eine große Rolle für die Arbeit des Teilprojektes spielen. Nur



eine struktur- und begriffsgeschichtliche Herangehensweise, bei der das semantische Umfeld kritisch betrachtet wird, kann der Komplexität dieses Phänomens gerecht werden.

#### PROJEKTBEREICH A: SAKRALISIERUNG DER KULTURNATION VS. SÄKULARISIERUNG DER STAATSNATION. DILEMMATA DES ITALIENISCHEN RISORGIMENTO

Im Projektbereich A steht die machttheoretische, soziologische und begriffsgeschichtliche Dimension im Mittelpunkt der Analyse. Ohne eine adäquate Rekonstruktion der Vielfalt der Formen der kollektiven Identitätsbildung (Formen des Nationalismus) und der Varianten von Sakralisierungs- und Säkularisierungsprozessen ist die historische Dimension des Risorgimento nicht zu fassen. Ebenso ist sie für ein Verständnis der Mobilisierung der Nation durch Mythenbildung unabdingbar. Im ersten Schritt wird aufgrund einer vergleichenden Analyse mit dem deutschen Nations- und Staatsbildungsprozess eine Typologie der Formen entwickelt. Welche Formen und Strategien der Mobilisierung von Sinn und Orientierung, welche Kompensationsstrategien für die Funktions- und Führungsdefizite öffentlicher Ordnungen wurden erfahren? Außerdem wird in diesem Teilbereich die Problematik des Klientelismus untersucht werden.

#### PROJEKTBEREICH B: POLITISCHE MYTHENBILDUNG IM ITALIENISCHEN RISORGIMENTO

Im Rahmen des Projektbereichs B wird der Themenkomplex „Politische Mythenbildung im italienischen Risorgimento“ bearbeitet. Anknüpfend an die Forschung über Entstehung und Entwicklung der deutschen nationalen Identität soll der Versuch unternommen werden, den Vergleich dieser zwei Sonderwege verspäteter Staatsbildung mit dem Instrumentarium des SFB systematisch weiterzuführen. Die drei zentralen Mythen des Risorgimento (Lega Lombarda, Vespri siciliani, Balilla) sowie deren Symbolisierung sollen in den bildenden Künsten, dem historischen Roman und der Oper untersucht werden.

#### PROJEKTBEREICH C: SAKRALISIERUNG UND SÄKULARISIERUNG IN DER ITALIENISCHEN SOZIALISTISCHEN BEWEGUNG

Die historische Dimension wird im Projektbereich C in Bezug auf die Entwicklung der sozialistischen Bewegung in Italien analysiert. Mit der Perspektive „Revolutionäre Transzendenz und reformistischer Gemeinsinn in der sozialistischen Bewegung Italiens“ verschiebt sich der Fokus von der Frage nach der nationalen Integration zu der Frage nach der Bildung eines sozio-moralischen Milieus in einer weitgehend noch traditionellen und höchst fragmentierten Gesellschaft. Auch in diesem Projektbereich wird dem deutsch-italienischen Vergleich, hier mit der deutschen Arbeiterbewegung und dem deutschen sozialistischen Milieu, zentrale Bedeutung zugemessen.

#### LITERATUR

PORTINARO, Pier Paolo: *Sacralizzazione e secolarizzazione. Il caso del Risorgimento*, Working Papers Anno 2008, Dipartimento di Studi Politici, Torino 2008.

PORTINARO, Pier Paolo: *Il labirinto delle istituzioni nella storia europea*, Bologna 2007.

PORTINARO, Pier Paolo: *Über die Rehabilitation des Gemeinwohldiskurses. Pro und contra*, in: MÜNKLER, Herfried / BLUHM, Harald (Hg.): *Gemeinwohl und Gemeinsinn. Zwischen Normativität und Faktizität*, Berlin 2002, S. 305-320.

PORTINARO, Pier Paolo: *Il principio responsabilità. Un'etica per la civiltà tecnologica*, Einaudi 2002.

PORTINARO, Pier Paolo: *Stato*, Bologna 1999.

PONSO, Marzia: *Cosmopoliti e patrioti. Trasformazioni dell'ideologia nazionale tedesca tra Kant e Hegel (1795-1815)*, Mailand 2005.

#### MITARBEITER/-INNEN

Dr. Marzia Ponso

Dr. Gianfranco Ragona

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Zürich, Paradeplatz. Sicht auf das Baur en ville, das Fraumünster und den Zürichberg (um 1890) Foto: J.A. Preuss (Hg.): *Die Stadt Zürich*. Zürich, 1896.

**WIE EINE STARKE  
PARTIZIPATIVE  
POLITISCHE KUTUR  
UND GELEBTER  
BÜRGERSINN TRANS-  
ZENDENZBEZÜGE  
ERSETZEN KÖNNEN.**

Das Projekt untersucht die Verbindung von Transzendenz und Gemeinsinn an der Entwicklung der Schweiz zwischen 1800 und heute. Aus einer politikphilosophischen Perspektive wird das Modell einer gemeinsinnigen politischen Ordnung diskutiert, das sich zum einen auf den demokratisch-rechtsstaatlichen Prozeduralismus stützt und zum anderen auf den Bürgersinn als gemeinsinnige Tugend. Als realgewordene Idee eines solchen Modells soll daraufhin die *confoederatio helvetica* untersucht werden: Entgegen weitläufiger Annahmen werden hier nämlich keine großen Transendenzen benötigt.

Staatliche Effizienz, direkte Demokratie, die explizite Bemühung um die verbindlichen politischen Ideale, der kontinuierliche, durchaus kontroverse Diskurs – diese Merkmale des schweizerischen politischen Systems sind es, die auch unter den Voraussetzungen der Gegenwartsmoderne das Funktionieren einer Staatsordnung ermöglichen können, die auf Gemeinsinn basiert, jedoch mit einem Minimum an Transzendenz auskommt. Diese projektleitende These soll untersucht werden, indem einerseits die historische Forschung, andererseits

die gegenwärtige politologische Literatur zum schweizerischen System als Forschungsgrundlage herangezogen wird. Das Projekt gliedert sich in zwei Teile, in denen die These zum einen politikphilosophisch, zum anderen historisch kontextualisierend geprüft werden soll. Zunächst geht es darum, auf der Grundlage sozialphilosophischer Konflikttheorien ein Modell gemeinsinniger politischer Ordnung zu entwerfen, dessen Geltungsansprüche sich auf zwei Aspekte stützen: a) ein demokratisch-rechtsstaatlicher Prozeduralismus, der durch die Generierung politisch-partizipativer Deliberation eine politische Kultur der Öffentlichkeit am Leben erhält und so das Gemeinwesen durch Reflexion seiner Geltungsansprüche mit Integrationsdynamik versorgt; b) ein spezifischer Bürgersinn, der als tugendbasierter Gemeinsinn die motivationale Ressource der handelnden Individuen bildet. Das Zusammenspiel von Bürgersinn und demokratischem Prozeduralismus verweist dabei auf eine Form politischer Klugheit, die als Urteilskraft ein Selbstdenken im Problemkontext der Uneinigkeit und der Differenz ermöglicht. Dieses Modell gemeinsinniger Ordnung basiert daher auf einer Integration durch Austragung von Widersprüchen.

Im zweiten Schritt des Projektes soll diese philosophische Überlegung auf den empirisch-historischen Fall der Schweiz übertragen werden. Dieser zweite Teil ist somit der empirischen Überprüfung des gemeinsinnigen Ordnungsmodells gewidmet. Die Schweizer Konföderation wird als realgewordene Idee eines solchen Modells gedeutet: Entgegen weitläufiger Annahmen bedarf die Schweiz – so die These – keiner großen Transzendenzen. Die deliberative Demokratie Schweiz verkörpert die reale Chance eines politisch-gemeinsinnigen Kollektivsubjekts, das große politische Differenzen zu integrieren vermag – und zwar gerade durch Politik: durch eine besondere Kombination von direktdemokratischen Institutionen, zivilgesellschaftlicher Diskurskultur und permanenter Lernbereitschaft.

In einem letzten Schritt sollen die gewonnenen Erkenntnisse in einem Problemprospekt diskutiert werden. Dabei stehen die Fragen der deliberativen Praxis und des kollektiven Lernens im Mittelpunkt des Interesses: Gefragt werden soll hier, wie diese geltungstiftenden Aspekte auch unter den Bedingungen von Globalisierung, Europäisierung und Individualisierung für den Erhalt des politischen Gemeinwesens dauerhaft fruchtbar gemacht werden können.

Das Spannungsverhältnis von gemeinsinnigem Konsens und Konflikt ist Gegenstand einer breiten Debatte in der politischen Philosophie. Wie politische Handlungsfähigkeit und kollektive Einigkeit zu sichern und operativ zu erzeugen sind, ist ein Problem, das die neuzeitliche politische Philosophie von Anfang begleitet: Von Hobbes paradoxem Versuch, wahrheitsentlastete auctoritas durch veritas (= die Argumentation der hobbistischen politischen Anthropologie) zu begründen, über Lockes Einführung des demokratischen Mehrheitsprinzips und des Widerstandsrechts auf der Basis einer letztlich theologisch fundierten Idee der Menschengleichheit bis zu Rousseaus Formierung der *volonté générale* im Rahmen einer prozessualen Logik der politisch-praktischen Vernunft – stets geht es um die Versöh-

PROF. DR.  
GEORG KOHLER

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen  
des Urheberrechts entfernt.*

LEHRSTUHL FÜR POLITISCHE  
PHILOSOPHIE, UNIVERSITÄT ZÜRICH

Georg Kohler studierte Philosophie, Literaturwissenschaft und Staatsrecht an den Universitäten von Zürich und Basel. Das Lizentiat in Philosophie mit den Nebenfächern Literaturwissenschaft und Staatsrecht legte er an der Universität Zürich im Jahre 1973 ab, anschließend arbeitete er an der Dissertation und beendete sein bereits früher begonnenes Studium der Rechtswissenschaft. Er promovierte 1977 in Philosophie und erwarb 1979 das Lizentiat in Jurisprudenz. Von 1975 bis 1981 war er Assistent am Lehrstuhl für Politische Philosophie und Theorie an der Universität Zürich. Von 1981 bis 1983 begann er die Arbeit an seiner Habilitation, die er 1987 beendete. Von 1984 bis 1991 war Georg Kohler außerdem in der Leitung einer Familienfirma in Wien (Buchgroßhandel) sowie als ständiger Mitarbeiter der „Neuen Zürcher Zeitung“ tätig. Nach Abschluss seiner Habilitation lehrte er regelmäßig in Zürich und einige Zeit an der LMU München. 1994 bis 2010 Ordinarius auf dem Lehrstuhl für Philosophie an der Universität Zürich. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der Politischen Philosophie, der philosophischen Ästhetik und Kulturphilosophie und der politischen Kultur und Identität der Schweiz.

nung jenes universal konzipierten Gemeinsinns (den Basiskonsens der Bürgerschaft, der zur Polis-Form gehört) mit der Notwendigkeit, kontroverse Entscheidungssituationen in handlungsverbindliche, gemeinschaftliche Annahmen zu überführen.

Es ist der gegenaufklärerische Einspruch gegen die liberale politische Theorie, vorgetragen etwa durch den von Carl Schmitt viel zitierten Joseph de Maistre, der die Kluft zwischen einerseits dem Vernunftanspruch auf gemeinsame Einsicht in das kollektiv Richtige und andererseits der Erfahrung der Brüchigkeit aller Vernunftbegründungen von Herrschaft immer wieder betont hat. Stephen Holmes hat die entsprechende Argumentation dahingehend rekonstruiert, dass keine menschliche Einrichtung bestehen könne, wenn sie nicht eine religiöse Grundlage besitzt. Damit liegt der Ursprung der Souveränität immer außerhalb des Bereichs menschlicher Macht. Das Volk muss in dieser Perspektive davon überzeugt sein, dass jede Form der Souveränität das unmittelbare Ergebnis von Gottes Willen ist, oder dass alle Souveränität von Gott kommt. Holmes betont, dass aus dem Blickwinkel der politischen Theologie die Macht stets einen sakralen Charakter verliehen bekomme, da aus den autonomen Gründungsbemühungen der Menschen keine Legitimität erwachsen könne. Schon de Maistre hat so die selbstbegründeten menschlichen Institutionen in ihrer Geltungsbehauptung in Zweifel gezogen, da sie ebenso autonom widerrufen werden könnten. De Maistre selbst ist – jedenfalls auf einer ersten Ebene – kein Gläubiger dieser theokratischen Legitimitätsthese, sondern lediglich der Metatheoretiker der wegen der menschlichen Hinfälligkeit geforderten politischen Theologie. Nur sie liefert nach seiner Meinung die begriffliche Form der funktional erforderlichen Voraussetzungen politischer Ordnung und Herrschaft. Dabei will de Maistre zugleich zeigen, dass sich jede stabile Herrschaftsform der unsichtbaren Gewalt verinnerlichter Angst verdankt und auf radikal in die individuelle und kollektive Seele der Subjekte eingepflanzte Schuldgefühle aufbaut. Doch genau das muss latent bleiben, damit der sakrale Glaube an die Richtigkeit der Ordnung durch jene kritische Reflexion nicht zerstört wird, die selber zur Ordnungsstiftung nicht in der Lage ist. Vernunft vermag alles zu zersetzen, aber nichts zu halten.

Allein religiöse Transzendenz, selbst wenn es nach de Maistre im Grunde nur der Schein derselben ist, formt und garantiert den loyalitätsverbürgenden Gemeinsinn,

den *esprit* und die *volonté générale*. Aus sich selbst können diese so wenig Bestand haben, wie sie nicht durch die kommunikative Kraft der menschlich-endlichen politisch-praktischen Vernunft zu generieren sind: Das ist der Einwand, dem zu entgegnen hat, wer behauptet, dass Gemeinsinn und die Handlungsfähigkeit einer politischen Einheit weitgehend ohne Rekurs auf Transzendenz und die damit verbundenen Probleme effektiv und real wirksam sein können. Das jedenfalls ist das Ziel des Projektes, das die Verbindung von Transzendenz und Gemeinsinn an der Entwicklung der Schweiz zwischen 1800 und heute untersuchen möchte. Das Projekt eruiert damit die von der politischen Theologie negierte Möglichkeit einer gemeinsamen politischen Ordnung, die sich auf einen demokratischen Prozeduralismus stützt und die im Bürgersinn eine gleichwohl prekäre politische Geltungsressource findet. Es will damit sowohl die Bedeutung der Urteilkraft, der politischen Klugheit als auch der politischen Öffentlichkeit in ihrer gemeinsinnigen Dimension offen legen.

Dass Gemeinsinn – der bürgerschaftliche „Geist“ – der auch noch von der modernen rechtsstaatlich-demokratischen Verfassung vorausgesetzt werden muss, wenn diese sich selber als tragfähig verstehen will, dass Gemeinsinn und Gemeingeist hochempfindliche Ressourcen des Politischen sind, die die Natur des *animal rationale* nicht *eo ipso* zu erzeugen vermag, braucht man nicht prinzipiell zu bezweifeln, wenn man gegen die antiliberale Position argumentiert. Es genügt der Hinweis auf die Analyse von Beispielen bürgerschaftlicher Kollektivität, die sich historisch im Rahmen liberaldemokratischer Konstitutionen bewährt haben.

Ein solches Beispiel liefert die Schweiz, die *confoederatio helvetica*, genauer: der Schweizer Bundesstaat, der seit 1848 als föderale Republik existiert, ohne dass er sich auf den Glauben an seine Gottgewolltheit bzw. auf die dogmatisch-totalitäre Durchsetzung dieses Glaubens hätte stützen müssen. Mit anderen Worten: Was säkularer Gemeinsinn ist, wie er funktioniert, wie er institutionell gesichert und erneuert werden kann, was ihn historisch ermöglicht hat und wie er sich auch gegenüber den zentrifugalen Kräften der Globalisierung zu behaupten vermag, ist ein Thema, das sich mit Gewinn am „Exempel Schweiz“ studieren lässt; und natürlich ebenso die Frage, welche Kontingenzen und historisch gewachsenen Strukturen diese Formation ermöglicht haben.

## FORSCHUNGSINTERESSE UND -GEGENSTAND

### GEMEINSINN UND KONFLIKT: DIE HIRSCHMAN-THESE

Der erste Schritt des Projektes soll der politikphilosophischen Selbstverständigung über ein gemeinsinniges politisches Ordnungsmodell dienen. Dabei wird insbesondere die Debatte um die von Albert O. Hirschman aufgestellte These aufgegriffen, welche die integrationsstiftende Kraft sozialer Konflikte innerhalb der politischen Ordnung betont.

Das deutsche Wort Gemeinsinn ist übersetzbar in und durch den englischen Ausdruck *common sense*; jedenfalls dann, wenn man nur auf die primäre Bedeutung der beiden Bestandteile *common* und *sense* achtet. Für die allgemeine Bürgertugend des Gemeinsinns sind eben auch Haltungen, Fähigkeiten und Orientierungen charakteristisch, die man typischerweise mit dem *common sense* als dem Inbegriff pragmatisch-nüchterner Realitätswahrnehmung und „gesunden“ Menschenverstandes verbindet – die klassischen Eigenschaften der Besonnenheit und Klugheit, der Gelassenheit und der abwägenden, selbständig entscheidenden Urteilskraft. Zum *common sense* als Bürgertugend zählen die intellektuellen Talente der Klugheit: das Vermögen, ein Problem aus verschiedenen Blickwinkeln zu erfassen; also das Vermögen, das Eigene auch aus der Position von *alter ego* zu sehen, und darum in der Lage zu sein, spezielle von verallgemeinerungsfähigen Interessen zu unterscheiden, das heißt: das allgemein Zumutbare vom unzumutbaren Spezialwunsch und vom allein privatverbindlichen Bedürfnis zu trennen.

Politische Klugheit bildet so die Basis einer demokratischen Deliberation. Sie ermöglicht Vermittlung zwischen divergenten Perspektiven, die Findung von Lösungen und Kompromissen, wo sonst Blockaden und der Kollaps kollektiver Handlungsfähigkeit drohen. Und schließlich ist eine gelassen überlegende und dem persönlichen Empfinden folgende Urteilskraft, die den Konsequenzen ihrer Entscheidung nicht ausweicht, sowohl ein Wesenszug des bürgerlichen Gemeinsinns wie des *common sense* überhaupt.

Wer über Urteilskraft verfügt, ist entscheidungsfähig, weil er (oder sie) weiß, wo und wie die allgemeinen Prinzipien im Einzelfall – also dort, wo es um reales Handeln geht

– anzuwenden sind. „Urteilskraft“, so Kant, entwirft nicht Ideen (das ist die Aufgabe der Vernunft), sie bildet nicht Begriffe (das macht der Verstand); sie versteht, Ideen und Begriffe in der konkreten Situation auf die je gegebenen Umstände richtig zu beziehen. So ist sie das eigentlich praktische und praxisleitende Organ des menschlichen Geistes.

Menschliche Intelligenz ist eingebunden in Strukturen sozialer Geltungsmacht. Sie ist, ob sie es will oder nicht, abhängig von Traditionen, von Regeln der Kommunikation, von Auseinandersetzung, von Verständigungsarbeit, vom Widerspruch und vom Gespräch. Als Urteilende sind wir darum unvermeidlich die Angehörigen einer Urteilsgemeinschaft – freilich ohne in dieser als die Subjekte, die wir sind, restlos aufgehen zu können; vor allem aber auch: ohne das zu dürfen. Denn ob als *common sense* oder als Element des spezifisch politischen Gemeinsinns: Urteilskraft im wahren Wortsinn ist nur dann am Werk, wenn sie selbstverantwortlicher Vollzug von „Selbstdenken“ (um es kantisch zu sagen) und nicht Ausdruck des „man“ ist; wenn sie nicht Sprachrohr einer herrschenden Meinung ist, sondern eigenständige praktische Stellungnahme.

*Common sense*, d. h. allgemein gewordenenes „Selbstdenken“ als erwartbare Kompetenz der Mitglieder einer politischen Körperschaft ist die Basisvoraussetzung gelingender Demokratie. Wer auf ihre Wirklichkeit nicht setzen mag, der kann an die Möglichkeit demokratischer Autonomie nicht glauben. Wer es tut, der weiß aber auch, dass solcher *common sense* die Realität von Gegensätzen und Auseinandersetzungen nicht nur nicht verhindert, sondern fast notwendigerweise provoziert. Das Problem der Uneinigkeit und selbst tiefer Gegnerschaften unter den Angehörigen der politischen Gemeinschaft kennzeichnet die Gestalt der pluralistischen, liberalen Demokratie von Anfang an. Es charakterisiert insbesondere soziale Großräume, die von der Dynamik der marktwirtschaftlichen Zivilisation mobilisiert werden. Auf diese Tatsachen verweist im Rahmen einer Debatte über den Wert und die Unentbehrlichkeit von Gemeinwohl und Gemeinsinn der Wirtschaftshistoriker und Sozialökonom Albert O. Hirschman. Nach Hirschman ist der Konflikt ein Kennzeichen pluralistisch-marktwirtschaftlicher Gesellschaften. Konflikte werden so parallel zu technischem Fortschritt und der daraus resultierenden Schaffung von Einkommen und Wohlstand immer wieder neu hervorgebracht. Dabei liegt

die Stärke demokratisch-rechtsstaatlicher, prozedural organisierter Ordnungen darin, diese Konflikte integrativ nutzen zu können: Redefreiheit und Versammlungsrecht dienen so zur Mobilisierung derjenigen Bürger, die direkt von sozialen und wirtschaftlichen Konflikten betroffen sind. Die so artikulierten Forderungen nach Ausgleich und Reform basieren dabei sowohl auf Eigeninteresse als auch auf Besorgnis um das Gemeinwohl. Das Geheimnis der Vitalität der pluralistisch-marktwirtschaftlichen Gesellschaft und ihrer Fähigkeit, sich selber zu erneuern, liegt in dieser Verbindung und in den häufigen Ausbrüchen von solchen Problemen und Krisen. Die Gesellschaft bringt einen anhaltenden Strom von Konflikten hervor, denen man sich widmen muss und die die Gesellschaft zu regeln lernen. Hirschman beschreibt die Lebenskraft der Marktgesellschaft mit Hinweis auf ihre politische, rechtsstaatlich-demokratische Basis. Deren Strukturen: der verfassungsstaatliche Prozeduralismus, der den „Strom von Konflikten“ aufnimmt und umarbeitet in (je nur temporär gültige) Entscheidungen; das Netzwerk der Öffentlichkeit, das Positionen resonant macht und aufeinander bezieht; die politische Kultur, die aus der Erfahrung lebt, dass Konflikte eine konstruktive Rolle in sozialen Beziehungen zu spielen vermögen, ja, dass sie selber diejenigen wertvollen Bindungen hervorbringen, die demokratische Gesellschaften mit dem nötigen Zusammenhalt versorgen – diese politisch-gesellschaftliche Gesamtformation ist es also, die sich im sogenannten „Westen“ immer wieder bewährt hat und die den Systemwettbewerb des 20. Jahrhunderts als einzige Kandidatin erfolgreich zu bestehen vermochte.

#### PRAXIS: DIE SCHWEIZ ALS REALGEWORDENES IDEAL GEMEINSINNIGER ORDNUNG

Der zweite Teil der Untersuchung versucht, die aus der theoretischen Diskussion gewonnenen Einsichten eines gemeinsinnig konstituierten Ordnungsmodells anhand der Schweiz und mit Blick auf ausgewählte Konflikte und Problempunkte empirisch zu überprüfen. Dabei wird zunächst der prekäre Status politischer Einheit in der Schweiz analysiert, um daraufhin das integrative Potential des demokratisch-rechtsstaatlichen Prozeduralismus zu diskutieren.

##### a) Die „fragile Nation“

Weil ihr eine kulturelle Klammer fehlt, ist die Schweiz eine „fragile Nation“. Die Schweiz ist deshalb ein Land, das auf spezielle Weise vom Gelingen der Verständigung mit sich

selber lebt. Einerseits sind explizite Grundsatzdebatten über den eigenen Sinn und Platz in der Geschichte gerade nicht die starke Seite der Schweizer, andererseits ist sich das Land – mindestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts – seiner Abhängigkeit von der stets wieder neu zu formulierenden *volonté générale* des Volkes immer bewusst gewesen. Der Begriff der „Willensnation“ ist der zum Schlagwort gewordene Ausdruck dieses Bewusstseins. Die helvetische Selbstverständigung geschieht allemal indirekt als und über die Verarbeitung konkreter, aber symptomatischer Problemstellungen, die dem Projekt zugleich das konkrete, empirische Untersuchungsmaterial liefern: Dieses Material besteht 1.) aus den Diskussionen um außenpolitische Beitrittsentscheidungen, 2.) in der Auseinandersetzung mit der Ausgestaltung der Rentenversicherung und 3.) des sogenannten *service public*, sowie 4.) in der Frage, was mit dem eidgenössischen Milizheer geschehen soll.

##### b) Deliberative Demokratie Schweiz

Die Überwindung feindseliger Kontrapositionen und des sie begleitenden Heroismus todesmutiger Kampfbereitschaft ist eine gesellschaftliche Leistung, die dann umso schwieriger wird, wenn sie sich nicht der Wiederholung einer Freund/Feind-Differenz auf höherer Ebene verdankt. Vermutlich erst die kollektive Erinnerung an die mit diesem Modus verbundenen Übel macht die diskursbasierte, dissensfähige, zivil-, nicht nationalgesellschaftliche Politikvorstellung einleuchtend, von der Hirschman spricht, und die heute oft auch durch den Verfahrensbegriff der „deliberativen Demokratie“ definiert wird.

Die deliberative Demokratie ist ein Kollektiv aus menschlicher Freiheit und kein Gebilde der Schicksalsmacht. Das „Wir“ der demokratisch verfassten, nicht-nationalistischen und nicht-ethnizistischen politischen Gemeinschaft ist darum nichts, das als irgendwie naturhaft vorgegeben zu konzipieren wäre. Das „Wir“ der gegenwartsadäquaten, demokratisch-liberal organisierten Bürgereinheit ist „Demos“, d. h. das Gegenteil einer durch Blut-und-Boden gestifteten Abstammungsgemeinschaft (was „*natio*“ ja ursprünglich bedeutet). Es ist die – gewiss auch historisch bedingte und ermöglichte – spezielle Zusammengehörigkeit von Menschen, die sich primär aus der gewachsenen und verfassungsrechtlich strukturierten Möglichkeit kollektiver Willensbildung ergibt, versteht und bestätigt. Es ist das, was in der Schweiz seit langem als „Staatsbürger-“



***Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.***

Landsgemeinde in Glarus vom 3. Mai 2009 Foto: Marc Schlumpf

bzw. als „Willensnation“ bezeichnet wird, und es ist mithin das, was – prinzipiell betrachtet – von jeder völkischen Ideologie frei ist; ein, um es paradox zu formulieren, nicht-nationalistisches Nationalbewusstsein, das zwischen „Wir“ und „Ihr“ zu unterscheiden weiß, indem es – vor allem anderen – auf gemeinsame Verfahren der Willens- und Entscheidungsbildung vertrauen darf.

## PROBLEMPROSPEKT

Diese real gewordene Idee, d.h. die in der Schweiz verwirklichte deliberative Demokratie zu studieren, ist also aus doppeltem Grunde interessant: Zum einen, weil sie die Konkretisierung eines heute viel diskutierten politischen Konzeptes liefert, zum anderen, weil heute auch die Schweiz selbst – unter den Bedingungen der Gegenwartsmoderne und der Globalisierung mit den für sie typischen Desintegrationskräften – einem erneuten Wirklichkeitstest ausgesetzt ist: Angesichts der Herausforderungen durch die Globalisierung und Individualisierung muss gefragt werden, wo die Schweiz heute mit ihrem gemeinsinnigen Modell steht und welche Chancen in der Zukunft für eine demokratisch-prozedurale, auf politischer Urteilskraft basierenden Integration von Spannungen und Konflikten gegeben sind. Gefordert ist die Schweiz durch die weltweiten Bestrebungen, auch die Politik zu internationalisieren. Das Projekt wird also abschließend die Fragen thematisieren, inwieweit die Schweiz durch eine Öffnung hin zu einer globalisierten Welt – und insbesondere hin zu Europa – ihre spezifisch gemeinsinnige Ordnungsbehauptung aufrecht erhalten kann, und warum eine solche Öffnung mitunter als Bedrohung der nationalen Identität wahrgenommen wird.

## LITERATUR

KOHLER, Georg: Bürgertugend und Willensnation. Über den Gemeinsinn in der Schweiz, Zürich 2010.

KOHLER, Georg/BONVIN, Jean-Michel/SITTER-LIVER, Beat (Hg.): Gemeinwohl - Bien Commun. Ein kritisches Plädoyer – un plaidoyer critique, Fribourg 2004.

KOHLER, Georg/VON MOOS, Stanislaus (Hg.): Expo-Syndrom? Materialien zur Landesausstellung 1883-2002, Zürich 2002.

KOHLER, Georg: Philosophische Grundlagen der liberalen Rechtsstaatsidee, in: THÜRER, Daniel/AUBERT, Jean-Francois/MÜLLER, Jan Peter (Hg.): Verfassungsrecht der Schweiz, Zürich 2001, S. 247-264.

KOHLER, Georg/MEYER, Martin (Hg.): Die Schweiz für Europa? München 1998.

## MITARBEITER

Dr. Angelo Maiolino

## DAS ETHOS DER FREUNDSCHAFT — DISKURSE UND NARRATIONEN VON GEMEINSINN IN DER MITTELALTERLICHEN LITERATUR

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

König Marke küsst Tristan. Bemalte Bodenfliese, Abtei Chertsey um 1270

Foto: Flickr/Martin Beek

**//** AN DIR IST ALLEZ,  
DES ICH GER./  
DÛ KANST ALLEZ,  
DAZ ICH WIL:/  
JAGEN, SPRÂCHE,  
SEITSPIL./  
NU SULN OUCH WIR  
GESELLEN SÎN,/  
DÛ DER MÎN UND  
ICH DER DÎN.

GOTTFRIED VON STRASSBURG: TRISTAN,  
V. 3722-3726; KÖNIG MARKE ZU TRISTAN

Im Mittelalter hat Freundschaft eine andere Funktion als in der Moderne. Für die soziale Vernetzung innerhalb der mittelalterlichen Adelsgesellschaft bildet sie ein Kommunikationsmedium, das Gemeinsinn stiftet und stabilisiert. Darin hat Freundschaft eine eminent soziale Funktion, die weit über die Funktionen personaler Bindungen in der Moderne hinausreicht. Ziel ist es, die Semantiken und Aneignungsformen von Freundschaft in diskursiven und narrativen Texten des 12. und 13. Jahrhunderts aufzuzeigen und ihre Tragweite für unterschiedliche Entwürfe von Gemeinsinn zu untersuchen. In diesem Zeitraum haben zahlreiche Konzeptionen der Freundschaft miteinander konkurriert. Um die unterschiedlichen und diskontinuierlichen Aneignungsformen aufzuzeigen, soll Freundschaft an verschiedenen Darstellungsformen sowie an verschiedenen Beziehungskonstellationen innerhalb und zwischen den Geschlechtern untersucht werden.

Die Frage nach dem Gemeinsinn als Grundlage von Freundschaftskonzeptionen ist in der Forschung zu mittelalterlichen Freundschaftsdiskur-

sen und Freundschaftserzählungen bislang nicht gestellt worden. Das ist umso erstaunlicher, als sich das Thema Freundschaft in den letzten Jahren in unterschiedlichen Disziplinen der Mediävistik, vor allem in der Geschichtswissenschaft, zu einem veritablen Forschungszweig entwickelt hat. Freundschaft ist dabei zu einer Art Sammelbegriff geworden, der auf recht unterschiedliche Beziehungen Anwendung gefunden hat. Das hat zwangsläufig zu einer irritierenden begrifflichen Mehrdeutigkeit und damit zu einer gewissen Undurchsichtigkeit des Freundschaftsbegriffs geführt.

Diskurse und narrative Texte des 12. und 13. Jahrhunderts thematisieren Freundschaft als Grundlage der Stiftung von Gemeinsinn unter unterschiedlichen Aspekten. Grundsätzlich lassen sich öffentlichkeits- und privatheitsbezogene Modelle der Freundschaft unterscheiden. Freundschaft kann als ein Code der Öffentlichkeit fungieren, der in erster Linie politisch-soziale Vernetzungen bezeichnet, aber auch als ein Code von Intimität, der enge, gegenüber Dritten abgegrenzte persönliche Bindungen und die ihnen eigenen Kommunikationsstrukturen markiert. Daraus ergeben sich folgenreiche Mehrdeutigkeiten für den Begriff des Gemeinsinns, weil die Reichweite des je Gemeinsamen in der Binnenperspektive der Akteure und der an sie sozial herangetragenen Erwartungen nicht durchweg deckungsgleich ist: So kann der Sinn für das Gemeinsame der Freundschaft ebenso als Stabilisierung von Gemeinsinn des Sozialverbandes wie auch als konkurrierende Loyalität des davon abgrenzbaren Freundschaftsbundes begriffen werden. In den untersuchten Texten erscheint Freundschaft einerseits als Transzendenzfigur, insofern sie als spontane, affektive Verbindung willentlicher Verfügung entzogen ist, andererseits werden bestimmte Konzeptionen von Freundschaft in religiöser Transzendenz fundiert oder auf diese hin entworfen. Damit verbunden ist die Frage nach dem Verhältnis von Freundschaft zu den Gemeinsinnskonstruktionen der Liebe und Verwandtschaft sowie ihrer jeweiligen Ausformung für die Ordnung der Geschlechter.

Das Teilprojekt geht von der Annahme aus, dass sich diese Frage für das hohe Mittelalter nicht einheitlich beantworten lässt. Unter Bezug auf die Perspektive vom Mittelalter als einer aus unterschiedlichen Kulturen (u.a. der herrschaftlichen, der höfischen, der monastischen Kultur) zusammengesetzten Epoche wird vielmehr untersucht, wie sich diese Kulturen wechselseitig ignoriert, beeinflusst oder transformiert haben und welche Folgen dies für die Konstruktionen von Gemeinsinn mittels des Freundschaftsbegriffs und seiner Transzendierungsleistungen gehabt hat.

## **FREUNDSCHAFT – DURCH TRANSZENDENZEN ABGESICHERTER GEMEINSINN**

Der Begriff der Freundschaft ist im Mittelalter von einem polyvalenten bis polysemischen Begriffsreichtum geprägt, der in einer sozial und kulturell nicht leicht auszumachenden Zwischensphäre zwischen politischer *amicitia*, Liebe und Verwandtschaft zu verorten ist. Freundschaft bildet, als soziale

**PROF. DR.  
MARINA MÜNKLER**

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen  
des Urheberrechts entfernt.*

## **LEHRSTUHL FÜR ÄLTERE UND FRÜHNEUZEITLICHE LITERATUR UND KULTUR**

Marina Münkler studierte von 1978 bis 1984 Germanistik, Philosophie und Theaterwissenschaften an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt. Nach ihrer Tätigkeit als freiberufliche Übersetzerin und Literaturkritikerin legte sie 1997 ihre Promotion mit dem Titel „Erfahrung des Fremden. Die Beschreibung Ostasiens in den Augenzeugenberichten des 13. und 14. Jahrhunderts“ ab. Von 1998 bis 2000 war Marina Münkler Postdoktorandin im Graduiertenkolleg „Codierung von Gewalt im medialen Wandel“. In den darauffolgenden Jahren bis 2007 war sie als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für deutsche Literatur der Humboldt-Universität zu Berlin tätig. Dort habilitierte sie sich 2007 mit der Arbeit: „Narrative Ambiguität. Transformationen des Erzählens und der Figurenidentität in den Faustbüchern des 16. und 17. Jahrhunderts“. Gastprofessuren in Berlin und Zürich folgten dem Ruf an die TU Dresden. Seit Januar 2010 ist Marina Münkler Professorin für Ältere und frühneuzeitliche Literatur und Kultur am Institut für Germanistik und dort seit Oktober 2010 Geschäftsführende Direktorin.

Praktik im kulturtheoretischen Rahmen betrachtet, eine der Strategien, mit denen Sozialität erzeugt sowie Kommunikation und Verhalten zwischen Individuen strukturiert werden. Das gilt gleichermaßen für persönliche, soziale und herrschaftliche Beziehungen. So nimmt im Mittelalter etwa das Kommunikationsmedium Freundschaft die Verbindlichkeit des vasallitischen *triuwe*-Begriffs in seinen Code auf und orientiert sich damit in seiner Handlungsstruktur auf eine stratifikatorisch geordnete Gemeinschaft hin. Als Intensivform sozialer Beziehungen stützt sich die Freundschaft aber darauf, dass die dem politisch-herrschaftlichen oder religiösen Code entlehnten Normen auch in der persönlichen Interaktion zur stabilisierenden Grundlage werden. Diese Strukturierungs- und Stabilisierungsleistung rekurriert in erster Linie auf Konstruktionen von Gemeinsinn, die teilweise in Transendenzen, d. h. als unverfügbar, abgesichert werden. Das Unverfügbare erscheint als außergesellschaftliche Ressource, die der unmittelbaren Lebenswelt entzogen ist.

Gemeinsinn ist in Bezug auf Freundschaft damit in einer doppelten Gerichtetheit zu verstehen: als individueller Sinn für das Gemeinsame und als gemeinsamer Sinn der Individuen, der sich sowohl auf den gesamten Sozialverband als auch auf die Sonderdyade der Freunde in Abgrenzung vom Sozialverband beziehen kann. Da beide Typen von Gemeinsinn hochgradig voraussetzungsvoll sind, weil sie unter der Erwartung unbedingter Stabilität stehen, dabei aber aufgrund sich verändernder Interessenlagen häufig höchst instabil und fugitiv sind, bedürfen sie der Absicherung in Transendenzen. Wechselseitige Bewunderung, Treue und Vertrauen als zentrale Merkmale von Freundschaft sind solche Transzendenzfiguren, die sich als innerweltliche Transendenzen beschreiben lassen. Freundschaft zwischen Individuen kann aber auch sakralisiert, und diese Sakralisierung wiederum kann durch Gottesfreundschaft überboten werden. Transzendenz steht also einerseits für Unverfügbarkeit und Verpflichtung und andererseits in der Hierarchie für die Möglichkeit der Dispensierung davon durch übergeordnete Verpflichtungen. Die Zuschreibung wie Erwartung von Freundschaft stabilisiert und kontinuiert Gemeinsinn. Da dieser eine ebenso knappe wie flüchtige Ressource von Soziabilität darstellt, sind Gesellschaften zwecks Sicherung von Gemeinsinn auf Transzendenzfiktionen angewiesen. Gerade in seiner polysemischen Ausgestaltung und Ausweitung auf immer weitere herrschaftliche,

soziale und persönliche Beziehungen ist der Freundschaftsbegriff ein semantisches Stabilisierungsstrategem von Gemeinsinn.

Freundschaft erzeugt Sinn innerhalb einer Gemeinschaft, der sich auf das Individuelle wie auf das Gemeinsame bezieht, sie generiert einen Sonderhorizont des Verhaltens und Handelns und etabliert eine eigene kommunikative Ordnung, die unterschiedliche Grade von Intimität umfasst. Freundschaft setzt damit sowohl räumliche als auch kommunikative Bindung an spezielle Sinn- und Verhaltenshorizonte voraus und ist mit Semantiken verbunden, die Anschlussfähigkeit erzeugen und Verhalten erwartbar machen. Diese Semantiken sind im Mittelalter durchaus different, denn Handlung wird durch Imperative entworfen, als deren Grundlage lehensrechtliche, höfische oder monastische Normen und Werte gelten. Um Kommunikation stabil zu halten, werden den Normen und Werten Zeichenvorräte ‚entlehnt‘, die sich bereits als anschlussfähig erwiesen haben. Freundschaft wird durch konnotative Ausbeutung solcher Zeichenvorräte selbst zu einer die Gemeinschaft stabilisierenden Norm.

## METHODISCHER ZUGRIFF

Ziel des Projekts ist, anhand von Freundschaftsdiskursen und narrativen Texten des 12. und 13. Jahrhunderts die jeweiligen Semantiken des Freundschaftsbegriffs aufzuzeigen und deren Tragweite bzw. Problematik für unterschiedliche Entwürfe von Gemeinsinn zu untersuchen. Dazu sollen die diskontinuierlichen Aneignungsformen des Freundschaftsbegriffs in unterschiedlichen Feldern philosophisch-theologischer und poetisch-narrativer Diskursivierung erarbeitet werden. Dabei spielen unterschiedliche Beziehungskonstellationen innerhalb und zwischen den Geschlechtern sowie unterschiedliche Narrativierungs- und Schreibformen eine Rolle.

Des Weiteren geht es um die Frage, ob, und wenn ja, in welchen Fällen, Freundschaft zu den Gemeinsinnskonstruktionen von Verwandtschaft oder Liebe kompetitiv oder komplementär gedacht worden ist, und wie Einflüsse der verschiedenen mittelalterlichen Kulturen bei der Konstruktion des Freundschaftsbegriffs gewirkt haben. Methodisch stützt sich das Projekt neben den begriffsgeschichtlichen Instrumentarien des Sonderforschungs-

bereichs im Anschluss an Reinhart Koselleck auf Niklas Luhmanns Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien. Freundschaft soll als ein solches symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium verstanden werden, das sich als ein Vorrat an sinnhaften Zeichen, Gesten, Redewendungen und Bildern beschreiben lässt.

## ARBEITSSCHWERPUNKTE

### FREUNDSCHAFT ALS ETHISCH-POLITISCHE

### RESSOURCE – DIE ANTIKE FREUNDSCHAFTSETHIK

Der antike Freundschaftsdiskurs kann als die erste folgenreiche semantische Grundlegung von Freundschaft und der mit ihr verbundenen Vorstellung von Gemeinsinn betrachtet werden. Freundschaft hat in der griechischen und römischen Antike sowohl als politisches als auch ethisches Konzept eine entscheidende Rolle gespielt. Freundschaft wurde in der antiken Ethik gleichermaßen als Vehikel sittlicher Vervollkommnung wie als Stifterin von Gemeinsinn betrachtet. Daher sollen die semantischen Verknüpfungen von *philia* und *eros*, *amicitia* und *amor* untersucht sowie die Abgrenzung zwischen den unterschiedlichen Freundschaftsmodellen mit ihren ethisch-politischen oder identitätskonstitutiv-privaten Konzeptionen analysiert werden. Weiterhin soll untersucht werden, welche unterschiedlichen Aspekte von Gemeinsinn in den antiken Freundschaftsdiskursen aufgerufen werden, wo diese in die politische Struktur der Gemeinschaftskonstruktionen eingebaut werden und inwieweit Transzendenz im Sinne von Unverfügbarkeit eine Rolle spielt, um so die Grundlage für die Beobachtung von Ähnlichkeiten und Unterschieden zu mittelalterlichen Freundschaftsvorstellungen zu schaffen.

### FREUNDSCHAFT ZU GOTT UND PERSONALE

### FREUNDSCHAFT – DIE MONASTISCHE TRADITION

Während die antiken Philosophen – sofern man von Platon absieht – Freundschaft in der Mitte der Gesellschaft ansiedelten und sie als politische Tugend konzipierten, in die auch Aspekte von *eros* und *amor* eingingen, setzten die christlichen Theologen Freundschaft mit christlicher Liebe gleich und grenzten beide von der sinnlichen Liebe ab. Die in der antiken Ethik als Liebe zur Tugend postulierte Freundschaft wurde hierbei nicht mehr nur in der wechselseitigen öffentlichen Anerkennung der Freien und Gleichen gegründet, sondern in der universalen Freundschaft Gottes zu den Menschen. Nach Augusti-

***Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.***

Abaelard und Heloise, Miniatur in einer Handschrift des Rosenromans von Jean de Meung, 14. Jahrhundert. Foto: [The Bridgeman Art Library](#)

nus verband Freundschaft die Freunde nicht nur untereinander, sondern auch mit Gott. Diese auf Gott bezogene Freundschaft richtete sich nicht in erster Linie auf den anderen Menschen, sondern auf Christus als den vollkommenen Menschen. Dazu bedurfte es jedoch einer Reihe semantischer Transformationen. Mit der Institutionalisierung des Mönchtums in Europa wurde die Semantik von Freundschaft im monastischen Kontext zunächst weitgehend von der Semantik der Bruderschaft und der Brüderlichkeit verdrängt. Erst seit dem 12. Jahrhundert fanden hier Transformationen in Richtung auf interpersonale Freundschaft statt. Hört dieser Freundschaft blieb aber die Klostersgemeinschaft, die sich gerade in der Abkehr von der auf weltliche Anerkennung gerichteten profanen Freundschaft bewährte. Monastische Freundschaft war nicht dadurch identitätsstiftend, dass sie auf öffentliche Anerkennung ausgerichtet war, sondern indem sie die Liebe Gottes und die Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott in Bezug auf den anderen sichtbar machte. Mit Blick auf die ciceronische und die spirituelle Freundschaftskonzeption lässt sich von verschiedenen Graden oder auch Intensitäten der

Freundschaft sprechen, mit denen, so die weiter auszuarbeitende These, unterschiedliche Dimensionen von Gemeinsinn korrespondieren.

## PATRONAGE, WAFFENBRÜDERSCHAFT, VERTRAUEN – FREUNDSCHAFT IN DER HELDENEPIK

Vor dem 12. Jahrhundert begriff die ritterlich-aristokratische Gesellschaft Freundschaft in erster Linie als Anerkennung eines charismatischen Führers durch den Treueschwur seiner Gefolgsleute. Diese Art von Freundschaft war typisch für eine auf Gefolgschaftsstrukturen aufgebaute Kriegergesellschaft, die unter den Männern starke wechselseitige Verpflichtungen begründete, die nicht nur als herrschaftliche, sondern auch als affektive Bindungen beschrieben worden sind.

Im germanischen Rechtsverständnis verbindet sich Freundschaft mit Gefolgschaft und wird so in ein institutionalisiertes Rechtsverhältnis überführt. Stärkstes Bindeglied der Freundschaft ist in der althochdeutschen und mittelhochdeutschen Literatur die *triuwe* als Gefolgschafts- und Freundestreue zwischen kampffähigen und kampfberechtigten Männern. Die Heldenepen nehmen diesen Aspekt der Gefolgschafts- und Freundestreue auf und spielen ihn an unterschiedlichen Konstellationen durch. So erscheint im *Nibelungenlied* Freundschaft häufig in der vasallitischen Semantik einer auf Vertrauen basierten Ratgeberschaft. Die Semantik von Freundschaft als vertrauensvolles Verhältnis, das es dem Freund ermöglicht, die Interessen seines Lehnsherrn stellvertretend für diesen wahrzunehmen, schafft jedoch Interaktionsmöglichkeiten, die das Unterordnungsmodell der Vasallität teilweise aushebeln.

## PLURALISIERUNG DER FREUNDSCHAFTS- KONZEPTIONEN – DER HÖFISCHE ROMAN

In den höfischen Romanen des 13. Jahrhunderts wird ein breites Spektrum von Freundschaft entworfen, das sich von der unterstützenden Aktion im Kampf bis hin zur intimen Freundschaft ausdifferenziert. In dieser Ausdifferenzierung wird die Frage nach der personalen Identität in die Freundschaftsvorstellung miteinbezogen. Raum und Kommunikation spielen eine entscheidende Rolle bei der Herstellung eines gemeinsamen Horizontes des Handelns und Verhaltens, denn in diesen

***Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.***

Dietrich nimmt den Stein an und bedankt sich bei Baldung (Cod. Pal. germ. 69 Sigenot, 28v, Stuttgart, Werkstatt Ludwig Henfflin um 1470.)

Komponenten spiegelt sich die Entwicklung von einer politischen *amicitia*-Gemeinschaft hin zu einer höchstpersönlichen Beziehung. Die Erschließung neuer Kommunikationsräume hat nicht nur Folgen für die Frage nach der Individualisierung, sondern auch für die Entwicklung des Freundschaftsmediums – je intimer die Räume der Kommunikation werden, desto mehr erfordern sie Selbstoffenbarung, je intimer die Gespräche werden, desto intimer wird die Codierung von Freundschaft, wodurch sie sich der Liebe annähert.

Durch das Aufkommen des Bedürfnisses nach höchstpersönlichen Beziehungen wird auf der Ebene gesellschaftlicher Interaktion Liebe zum Konkurrenten für Freundschaft. Gleichzeitig ist letztere notwendig, um Liebe zu stabilisieren. Freundschaft folgt damit allerdings nicht nur einer kommunikativen und Gemeinsinn qua Semantik strukturierenden Komponente, sondern ihr haftet auch ein Moment des Unverfügbaren an, was sie neben aller Greifbarkeit zu einem auratischen Phänomen werden lässt. In diesem Zusammenhang bietet sich eine umfängliche Theoriearbeit an, die im Hinblick auf die Konstruktionen von Geschlecht, Homosozialität und Homosexualität geleistet werden kann, um Prämissen der jüngeren Forschung auf diesem Gebiet zu reflektieren.



## SPIRITUALISIERUNG UND SAKRALISIERUNG VON FREUNDSCHAFT – DIE LEGENDARISCHE LITERATUR

Für die Legende ist kennzeichnend, dass sie die Gottesfreundschaft ganz in den Mittelpunkt stellt und demgegenüber sowohl innerweltliche Freundschaft als auch Verwandtschaft gezielt abwertet. Die Gottesfreundschaft des Heiligen muss sich biographisch häufig erst durchsetzen, um gegenüber dem irdischen Dasein verabsolutiert werden zu können. Selbst wenn der Heilige von Beginn an ein sündenfreies, Gott hinggegebenes Leben führt, muss sich das Heilige doch erst im Laufe seines Lebens verwirklichen und in oder nach seinem Tod bestätigen. Der Durchbruch des Heiligen im Leben eines Menschen kann sich in unterschiedlicher Weise ereignen: als Martyrium, als Wunder, als Weltabkehr etc. Deshalb geht es in der Legende zumeist nicht um das Kontinuum eines Lebens, sondern um die Brüche und Umbrüche, um den Einbruch des Wunders und der wunderbaren Tugend in das Leben. Der Heilige zeichnet sich insofern durch Exklusionsindividualität aus, denn die gesellschaftlichen Anforderungen von Familie und Stand haben für ihn keine Bedeutung mehr. Die Identität des Heiligen bestimmt sich zumeist durch gezielte Selbstexklusion.

Von diesem Modell der Vereinzelung in der Gottesfreundschaft unterscheidet sich die lateinische Legende von *Amelius und Amicus*, die ein Freundespaar in den Mittelpunkt stellt, dessen Transzendenzbezug anders strukturiert ist. Die verschiedenen Fassungen dieser Legende entfalten eine Semantik von Freundschaft, in der die interpersonelle Kommunikation und die unbedingte Bindung gegenüber dem Freund alle anderen sozialen Bindungen überbietet und Transzendenz funktional der persönlichen Bindung zwischen den Freunden zuordnet. Im *Engelhard* Konrads von Würzburg, der in dieser Tradition steht, lassen sich gegenüber der *Amelius und Amicus*-Legende verschiedene Transformationen erkennen, die zum einen die ständische Ordnung betreffen, zum anderen die Drastik, mit der sich die Freundschaft von allen anderen sozialen und emotionalen Bindungen abhebt und selbst in ihren dramatischsten Konsequenzen durch göttliche Wunder gerechtfertigt wird. Dazu arbeiten legendarische Narrationen dieser Tradition mit hochgradigen, in religiöser Transzendenz verankerten Kontingenzen, die für die Legende insgesamt kennzeichnend sind.

## LITERATUR

MÜNKLER, Marina: Erfahrung des Fremden. Die Beschreibung Ostasiens in den Augenzeugenberichten des 13. Und 14. Jahrhunderts, Berlin 2000.

MÜNKLER, Marina: Narrative Ambiguität. Die Faustbücher des 16. bis 18. Jahrhunderts, Göttingen 2011.

MÜNKLER, Marina (Hg.): Aspekte einer Sprache der Liebe. Formen des Dialogischen im Minnesang, Bern/Berlin u.a. 2011 (Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik, NF 21).

MÜNKLER, Marina: Der ordo-Gedanke und die Hermeneutik der Fremde im Mittelalter. Die Auseinandersetzung mit den monströsen Völkern des Erdrandes (gemeinsam mit W. RÖCKE), in: H. MÜNKLER (Hg.): Die Herausforderung durch das Fremde, Berlin 1998, S. 701-766.

MÜNKLER, Marina: Inszenierungen von Normreflexivität und Selbstreflexivität in Wolframs von Eschenbach Parzival, in: Zeitschrift für Germanistik NF XVIII (2008), S. 497-511.

MÜNKLER, Marina: Buße und Bußhilfe. Modelle von Askese in Wolframs von Eschenbach Parzival, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 86 (2010), S. 131-159.

## MITARBEITER/-INNEN

Katja Lasch

Dr. Kay Malcher

Anne-Katrin Federow

Antje Sablotny, M.A.

Anja Swidsinski

Denise Theßeling, MA

*Das Bildmaterial wurde aus Gründen des Urheberrechts entfernt.*

Der Forschungsverbund bietet seinen Doktorandinnen und Doktoranden die Möglichkeit des kontinuierlichen und intensiven interdisziplinären Austauschs. Foto: Nick Wagner

**// DIE EIGENSTÄNDIGKEIT DER PROMOVIERENDEN ENTWICKELN, SIE INDIVIDUELL FÖRDERN, IHRE METHODISCHEN KOMPETENZEN STÄRKEN!**

Das Integrierte Graduiertenkolleg hat die Aufgabe, die fachliche Einbindung der Promovierenden im Rahmen der SFB-Teilprojekte durch ein spezifisches Betreuungsangebot zu ergänzen. Es gilt, die Eigenständigkeit der Nachwuchswissenschaftler/-innen zu stärken und sie im Austausch über interdisziplinäre und epochenübergreifende Fragestellungen bei der zielgerichteten Fertigstellung ihrer Dissertationen zu unterstützen. Stipendien bieten zudem die Möglichkeit, exzellente Nachwuchswissenschaftler/-innen aus dem In- und Ausland an den SFB zu binden bzw. Promovierenden längere Forschungs- und Arbeitsaufenthalte im Ausland zu ermöglichen.

Mitglieder des Integrierten Graduiertenkollegs sind die Doktorandinnen und Doktoranden des SFB 804 und Promovierende aus dem Umfeld des SFB sowie ausgewählte Nachwuchswissenschaftler/-innen, die mit einem Doktorandenstipendium an den SFB herangeführt werden. Sie alle partizipieren am übergreifenden Forschungsprozess zum Thema „Transzendenz und Gemeinsinn“.

Die Aufgabe des Integrierten Graduiertenkollegs besteht darin, das interdisziplinäre und epochenübergreifende Grundverständnis des SFB zu vermitteln und zugleich die disziplinären Kenntnisse und Fähigkeiten der Graduierten unter der engagierten fachlichen Anleitung der jeweiligen Projektleiter/-innen weiterzuentwickeln.

Das grundsätzliche Strukturprinzip des Studienprogramms ist es, eine intensive Betreuung auf hohem Niveau zu gewährleisten, ohne die Freiräume der Graduierten für eigenständige Entwicklung und Recherche zu sehr einzuschränken. Individuelle Kreativität und Flexibilität sind unverzichtbare Voraussetzung für einen erfolgreichen Abschluss und exzellente Promotionsergebnisse. Die einzelnen Promotionsvorhaben sollen ein individuelles Profil besitzen, um höchsten akademischen Ansprüchen zu genügen.

Das Studienprogramm des Kollegs will zudem die Erarbeitung eigenständiger Perspektiven für die Dissertation unterstützen und Hilfestellung beim Schreib- und Forschungsprozess sowie bei der Entwicklung berufspraktischer Perspektiven geben. Die Durchführung des Studienprogramms basiert auf fünf verschiedenen Formaten, die auf die individuellen Bedürfnisse der Promovierenden zugeschnitten sind:

1) Grundlagenseminare vermitteln den Nachwuchswissenschaftler/-innen in konzentrierter Form Grundzüge des SFB-Konzepts und der damit in Verbindung stehenden Problemstellungen, Begrifflichkeiten und Theoreme. Ziel ist dabei eine regelmäßige Überprüfung und Fortschreibung des übergreifenden Forschungsprogramms, die auch für die Teilprojektleiter/-innen und promovierten Mitarbeiter/-innen relevant sind.

2) Regelmäßige Semester-Kolloquien, die vornehmlich als Blockveranstaltungen strukturiert sind, geben den Doktorandinnen und Doktoranden die Möglichkeit, ihre Promotionsprojekte in konzentrierter Form vorzustellen und Techniken der wissenschaftlichen Präsentation einzuüben und zu verbessern.

3) Workshops, die von Teilprojektleiter/-innen geleitet werden oder auch auf Initiative der Promovierenden selbst zustande kommen, bieten den Nachwuchswissenschaftler/-innen die Möglichkeit, sich aus verschiedenen

disziplinären Kontexten zusammenzufinden und einzelne Promotionsprojekte in eine gemeinsame Perspektive zu rücken. Zu den Veranstaltungen, die als Themen-, Theorie- oder Methodenworkshops konzipiert sind, können Gastwissenschaftler/-innen eingeladen werden.

4) Die durch den SFB 804 in jedem Semester durchgeführte Vorlesungsreihe ist Teil des Studienprogramms. An den Abendvortrag der Referent/-innen vor dem Auditorium des gesamten SFB kann sich am nächsten Morgen ein „Frühstücksgespräch“ mit den Graduierten anschließen. Bei dieser Gelegenheit können nicht nur der Abendvortrag intensiv nachbesprochen, sondern auch bestimmte Aspekte der Dissertationsprojekte kommentiert werden.

5) Werkstatt-Seminare mit zum Teil externen Experten und Expertinnen verfolgen das Ziel, die für die Fertigstellung der Doktorarbeit erforderlichen Schlüsselqualifikationen zu optimieren und damit zugleich die Promovierenden auf die Post Doc-Phase und damit auf den Einstieg in das Berufsleben vorzubereiten.

Im Rahmen des Kollegs werden fünf Jahresstipendien vergeben. Diese Stipendien erfüllen die Funktion, externe Nachwuchswissenschaftler/-innen an den Sonderforschungsbereich heranzuführen bzw. ihnen die Möglichkeit zu geben, sich ein Thema für eine Dissertation im Rahmen des SFB zu erschließen.

## LEITUNG

Prof. Dr. Gerd Schwerhoff

## WISSENSCHAFTLICHER KOORDINATOR

Dr. Gernot Kamecke

## KONTAKT

### **Zentrale Geschäftsstelle**

Bürogebäude Zellescher Weg (BZW)  
Zellescher Weg 17  
01069 Dresden

### **Wissenschaftliche Koordinatoren**

**Katja Schröder, M.A.**

**Dr. Dietrich Herrmann**

sfb804@tu-dresden.de

Tel.: +49 351 463-42467

Fax: +49 351 463-37774

### **Projektassistentin**

**Cornelia Eichler**

cornelia.eichler@tu-dresden.de

Tel.: +49 351 463-37581

### **Öffentlichkeitsarbeit**

**Nick Wagner, M.A.**

nick.wagner@tu-dresden.de

Tel.: +49 351 463-33914

### **Kooperationen**

**Kerstin Küster, M.A.**

kerstin.kuester@tu-dresden.de

Tel.: +49 351 463-37681

### **Veranstaltungen**

**Torsten Hänel, M.A.**

torsten.haenel@tu-dresden.de

Tel.: +49 351 463-37681

### **Bibliothek des SFB 804**

Bürogebäude Zellescher Weg

EG 1 (Glasanbau)

R. 004/005

sfb804-bib@mailbox.tu-dresden.de

Tel.: +49 351 463-33914

## IMPRESSUM

**Herausgeber:** Der Sprecher des SFB 804

V.i.S.d.P.: Prof. Dr. Hans Vorländer

**Redaktion:** Katja Schröder, Nick Wagner,

Franziska Lange, Claudia Parton, Katrin

Grützmaker, Valeria Drotskaja

**Redaktionsschluss:** 30. November 2011

**Satz und Layout:** Johannes Eisenblätter, Nick Wagner

**Druck:** SDV Direct World GmbH,

Tharandter Str. 31-33, 01159 Dresden

Sämtliche Nutzungsrechte an dem vorliegenden Werk liegen beim Sonderforschungsbereich 804. Jegliche Nutzung des Werks, insbesondere die Vervielfältigung, Verbreitung, öffentliche Wiedergabe oder öffentliche Zugänglichmachung, ist ohne die vorherige schriftliche Einwilligung des Sonderforschungsbereichs 804 unzulässig.

Bildnachweise: Wir haben uns bemüht, sämtliche Rechteinhaber von Abbildungen zu ermitteln. Sollte ein davon abweichender Nachweis der Rechteinhaberschaft geführt werden können, so erbitten wir einen diesbezüglichen Hinweis. Titelfoto: Amac Garbe

### **Postanschrift**

*Briefe*

TU Dresden

Sonderforschungsbereich 804

01062 Dresden

*Pakete*

TU Dresden

Sonderforschungsbereich 804

Helmholtzstr. 10

01069 Dresden

